Herders Werke

Fünfter Teil

Erste Abteilung

Briefe zur Beförderung der Humanität
(Auswahl)

Herausgegeben

von

Dr. Eugen Kühnemann

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

1891.

Kürschners Deutsche National-Litteratur Bandausgabe 168

Die

Deutsche National-Litteratur

herausgegeben

von Prof. Joseph Kürschner

bietet die Gesamtheit der deutschen Litteraturschätze von den Anfängen deutschen Schrifttums bis zur Neuzeit in einer nach einheitlichen Gesichtspunkten getroffenen Anordnung. Sie ermöglicht es auch weiteren Kreisen, den Entwicklungsgang unserer Litteratur zu erfassen und deren Werke mit Genuß und Verständnis in sich aufzunehmen.

Unter Mitwirkung ausgezeichneter Gelehrter herausgegeben, hat sie begründeten Anspruch auf wissenschaftliche Gründlichkeit, sowohl mit Rücksicht auf die sorgfältig revidierten, ergänzten und vervollständigten Texte, wie bezüglich der Kommentare, Einleitungen u. s. w. Übersichtlich angeordnete Registerbände erhöhen die Nutzbarkeit des ganzen Werkes und bilden ein in seiner Art unübertroffenes litterargeschichtliches Orientierungsmittel.

Mit der inneren Vorzüglichkeit geht die gediegenste äußere Ausstattung und typographische Schönheit Hand in Hand, vereint mit beiden eine ganz ungewöhnliche Billigkeit des Preises. Kürschners „Deutsche National-Litteratur" erscheint in Bänden bis zu 36 Bogen à 16 Seiten, zum Preis von M. 2.50 (Fl. 1.50 = Fr. 3.50); monatlich werden 2 Bände ausgegeben. Gleichzeitig mit jedem Band erscheinen ausgezeichnet schöne Halbfranzdecken zum Preis von 70 ₰.

Inhalt der erschienenen Bände.

1. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Der Werke 1. Bd.)
2. Band: Goethes „Faust", erster und zweiter Teil. (Der Werke 12. Bd.)
3. Band: Schillers „Räuber" u. „Fiesko", m. d. Theaterbearbeitungen. (Der Werke 3. Bd.)
4. Band: Kortums „Jobsiade".
5. Band: Lessings „Lieder, Oden, gereimte Fabeln, Sinngedichte, Epigramme, Fragmente, Fabeln u. Erzählungen. Jugenddramen". (Der Werke 1. Band.)
6. Band: Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus". (Der Werke 2. Band.)
7. Band: Wielands „Oberon und verschiedene Erzählungen und Märchen in Versen". (Der Werke 2. Band.)
8. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 3. Enth.: Maler Müller u. Ch. F. D. Schubart.
9. Band: Grimmelshausens „Simplicianische Schriften".
10. Band: Stürmer und Dränger. Bd. 2. Enthält: Lenz und Wagner.
11. Band: Gegner der zweiten schles. Schule. Band 1. Enthält: Joh. Chr. Günther.
12. Band: Stürmer und Dränger. Band 1. Enthält: Klinger und Leisewitz.
13. Band: Gryphius' Werke. (Der 1. schles. Schule 4. Band.)
14. Band: Lessings Jugendfreunde. Enth.: Weiße, v. Cronegk, v. Brawe u. Nicolai.
15. Band: Moscherosch, „Gesichte Philanders von Sittewald".
16. Band: Goethes „Dramen". Band 1. (Der Werke 6. Bd.)
17. Band: Lessings Jugenddramen II. Abt. und Dramat. Meisterwerke I. Abt. (Der Werke 2. Bd.)
18. Band: Schillers „Dramen". (Der Werke 4. Bd.)
19. Band: Simon Dach, seine Freunde u. Johann Röling. (Der 1. schles. Schule 5. Bd.)
20. Band: Goethes „Gedichte". Band 1. (Der Werke 1. Bd.)
21. Band: Ziglers „Asiatische Banise".
22. u. 23. Band: Hebels Werke. 1. u. 2. Abt.
24. u. 25. Band: Lessings Werke. 3. Band, 1. u. 2. Abteilung.
26. Band: Gegner der zweiten schlesischen Schule. Band 2. Enthält: Weise, Brockes, von Canitz, Neukirch, Wernicke.
27. Band: Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften". Bd. 1. (Der Werke 33. Bd.)
28. Band: Albertinus „Lucifers Königreich vnd Seelengejaidt".
29. Band: Abraham a S. Clara, „Judas der Ertz-Schelm".
30. u. 31. Bd.: Bürgers „Gedichte". 1. u. 2. Hälfte.
32. Band: Goethes „Gedichte". Band 2. (Der Werke 2. Bd.)
33. Band: Gottsched u. d. Schweizer Bodmer und Breitinger.
34. u. 35. Band: Klopstocks „Messias". 1. u. 2. Bd.
36. Band: Jean Pauls Werke. 1. Band.
37. Band: Klopstocks Werke. 3. Band.

[*Fortsetzung s. 3. u. 4. Seite des Umschlags.*]

Deutsche

National-Litteratur

Deutsche

National-Litteratur

Historisch kritische Ausgabe

Unter Mitwirkung

von

Dr. Arnold, Dr. G. Balke, Prof. Dr. K. Bartsch, Prof. Dr. R. Bechstein, Prof. Dr. O. Behaghel, Prof. Dr. Birlinger, Prof. Dr. H. Blümner, Dr. F. Bobertag, Dr. R. Boxberger, Dr. W. Creizenach, Dr. Joh. Crüger, Prof. Dr. H. Düntzer, Prof. Dr. A. Frey, L. Fulda, Prof. Dr. L. Geiger, Dr. R. Hamel, Dr. E. Henrici, Dr. M. Koch, Prof. Dr. H. Lambel, Dr. R. Frhr. v. Liliencron, Dr. G. Milchsack, Prof. Dr. J. Minor, Dr. F. Muncker, Dr. P. Nerrlich, Dr. H. Oesterley, Prof. Dr. H. Palm, Prof. Dr. P. Piper, Dr. H. Pröhle, Dr. Adolf Rosenberg, Prof. Dr. A. Sauer, Prof. Dr. K. J. Schröer, R. Steiner, Prof. Dr. A. Stern, Prof. Dr. F. Vetter, Dr. C. Wendeler, Dr. Th. Zolling u. a.

herausgegeben

von

Joseph Kürschner

---

77. Band

Zweite Abteilung

Erster Band

Herders Werke V. 1

Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

1891.

Herders Werke

Fünfter Teil
Erste Abteilung

Briefe zu Beförderung der Humanität
(Auswahl)

Herausgegeben
von
Dr. Eugen Kühnemann

Stuttgart
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

1891.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

Einleitung.

Die ersten beiden Sammlungen der „Briefe zu Beförderung der Humanität" erschienen gegen Ostern 1793, anderthalb Jahre etwa nach dem letzten, dem vierten Bande der „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Schon mit dem ersten Satze, welcher ihre Aufgabe bestimmt, kündigen sie sich als eine Fortsetzung der „Ideen" an. Der Briefwechsel soll sich aussprechen über die Fortschritte der Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in den uns nächsten Zeiten. Den Fortschritt der Geschichte hatten schon die „Ideen" als Fortschritt der Humanität bezeichnet. Bis zur Begründung des europäischen Staatensystems, bis zum Beginn der modernen europäischen Kultur hatten sie ihre Betrachtungen gefördert, die neueren Zeiten harrten noch der historischen Beleuchtung. Der fünfte Teil der „Ideen" blieb ungeschrieben. Nur in unsern „Briefen" hat Herder ausführlich und im Zusammenhange die Fragen der neueren Geschichte und Kultur erörtert. Wie verhalten sich diese Untersuchungen zu den Grundgedanken der „Ideen"? vollenden sie das historische Werk? entwickeln sie die leitenden Gedanken? Ja, in welchem Interesse nähert sich Herder seiner Aufgabe? welches sind die Fragen, die er stellt? Wir werden die historisch-ethische Grundanschauung, welche allein uns das Werk und seine Stellung

in Herders gesammtem Schaffen erschließen kann, in Beziehung zu den Grundgedanken der „Ideen" am besten erkennen.

Diese Arbeit wird uns leicht gemacht, da Herder selbst seine Prinzipien in der zweiten Sammlung, im 25. Briefe, nach Paragraphen geordnet, vorträgt. Diese Paragraphen suchen wir nach ihrem Wert zu verstehen, ihr Verhältnis zu den „Ideen" zu bestimmen.

Das Verhältnis der „Humanitätsbriefe" zu den „Ideen" in den Grundgedanken.

Wie die Vollkommenheit eines Dinges nur darin liegen kann, daß es sei, was es sein soll und kann, so die eines einzelnen Menschen nur darin, daß er im Continuum seiner Existenz er selbst sei und werde. Erhaltung, Leben und Gesundheit müssen als Grund dazu geschätzt werden. Sofort in der Gesellschaft fängt die Entwicklung und Erziehung aller Glieder an. Es ist ein unmenschlicher Zustand der Gesellschaft, der jene vernachlässigt oder falsch leitet. Zweck aller menschlichen Vereinigung kann nur sein, die gegenseitig-zweckmäßigste Einwirkung eines Menschen auf den andern jedem Individuum zu verschaffen und zu erleichtern. Dem Menschengeschlecht fällt die Arbeit eines jeden anheim, und in der ewigen Erneuerung der Menschheit muß der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten als bleibendes Gut fortwachsen. Denn durch Übung mehren sich die Kräfte, die physische Gewalt der Menschheit nimmt zu (§ 1—10).

So hatten schon die „Ideen" das Naturgesetz, daß jedes Ding seine physische Wahrheit, Güte und Notwendigkeit als Kern seines Bestehens in sich trage, auf den Menschen angewandt. In seinen Anlagen trägt er das Ebenmaß seiner Seele (B. 15, c. 3 (1)). Sie hatten die Bedeutung der Gesundheit und Selbsterhaltung für ihn untersucht (IV_5, $VIII_4$) und seine Erziehung in der Gesellschaft gelehrt (IX_1), wie denn der Mensch nur gesellig leben und wirken kann ($VIII_4$, XV_3 (2)). Der Mensch soll das Beste seiner Existenz andern mitteilen (XV_5 (10)), für das Geschlecht wirken (IX_1 zweitens) und durch diese unabgerissene Kette der Tradition (daselbst IX_1) wird die Kraft der Menschheit sich vermehren, ihre physische Gewalt zunehmen (XV_2 (3)).

Der elfte Paragraph, gestützt auf die vorigen, die wir durchaus in den „Ideen" durchgebildet fanden, bringt eine neue Formulierung: die Natur des Menschen ist Kunst, die Anlagen sollen mit der Zeit Kunst werden.*) Für die „Ideen" ist die Menschheit im Ganzen ein Natursystem (XV_3), Naturgesetze beherrschen ihre Entwicklung ($VIII_4$). Dann aber wiederholen sich aufs neue die Sätze des historischen Hauptwerkes. Alle

*) X_6 heißt es allgemein: „Die Natur ist gleichsam durch die Gewalt des Schöpfers vollendete Kunst worden." XV_2 (3) giebt den Nachweis, daß der Fortschritt zur Humanität besonders darin bestehe, daß Krieg, Staatsverfassung, Handel, Rechtspflege u. s. w. Kunst werden.

Gegenstände sollen vom Menschen benutzt werden (§ 12. Id. $VIII_3$), in immer fortschreitenden Erfindungen neu verbunden (13. XV_4 (3)). Nicht einförmig, geradlinig ist dieser Fortgang (14 XV_4 und später „drittens“); ein Wettstreit der Völker, vielleicht ein Konflikt aller Völker kann aus den stets wiederholten Versuchen entspringen (15, 16). Freilich braucht die Natur viel Zeit zu diesen Operationen, aber wenn sie es nur in aller Zeit, in allem Raum erreicht (17). Auch den „Ideen“ war die Geschichte eine Schule des Wettlaufs um Humanität und Menschenwürde (XV_1), auch sie vertrauten zuletzt auf die unendliche Kontinuität des Fortgangs der Vernunft im Ganzen des Geschlechts (XV_5 (12)).

Der Natur entgegengestellt soll der Mensch ihre Elemente überwinden, er trägt die Waffen in sich, lernt durch Unfälle und entwickelt seine Anlagen am reichsten im Kampf mit den Leidenschaften seiner Brust. Die Charaktere des Geschlechts sind so verschieden, damit alle Kräfte entwickelt werden. Doch müssen die zerstörenden Leidenschaften von den erhaltenden unter eine Regel sich bringen lassen. Diese Regel ist Vernunft, bei Handlungen Billigkeit und Güte, eine vernunftlose blinde Kraft zerstört sich selbst oder muß am Ende dem Verstande dienen (18—22; cf. Ideen $VIII_3$, XV_2 (3), XV_2, XV_3, XV_5 (3, 4 u. 8)).

Auch ist der Verstand stets mit Billigkeit und Güte verbunden. Wo sie entgegengesetzt scheinen, macht die Divergenz einen Fehler sichtbar, und jeder feinere Fehler giebt uns eine höhere Regel der allumfassenden Güte und Wahrheit. So müssen alle Fehler dem Ganzen zum Besten dienen. Der Widerstand des trägen Menschengeschlechts bringt ihm nur Schaden und verspätet die Ankunft am Ziel (23—26, XV_4 Schluß, XV_5 (2); XV_3 u. XV_4 bes. „drittens;“ XV_1).

Man setze das Ziel nicht ausschließend jenseits des Grabes. Dort kann nur wachsen, was hier gepflanzt ist (V_5 und $_6$). Verrückt man dem Menschengeschlecht den Endpunkt seiner Wirkung, so dreht man ihm den Stachel der Wirksamkeit aus der Hand (28). Je reiner eine Religion, um so mehr beförderte sie die Humanität; so war die Religion Christi Humanität, wie er sich denn selbst Menschensohn nannte (29. 30. IV_6 und XVII Anfang).

Nunmehr finden wir wieder in den beiden nächsten Paragraphen eine Folgerung, die über die „Ideen“ hinausgeht, obgleich sie sich aus ihren Gedanken ergiebt. Lehrte Herder in diesen, daß der Mensch nur in der Gesellschaft sein Ziel erreicht (XV_3 (2)), und daß die Kultur, die neuerregte Thätigkeit (XIX Schluß), ein gemeinschaftliches wetteiferndes Bestreben (XX_6) die Herrlichkeit Europas gegründet haben, so folgten hieraus die Lehren, daß des Staates Wert sich darnach ermißt, wie er die Humanität pflegt, und daß die Politik, welcher der Mensch ein Mittel, die Moral der er ein Zweck ist, Eins werden müssen (31. 32). Offenbar nämlich, was Herder nicht sagt, im moralischen Staat, — den „Ideen“ war der Staat immer ein Feind der Humanität. —

Jeder soll, wie er die Übel der Welt fühlt, streben, sie zu verbessern; der Staat, wenn er das Auge der allgemeinen Vernunft, Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte ist, wird jede dieser Stimmen hören und die Thätigkeit der Menschen nach all ihren verschiedenen Neigungen und Bedürfnissen erwecken. Ein Bau soll fortgeführt werden über alle Jahrhunderte und Nationen: physisch, moralisch und politisch ist die Menschheit im ewigen Fortgange und Streben.

In diesen letzten Paragraphen werden gemäß der besseren Ansicht vom Staat einige Gedanken der „Ideen" fortgebildet. Die unendliche Verschiedenheit der Menschen, die dort einfach konstatiert ward ($VIII_1$, $VIII_5$, IX_1 und sonst), soll sie nun zum Handeln aufrufen. Der Staat wird sie hören. Auch der Bau der Allmenschheit (XX_4 Schluß) bekommt nun einen politischen Sinn.

So sind diese Grund- und Hauptsätze zum größten Teil den „Ideen" entnommen, zum andern aus deren Gedanken gefolgert. Die Prinzipien der „Ideen" finden ihre Anwendung in den Humanitätsbriefen. Wird diese Anwendung sie bewähren? Jedenfalls erhalten wir hier eine Probe auf ihren Wert. War die historische Grundlegung weit genug, um zu einem sicheren Urteil über die verwickelten Fragen der neueren Zeiten zu befähigen? Werden die Grundgedanken sich bildend erweisen in konsequenten, systematisch geschlossenen Erörterungen über die Aufgaben der Gegenwart? Oder wären schon hier leise Zweifel erlaubt? Wir lesen den zusammenfassenden Satz § 36: „Die Perfectibilität ist also keine Täuschung; sie ist Mittel und Endzweck zu Ausbildung alles dessen, was der Charakter unsres Geschlechts, Humanität, verlanget und gewähret." Wir sehen hinweg über den bedenklichen Ausdruck: „Endzweck zu Ausbildung", wir rügen nicht einmal die vollkommene Tautologie des Satzes: — denn da laut § 2 die Vollkommenheit des Menschen Humanität ist, so steht hier: „Fähigkeit zur Humanität ist keine Täuschung, sondern Mittel zur Humanität" —; wir nehmen den Satz, wie er gemeint ist, und blicken nur auf seine Konsequenzen, entwickeln ihn nur aus den andern Paragraphen. Wie verhält sich die Humanität zu Staat und Religion? wenn Politik und Moral eins werden sollen (32), ist der Staat dann noch etwas anderes als die ausgebildete Humanität? Es scheint, denn die Humanität soll in ihm ja nur gepflegt werden, sie scheint manchmal gar nur in der Hilfsbereitschaft für den Schwachen zu bestehen (33). Wenn die beste Religion Humanität ist, (29, 30), fällt sie dann mit der Ausbildung der Menschheit ganz zusammen, was ist sie noch anders als die Ausbildung der Menschheit? Was überhaupt ist der eigentliche Sinn der Begriffe gut und böse, Humanität, zerstörend und erhaltend, wenn die Humanität in der Entwicklung der menschlichen Anlagen besteht? Noch einmal: werden die Prinzipien der „Ideen" hier klare Urteile bilden?

Um so ernster werden wir die Frage stellen, da hier die historischen Betrachtungen sich zu sittlichen Gedanken entwickeln. Diese Briefe wollen

helfen, die Menschheit zu erziehen. Die Freunde, die sich hier ihre Gedanken schreiben, finden sich nur im allgemeinen Gut, im Fortgange der Menschheit gestärkt, ihre Brust stärker, ihr Dasein größer und freier. Sie wollen sich in die Gedanken- oder Handlungssphäre größerer Menschen versetzen, um teilzunehmen an ihrem Geist. Denn je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen; die wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten, durch alle Länder ist nur eine. In diese wollen sie rein und ohne Parteigeist treten, und so schließen sie den Bund der Humanität (Br. 1).

Die Entstehung dieses Bundes erleben wir gleichsam in den „Ideen". Schon im Anfang des neunten Buches (IX_1 zweitens) ward der Sterbliche glücklich gepriesen, der auf die schönere Humanität seiner Mitbrüder gewirkt hat. Denn „nur in der Stimme Gottes, d. i. der bildenden Tradition einverleibt, können wir auch mit namenloser Wirkung in den Seelen der Unseren thätig fortleben". Dieses Leben feiert mit religiös-dichterischer Begeisterung der Schluß des fünfzehnten Buchs. Es ist ein schöner Traum, sich im zukünftigen Leben mit allen Weisen, die für die Menschheit gewirkt, vereint zu denken; gewissermaßen aber giebt schon die Geschichte uns ihr Gespräch, ihren Umgang. Plato, Sokrates, Mark Antonin, Epiktet, Tullius und Boethius sprechen zu uns. Wir erkennen überall dasselbe menschliche Herz. Tausendfach stellt sich uns das Problem der Humanität, und stets ist das Resultat der Menschenbemühungen dasselbe: „auf Verstand und Rechtschaffenheit ruhe das Wesen unseres Geschlechts, sein Zweck und sein Schicksal." „Keinen edleren Gebrauch der Menschengeschichte giebt es, als diesen; er führt uns gleichsam in den Rat des Schicksals und lehrt uns in unsrer nichtigen Gestalt nach ewigen Naturgesetzen handeln. Indem er uns die Fehler und Folgen jeder Unvernunft zeigt, so weist er uns in jenem großen Zusammenhange, in welchem Vernunft und Güte zwar lange mit wilden Kräften kämpfen, immer aber doch, ihrer Natur nach, Ordnung schaffen und auf der Bahn des Sieges bleiben, endlich auch unseren kleinen und ruhigen Kreis an." Schon hier bilden sich die historischen Gedanken zu pädagogischen, zu sittlichen Forderungen um, wir werden erzogen in dem Humanitätsbunde der großen Geister aller Zeiten.

An Herders Hand treten wir nun in den Tempel, den er diesem Bunde zu eigen errichtet. Wir gehen sorgsam seinen Weg noch einmal, wir folgen ihm bei seiner Arbeit. Das erscheint uns schon jetzt wahrscheinlich: die Entstehung des Werks wird uns überall auf den Zusammenhang mit den „Ideen" führen, und wir werden mit der Verzweigung der Probleme zugleich ihrer Begründung in den Prinzipien nachgehen müssen. Dann aber dürfen wir hoffen, nicht müßige Hörer, sondern Thäter des Gesetzes der Humanität zu sein, denn für sie ist nach Herders eigenster Überzeugung nichts wichtiger, als irrige Regeln der Entwicklung menschlicher Anlagen abzuweisen, richtige zu gewinnen. Soll Herder selbst als lebendige Macht in dem Tempel unserer Erzieher wirken, so müssen wir

mit historischem und philosophischem Blick die Lebenskraft seiner Gedanken ernst und unparteiisch richten.

Die Entstehungszeit der Briefe und die erste Niederschrift.

Nach der Rückkehr von seiner italienischen Reise im Juli 1789 begann für Herder in Weimar eine mannigfach getrübte Zeit. Den ehrenvollen Ruf an die Göttinger Universität hatte er ausgeschlagen.*) Bald mußte er es bereuen. Die Last der auf ihm ruhenden Amtsgeschäfte war noch vermehrt, seit er Oberkonsistorial-Vicepräsident geworden. Immer wieder hören wir in den Briefen dieser Zeit ihn und seine Frau klagen über die gehäuften Arbeiten. Dabei fand er für seine besten Reformgedanken in Kirche und Schule keine Unterstützung. Auch sein körperliches Befinden störte ihn wieder. Die häusliche Sorge für seine heranwachsenden Kinder, so sehr auch seine treffliche Frau sie auf ihre Schultern allein zu nehmen suchte, mochte ihn manche Stunde quälen, um so bitterer, um so tiefer, weil er glaubte, sich dabei über gebrochene Versprechungen des Herzogs beklagen zu dürfen. Bei all dieser Last ermattete das weit verbreitete litterarische Interesse nicht. Getreu den Traditionen seiner Jugend erweiterte er den litterarischen Horizont des deutschen Publikums als Übersetzer und Litterarhistoriker. Die drei Bände der „Terpsichore" erschienen von 1795—1796, die beiden letzten Sammlungen der „Zerstreuten Blätter", die fünfte und sechste, 1793 und 1797. Als Theolog legte er seine Auffassung des Christentums dar in den „Christlichen Schriften" 1794—1798. Und daneben in zehn Sammlungen das Hauptwerk, in dem er als Erzieher zum deutschen Volke sprach, die „Briefe zu Beförderung der Humanität".

Indessen aber hatten sich auch in seiner nächsten Umgebung die Verhältnisse geändert. Sein Hauptwerk, die „Ideen" hatte er in dem fruchtbaren Wechselverkehr mit Goethe ausreifen lassen. Dieser sein großer Freund, einst sein Schüler, war neugeboren aus Italien zurückgekommen. Beseelt von einer neuen Anschauung der Natur und der Kunst versenkte er sich in umfassende Studien, und ein neues klassisches Kunstideal der Darstellung war ihm als Forderung für seine eigenen Schöpfungen aufgegangen. Nicht lange mehr war er einsam in diesem edelsten Bemühen für die Erneuerung der deutschen Kultur. Schiller trat zu ihm, er erklärte sich mit ihm einig in den höchsten Prinzipien der Kunst, und die beiden Freunde gründeten, um durch diese neue Weltanschauung auf Deutschland zu wirken, „die Horen". Wird Herder teilnehmen an diesem auf die sichersten Prinzipien gegründeten Erziehungswerk? Predigen sie nicht beide die edelste Menschheit? Wie stellt sich Herder zu diesen großen Befreiern Deutschlands?

Schiller entwickelte sich zu seiner geistigen und dichterischen Reife im

*) s. B. Suphan: Goethe und Herder von 1789—1795. Preuß. Jahrb. Bd. 43.

Studium Kants. Dieses gab ihm die Sicherheit seiner Weltanschauung. So erwies sich auch hier die Lehre des alten Meisters als schöpferische, neubildende Kraft. Unmöglich kann Herder sie umgehen, wo er von den geistigen Mächten spricht, welche die Menschheit erziehen sollen. Aber bereits seine „Ideen" haben ihm einen Kampf mit dem alten Lehrer gebracht.*) Wird Herder, den der junge Kant in die Philosophie eingeführt, dessen neue und wahre Jugend würdigen und verstehen? Wird er, der in die Erziehung der Menschheit sich versenkt, die pädagogische Kraft dieser deutschen Ethik erkennen?

Von allen Seiten drängen die Entwicklungen des deutschen Geisteslebens den Verfasser von Humanitätsbriefen Stellung zu nehmen. Die Frage von Menschenrecht und Menschenpflicht ist überall aufgeworfen. Am mächtigsten aber tritt sie im hellen Tageslicht der handelnden Geschichte dem Historiker und Pädagogen entgegen durch die französische Revolution. Ja, ohne Zweifel war sie es, welche sein Werk zuerst hervorrief. Wie sollte er den fünften Band der „Ideen" schreiben können, ehe diese gewaltige Krise entschieden war! Er gab ihn nicht auf, noch 1795, in einer Anmerkung der sechsten Sammlung (Brief 79), erhofft er die Vollendung. Gewiß konnten die Anfänge seines persönlichsten Interesses sicher sein. Ihm war der Staat bisher ein Feind der Humanität: hier wurden die höchsten Interessen des Staats, hier wurde die Frage einer humanen Konstitution öffentlich von dem Volke selbst verhandelt. Wir dürfen, wo Frau Karoline allgemeine Gedanken ausspricht, fast immer die Stimme ihres Mannes vermuten. Gewiß war es sein erster Eindruck, den sie Fritz Jacobi so begeistert schreibt:**) „die Sonne der Freiheit geht auf, das ist gewiß — — — in Deutschland werden wir noch eine Weile im Finstern sitzen, doch erhebt sich der Morgenwind hie und da in Stimmen," wenngleich er in einer Nachschrift ihre Worte einschränkt. Auch er bekennt: „die Dinge, die vorgehn, öffnen den Mund, und weil man ihr Ende nicht absieht, so übermannen sie die Seele." Gleichgesinnt schreibt er an Gleim:***) „die Zeiten verbieten das Schweigen; die reißen den Mund auf." — Und vorher in demselben Brief: „Leben wir nicht in besonderen Zeiten und müssen fast an die Apokalypse glauben? Wohin wird die höhere Haushaltung der Dinge dies alles entwickeln? quo tendimus, quo ruimus, fratres?" So im November 1792, als bereits die europäischen Mächte in die französischen Verhältnisse eingriffen. Aber schon im Mai hatte die Zeit Herders Geist erregt, bereits damals ging er mit Briefen, die Fortschritte der Humanität betreffend oder humanistischen Briefen um, in die er das Beste, das er in Herz und Seele trug, zu legen gedachte, während er zugleich in dem

*) Hierüber wird die Einleitung zum 4. Bande dieser Herder-Ausgabe ausführlich zu sprechen haben.

**) Aus Herders Nachlaß. Hrsg. von Ferd. v. Herder und H. Düntzer 1856/57. Frankfurt a. M. 2. Bd., S. 299, 301. 11. Nov. 1792.

***) Von und an Herder. Hrsg. von H. Düntzer und F. G. Herder. 1. Bd., S. 152. 12. Nov. 1792.

fünften Band der „Ideen" bei der Wichtigkeit und dem Reichtum des Stoffes nicht wußte, wo aus? wo ein?*) Als er gegen Mitte November 1792**) an die erste Niederschrift ging, hatte sein Urteil bereits manche Entwicklung durchlebt.

So treten uns die geistigen und historischen Mächte entgegen, mit denen ein Werk wie das Herdersche sich auseinanderzusetzen hatte. Wird der gewaltig thätige, der vielfältig bedrängte Mann mit seinen in philosophisch-historischer Arbeit gewonnenen Gedanken eine sichere Stellung behaupten in dem großen geistigen Prinzipienkampf der Zeit und in dem Urteil über die politischen Fragen? Hierauf suchen wir zunächst nach der ersten Niederschrift der ersten Sammlung zu antworten, welche er noch vor dem Ende des Jahres 1792 beendete.***)

Der kurze Vorbericht behauptet, daß diese Briefe vor einigen Jahren geschrieben. Der Herausgeber bürgt nicht für ihre Meinungen, so wenig er sie erörtern oder widerlegen dürfte. Sie widersprechen und berichtigen einander selbst; die Fortsetzung erzieht oder jätet aus, was hier als Samenkorn hingestreut erscheinet. Auf diese wechselseitige Übung, den Konflikt der Meinungen zu ihrer Prüfung und Ausbildung geht der Zweck der Briefe.

Wir besitzen nun von dieser ersten Sammlung die Briefserie 10—24 ziemlich ohne Lücke, nur 15 fehlt, von 12 ist allein das letzte Drittel erhalten. Wahrscheinlich sind die fehlenden Stellen an anderen Orten der Briefe untergebracht, Brief 1 der gedruckten Sammlung wird auch die Anfangsnummer dieser ersten geschriebenen gewesen sein.

Sogleich der erste erhaltene Brief führt uns mit weitem historischen Überblick in die großen Fragen der Zeit ein.

Was für Gesinnungen und Grundsätze herrschen seit einer gegebenen Zeit in dem Teil von Europa, den man den gedankenreichsten, thatenvollsten nennt? Europa ward gegründet durch die Anpflanzung wilder Völker, ihre politische Organisation und sogenannte Bekehrung. Bereits hat die Geschichte über einen Teil des so gegründeten Besitzstandes der Mächte, der so erworbenen Rechte entschieden. Die Reformation hat im Religions- und Kirchenwesen die Ansprüche der üppigen und anmaßenden Klerisei zurückgewiesen. Aber noch besteht, ebenso drückend, ein Staat im Staate, der Hof, der Adel mit seiner Heuchelei, Bedrückung, Üppigkeit und Anmaßung. Diese Reste des leidigen Eroberungs- und Kriegssystems, welches einst durch einen Troß barbarischer Lehnsleute die Gestalt Europas be-

*) Von und an Herder 1. Bd. S. 151. 22. Mai 1792.

**) Über Suphans Schlußbericht und Ausgabe später ein Wort. Hier bemerke ich nur, daß ich mich in der Bestimmung der Daten und in der Angabe der Änderungen, welche die Briefe vor der Herausgabe erfuhren, wie billig, auf seine musterhaften Erörterungen stütze.

***) Diese ursprüngliche Ausführung ist zum erstenmale gedruckt in Suphans Ausgabe Bd. XVIII, S. 305—329. Den kurzen Entwurf der Briefe überhaupt aus einem Oktavbändchen Herders, das seit 1789 zu Skizzen und Notizen benutzt wurde, wie ihn Suphan im 3. Abschnitt seines Schlußberichtes bekannt gemacht hat, brauchen wir hier nicht heranzuziehen, weil er für den Gedankengang Herders nichts wesentlich Neues lehrt.

stimmte, müssen ebenso wohl von der Zeit beseitigt werden wie die Reste des Kirchensystems, das doch einst scheinbar zur Bildung der Welt, mithin zum edelsten Zweck der Humanität gegründet war. Nur Ein Stand existiert im Staate, das Volk; zu ihm gehört der König wie der Bauer. Weise Männer aber schafft die Natur, und diese allein sollen leiten. Daß dies geschehe, ist Stimme der Zeit.

Wie die Natur in der Sorge für das Ganze die Teile umbildet, so sollen die Individuen zum Wohle des Ganzen dahinsinken. Dies Ganze ist ein Teil des Menschengeschlechtes, in eine gewisse Gestalt organisiert und mit einem Namen bezeichnet. Eigene Verantwortlichkeit muß die ganze Kette der Glieder des Staats durchlaufen; oder an die Glieder, die über der Verantwortlichkeit sind, hängt sich alle Unordnung des Staates. Gesetzlose Gewalt entsagt aller Moralität und deckt in absoluten Staaten das ganze Labyrinth seelenloser oder verdorbener Gänge. Vorbei ist der Glaube, daß Geburt und Pergament seltene Individualitäten hervorbringen. „Vielmehr geht alles dahin, daß jedes Rad in der Maschine das Seinige thue, und ein lebendiger Geist sowohl Haupt als Glieder belebe."

Aber woher die Hoffnung auf eine Vervollkommnung der Dinge? Die französische Revolution mit ihren schauderhaften Folgen kann Deutschen keinen Mut machen. Wir haben nicht die gesellschaftliche Organisation, gegen welche die Franzosen kämpfen, wir wünschen keine Umbildung auf solchen Wegen. Kann doch eine Besserung nur durch eine bessere Erziehung bewirkt werden. Dort aber werden die Anstalten der Erziehung aufgehoben. Wie überhaupt muß dieser Schwindelgeist der Freiheit auf Völker und Regenten und vor allem auf die Organe der Humanität, Künste und Wissenschaften, wirken!

Aber doch ist die französische Revolution das wichtigste Ereignis seit der Eroberung Europas durch die Barbaren und der Reformation. Wir können ruhig darüber nachdenken, denn wie es nicht zwei verschiedenere Sprachen giebt, so auch nicht zwei verschiedenere Nationalcharaktere als den französischen und den deutschen. Die Wiedergeburt der verdorbenen französischen Nation ist die interessanteste Frage für Europa, denn ganz Europa, auch Deutschland und besonders der Adel hat an der Verderbnis der französischen Kultur teilgenommen, so sehr, daß der deutsche Adel sich seiner eigenen Sprache schämte. Wir wollen an Frankreich lernen, jedoch ohne uns in seine Angelegenheiten zu mischen.

Da erheben sich die wichtigen Fragen: welche Verfassung wird sich Frankreich geben? Die Republik hoffentlich. Denn die gemäßigte Monarchie wäre nur ein Wanken zwischen den Polen der Kugel: Despotie und gemeinsames Wesen. Wird sich Europa einmengen? Zu fürchten ist, daß es in seiner Eroberungssucht für die usurpierten Familienrechte eintritt und Frankreich hindert, seinen völlig eigenmächtigen Königsstuhl zu säubern. Wird Frankreich dann im Widerstande, nachdem es gemäß seinen Grundsätzen dem Eroberungssystem entsagt hat, das erste Beispiel eines gerechten Kriegs

geben? Werden Billigkeit und Vernunft in der Verteilung der gesetzgebenden, gerichtlichen und ausübenden Gewalt herrschen? und in der Verteilung der Steuern? Wie werden die Franzosen den Kultus ordnen? die Litteratur? Sie wird gewiß durch die neue Zeit belebt werden, daß die Franzosen ihre Schönrednerei vergessen. „Wort werde That, die That gebe Worte."

Wäre nicht überhaupt ein künftiger Zustand der Litteratur zu denken, in dem die Zeiten der Alten wieder auflebten, der Feldherr als Bürger reden, als Redner schreiben könnte? Kehrten die öffentlichen Zustände der Alten wieder, die Belohnungen der Bürger durch die dankbare Stadt mit Ehrenkränzen und Statuen, der Mut und Stolz der Freiheit, die öffentlichen Verhandlungen, so würden wir nicht nur Pindar, die Epigramme, die Tragödie, die Redner und Historiker erst wahrhaft verstehen, — wir würden eine neue Blüte all' dieser Herrlichkeiten erleben.

Doch zurück zu unserer Zeit! Was thut die Philosophie, die seit Orpheus eine Lehrerin der Humanität war? Aller Erfahrung abgekehrt spinnt sie über reinen Vernunftbegriffen, verliert den seit Leibniz gepflegten Zusammenhang mit den Wissenschaften der Mathematik, Physik und Moral und verachtet alle vorhergehende Philosophie. Die transscendentale Philosophie reißt ab, schneidet nieder, und was baut sie auf? Leibniz verurteilte den unfruchtbaren Sektengeist der Cartesianer. Was würde er von diesen Philosophen sagen?

Herder blickt zurück auf die Zeiten seiner Jugend. Er genoß Umgang und Unterricht eines Philosophen, der sein Lehrer der Humanität war. Heiter und bescheiden weckte er das eigene Denken. Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaft und Geschichte zog er in gleicher Weise für seinen Vortrag heran. Er wußte nichts von Sektengeist und Partei, nur edler Eifer für die Wahrheit beseelte ihn. So steht vor Herder das Bild Immanuel Kants.

Nicht seine Schuld ist's, wenn man seine Philosophie mißbraucht, das Gefäß für Gehalt des Gefäßes giebt. Die Intoleranz der Parteiführer ist vollends dem gesunden Teil von Deutschland so verächtlich wie dem Urheber dieser Philosophie zuwider. Dies Gezücht wird untergehen, indes Kants Werke bleiben. Schon haben sie fast in jedem Fach menschlicher Untersuchungen gewirkt. Besonders in den eigentlich menschlichen Wissenschaften, Moral, Natur- und Völkerrecht, haben sie einen neuen Reiz gegeben, nach strengen Begriffen zu ordnen.

Hieran schließt der 22. Brief einige philosophische Fragen. Nachdem der 23. die Zweifel gegen den moralischen Fortschritt des menschlichen Geschlechtes formuliert, entwickelt der 24. in zusammenhängender Erörterung die Grundgedanken der Humanitätsphilosophie, welche wir in der gedruckten Fassung im 25. Briefe der zweiten Sammlung entdeckten und bereits auf ihren Zusammenhang mit den „Ideen" untersucht haben.

So greift dieser ursprüngliche Entwurf die großen Probleme der Zeit energisch an. Er bezeichnet die französische Revolution als das größte

Ereignis für die Gestaltung Europas seit der Reformation. Die „Ideen“ hatten in ihrem letzten Teil die Bildung des modernen Europas dargestellt. Das Kirchen- und Mönchssystem des Katholizismus, das Kriegs- und Eroberungssystem der barbarischen Völker waren als die Hauptelemente desselben aufgewiesen, sie hatten ihm die kirchlich-feudale Gestalt gegeben, mit der die Folgezeit zu rechnen hatte. Bei den ersten Keimen beginnender Freiheit hatte das Werk seine Darstellung geschlossen. Wir haben also hier die Grundlinien des fünften Teiles. Die Reformation beginnt den Bruch des hierarchischen Kirchensystems, der Bruch mit dem Eroberungs- und Kriegssystem gilt als Hauptaufgabe der politischen Entwicklung. Eine freie Verfassung, ein humanes Verhältnis der Kräfte unter einander — das sind die Forderungen für die innere und für die äußere Politik.

Die historische Auseinandersetzung ergiebt hier die politische Theorie. Mit kühnem Freimut legt Herder sein Zeugnis ab gegen den Despotismus, gegen den Adel, zumal in seiner französierten Verderbnis. Er verlangt eine organische Staatsgesellschaft, in der alle Teile gleichverantwortlich unter Leitung der Besten für das Ganze arbeiten. Zwanglos schließen sich hier seine übrigen pädagogischen Forderungen, Pläne, Aussichten an. Der freie organische Staat wird eine freie Entfaltung der Litteratur sehen. Er tritt ein für die freie Wissenschaft gegen anmaßende, unfruchtbare Intoleranz, er fordert eine gründliche, wissenschaftliche Erziehung. Historisch und theoretisch prägen sich seine Gedanken in voller Klarheit aus und wirken in ihrem einleuchtenden Zusammenhang.

Auch den persönlichsten Anteil hören wir aus den unverhohlenen Worten:*) „Die Verachtung der Wißenschaften, der Landesreligion, aller Institute zur beßern Erziehung und Beschäftigung, zur Genesung und rechtlichen Beschützung der Menschen rächet sich fürchterlich an ihren Verächtern, weil eben in dieser Gattung versäumter Pflichten sich das unterdrückte Geschrei am lautesten zum Himmel erhebet.“ War er doch in seinen Plänen als Reformator der Schule von seiner Regierung so wenig unterstützt! In diesen Briefen ist nichts verhüllt.

Freilich werden wir wünschen, daß im folgenden die politischen Gedanken noch genauer bestimmt, daß von der Entwicklung der französischen Revolution nicht nur Fortschritte der Spekulation über Staatsverwaltung,**) sondern Anregungen zu praktischen Reformen hergeleitet werden. Auch dürfen wir wohl statt der Klagen über die Intoleranz der schwachen Kantianer eine genauere Bestimmung über den Wert des Kantischen Systems erwarten. Endlich bleiben uns die Zweifel über die Anwendbarkeit, über die Durchführung der sehr allgemeinen Sätze der Humanitätsphilosophie.

Das Manuskript dieser ersten Sammlung schickte Knebel, Herders getreuer Freund, ihm am 30. Dezember 1792 mit Worten des Beifalls

*) Br. 14. S. W. S. (dieser Abkürzung bediene ich mich hinfort für die Suphan'sche Ausgabe von Herders Werken) XVIII, S. 312.
**) S. W. S. XVIII, S. 318.

zurück.*) Er dankt es ihm, daß er manche Wunde und dumpfe Seite des Vaterlandes aufgedeckt. Er lobt die Zurückdatierung um einige Jahre, weil dadurch die Vorstellungsart allmählich auf die großen verbesserungsfähigen Punkte hingeleitet werde. Die französischen Dinge sieht er nicht unter einem so zweifelhaften Licht. Am meisten Vergnügen hat er an dem Abschnitt über die Kantianer gehabt.

Auch er also erwartete eine direktere Ausführung der politischen Gedanken. Aber die Zeit, welche das Werk hervorgerufen, waltete als ein Unglücksstern über seiner Ausführung. Die Entwicklung der französischen Verhältnisse, zumal seit der Hinrichtung des Königs, machte es einem Schriftsteller, der mit der Censur zu rechnen hatte, machte es vor allem einem hohen geistlichen Würdenträger unmöglich, mit offener sympathischer Hindeutung auf die Revolution so freimütig die Zeitverhältnisse zu besprechen. Äußere Umstände bewirkten eine vollkommene Umgestaltung des Werkes. „Es ist eine sonderbare Zeit, man weiß nicht, was man schreiben darf, und doch wird schwerlich ein Rechtschaffener so ganz platt und grob schreiben, was er soll," lautet es im März 1793 in einem Brief an Heyne, seinen Freund, den Göttinger Philologen.**) Er lobt dessen Programme wegen ihrer Behandlungsart im Innern und auch im Äußern, der Vorsicht. Er berichtet Jacobi von seiner Arbeit in der Nachschrift eines Briefes seiner Frau, die in eben diesem Briefe ausruft: (April 1793) „Endlich habe ich das dreifache Kreuz gemacht über die entlarvte falsche Freiheit der Neufranken."***) Dort klagt er, unter welchem Zwange er geschrieben, hier, daß er seines Lebens nicht froh werde. So in gedrückter Stimmung schrieb er die Briefe. Nicht mehr dienten sie ihm, sein knappes, mutiges Bekenntnis über die Angelegenheiten der Zeit zu verkünden. Sie sollten nun seine silvae sein, worin er nach Gefallen umherwandelte. Darum ist die Anlage mit Fleiß etwas weit hergeholt, die Basis breit geworden, aber nicht tief entblößt, damit man nicht zu früh auf den Grund komme.†) Sie sollten in's Unendliche fortgesetzt werden.††) Und nun mußte er sich noch zu den abgeschwächten Briefen die Zeit ausstehlen, damit er nicht ganz zum Aktenstaube werde.†††) Sein gequältes Herz verlor die Lust am lauten, kampfesfrohen Worte. Dem alten treuen Gleim, der Gift und Galle gegen die Räuber zu Paris auf Papier ausstieß,††††) sprach er von seiner Hoffnung, daß Dumouriez den Frieden bringen werde. Zum Orkus hinunter wünscht er den abscheulichen Erwerb- und Eroberungsgeist aus dem Herzen der Mächte. „Dann, lieber Gleim, keine Galle mehr aufs Papier,

*) Von und an Herder. Hrsg. von H. Düntzer und Ferd. Herder. Leipz. 1861/62. 3. Bd. S. 89.

**) Daselbst Bd. 2. Mitte März 1793. S. 220.

***) Aus Herders Nachlaß. Bd. 2. 5. Apr. 1793. S. 304, 302.

†) Im zitierten Brief an Heyne.

††) An Gleim. Von und an Herder. Bd. 1, S. 158. 12. Mai 1793.

†††) An Gleim. 12. April 1793. Von und an Herder I, S. 154.

††††) Von und an Herder. Bd. 1, S. 154. 2. April 1793.

sondern Milch und Honig, ein frommes Opfer für Europas Wohlfahrt!"*) So ändert sich Anlage und Stimmung der Briefe. Wir erkennen noch die Züge des ursprünglichen Entwurfes, aber doch ist es ein ganz anderes Gesicht, mit dem die geleitende Muse über dem Zodiakus uns anschaut.

Die zehn Sammlungen der „Briefe zu Beförderung der Humanität".

Die erste Sammlung wird eingeführt durch eine Betrachtung der drei Männer, welche ein Humanitätsideal in der Einrichtung von Staaten befolgten: Franklins, Friedrichs des Großen und Josephs II. Franklin wird gepriesen wegen seines gesunden und praktischen Verstandes, als edelster Volksschriftsteller des Jahrhunderts. Er soll unser Vorbild sein als der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner.

Statuten, welche er für einen Klub in Philadelphia aufsetzte, werden den Freunden mitgeteilt. Herder benutzte hier eine ältere Arbeit**), welche er wahrscheinlich zum Vortrag für die in Weimar bestehende Freitagsgesellschaft verfaßt hatte.***) Auch ihren Ton hat er hie und da dämpfen müssen. In den Bemerkungen zu seiner ersten Niederschrift war er mit besonderer Freude bei den Sätzen verweilt, in denen der junge atmende Geist einer werdenden Verfassung zu spüren war. Er hatte wie in den ursprünglichen Briefen von der Gesellschaft als einem Ganzen gesprochen, zu dessen Bestandheit, Kraft und Gewicht jedes Mitglied beiträgt, und in welche es sich willig verliert. Gemeinwert und Gemeingeist hatte er erwünscht als den festen Grund für die besten Gedanken und nützlichsten Anschläge. Als Pflicht eines jeden galt ihm, die Mängel der Gesetze zur Sprache zu bringen. All diese Anmerkungen hat er unterdrückt. Das politische Interesse ist einem harmlosen litterarischen gewichen.

Mit meisterhaftem Geschick werden wir zu den deutschen Verhältnissen hinübergeführt. Neben dem Nekrolog Franklins, der den Freunden überschickt wird, findet man die Nekrologe verdienter deutscher Männer. Der Todesgedanke dunkelt die freudige Stimmung, wir gleiten in trübere Regionen und sehen trauernd auf den schweren Lebenskampf der Deutschen, die fleißig und talentvoll in engen Verhältnissen sich durchkämpfen mußten. Doch auch hier wird der Gedanke des Humanitätsbundes gewahrt: man soll die Toten betrachten als in ihren Gedanken lebendig mitarbeitend an dem Einen Werk des Menschenberufs — eine Art des Nekrologs, wie sie Herder von jeher für Männer wie Abbt, Winckelmann, Lessing u. a. geübt hatte. In patriotischer Hingabe sollen alle wirken für die Einigung des so vielfach zerrissenen Deutschlands. Gemeinsame Gedanken sind zu

*) Von und an Herder 1. Bd. S. 154. 12. April 1793.
**) S. die Anmerkung zu S. 10 des Textes.
***) Suphan S. W. S. XVIII, S. 540. Haym: Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt. Bd. II, S. 485. Berlin 1885.

verbreiten, in Charakter, Entschlüssen und Unternehmungen ein gemeinsamer Zusammenhang anzubahnen. Dann wird der deutsche Name, den jetzt viele Nationen gering halten, vielleicht als der erste Europas erscheinen.

Den deutschen Mann, der zumeist auf Europa gewirkt, erweckt Herder zu Leben und Sprache. Aus dem Briefwechsel des Kronprinzen Friedrich erkennen wir seinen humanen Sinn, seine Achtung für die Wissenschaften und die geistig hervorragenden Männer, seine Freiheit von Standesvorurteilen. Wir folgen ihm in die schweren Jahre seines Königtums. Er bleibt den humanen Idealen treu, aber mit einer männlich großen Gesinnung und mit klarem Blick für die wirklichen Verhältnisse der Welt, ohne weichliche Verschwommenheit. Er verurteilt den unsinnigen Ehrgeiz Östreichs und Frankreichs. Er erkennt die untilgbar rohe Tiernatur und Sklavenschwachheit des Menschen. — Herder aber entschuldigt die Verbitterung der großen, schönen Seele, welche gehemmt ward durch die böse Politik, die leider das Staatssystem Europas ausmacht. „Hat überhaupt die Menschheit in Europa einen größeren Feind, als diese Politik der Höfe in jenem sogenannten großen Staatensystem, nebst allem, was dazu gehöret?"

Klopstocks Ode an den Kaiser vergegenwärtigt uns die großen Hoffnungen, die dessen Anfänge erweckt. Aber als ein Sühnopfer der Zeit ging er zu Grabe, weil er durchaus Selbstherrscher, Despot sein wollte. Er hatte sich nicht human gebildet — so konnte er keine neue Zeit beginnen. Auch seine Kriege waren verdammenswerte Eroberungskriege.

Unvermittelt schließt sich daran die Frage: warum die neuere Posie im Unterschied von derjenigen älterer Zeiten so wenig an öffentlichen Sachen Anteil nehme. Die Zeiten haben sich geändert. Die Poesie soll nicht Partei nehmen, sie soll im reinen Aether, in der Sphäre der Menschheit bleiben. Die Humanität in Europa wünscht milden erquickenden Regen. Ihre Fortschritte soll die Dichtung besingen.

Diese erste Sammlung enthält noch die Grundgedanken des ursprünglichen Entwurfs. Noch bleibt die Begründung des Staats in humanem Sinne das leitende Interesse, aber wie verhüllt, wie abgeschwächt ist alles! Statt des Schriftstellers reden fremde Zeugen. Und hörten wir nur ihre reine und scharfe Stimme! Aber der Begründer eines großen Staats wird hier nur zum Begründer einer litterarischen Gesellschaft. Friedrichs harter Wirklichkeitssinn, der den Menschen als rohes, des Führers bedürftiges Tier kennen lehrt, steht im Widerspruch mit den poesievollen Anschauungen des Verfassers der „Ideen". Heftig hatte er den Gedanken abgewiesen, daß der Mensch ein Tier sei, das eines Herrn bedürfe („Ideen" IX_4, s. auch $VII|_4$). Aber indem er hier Friedrich entschuldigt, entgeht ihm eben der Zusammenhang von dessen Gedanken mit einer lebendigen Kenntnis der politischen, historischen Welt. Auch die Frage der poetischen Kultur ist hier mit den politischen Erörterungen nicht so eng verbunden

wie in der ersten Ausführung. Überall lockert sich der Zusammenhang. Der Despotismus und das europäische Staatssystem erscheinen auch hier als die Hauptfeinde der Humanität. Aber das Ziel wird nur vage bezeichnet, nur rein geistig bestimmt. Auf alle Fragen antwortet der Begriff Humanität, aber da wenigstens hier nirgends seine Beziehungen zu den behandelten Gebieten angegeben sind, da in der verhüllenden Darstellung nirgends klar wird, wie die bestehenden Verhältnisse zu einer humanen Gesellschafts- und Staatengestaltung zu entwickeln wären, so bleibt der Humanitätsbegriff im Grunde ein Stimmungsbegriff, der Ausdruck des Sehnens nach Ruhe und Frieden. Wohl finden wir gelegentlich im Gespräch über Joseph II. eine klare Einsicht in die nationalen Lebensbedingungen: nur Entwicklung, nicht plötzliches Dekretieren könne helfen. Aber da der Staat dann wieder für Herder doch nur ein Mechanismus ist, so kann er keine bildenden politischen Gedanken finden. Bei der rein geistigen Auffassung der Humanität genügt es allgemein auf die Stimmung zu wirken, und so ist es kein Zufall, daß Herder immer wieder das Wort an die Dichter abgiebt und ihre begeisternde Stimme für sich reden läßt.

An den größten historischen Ereignissen der unmittelbaren Vergangenheit werden die Hauptmittel der Beförderung und die Haupthindernisse der Humanität entwickelt: erstere sind der verständig klare Charakter und die große Gesinnung genährt an edlen Mustern in litterarischer Selbstbeschäftigung, die Hemmnisse sind die Politik der Höfe im europäischen Staatensystem und das Beharren in der Allgewalt des Selbstherrschers. Der Gedanke eines einheitlichen, geistig mächtigen Deutschlands, einer Humanitätsgesellschaft in Deutschland und der Gedanke humaner Staatenbeziehungen — das sind die durch Schleier verhüllten Forderungen des Verfassers. Die Frage ist nur, ob er diese im wesentlichen politischen Ansprüche auch politisch durchdenken wird.

In der zweiten Sammlung wird der theoretische Grundgedanke bestimmt und historisch abgeleitet. Sie giebt uns zunächst die Erörterungen, mit welchen das erhaltene Stück des ursprünglichen Entwurfs begann: Was bedeutet das Wort: Geist der Zeit? Welches sind die Hauptepochen der europäischen Geschichte? Aber auch hier hat die Kraft der Gedanken verloren. In dem Entwurf war der Geist der Zeit erklärt durch die Gesinnungen und Grundsätze, welche seit einer gegebenen Zeit in dem gedankenreichsten und thatenvollsten Teil von Europa herrschen. Man konnte dabei an die durchgehenden Entwicklungen der Geschichte denken. Hier wird er gleichgesetzt mit den Grundsätzen und Meinungen der scharfsichtigsten verständigsten Männer. Als Arbeit dieses Zeitgeistes war damals die Befreiung vom klerikalen und politischen System Europas erschienen. Jetzt soll in der Reformation größtenteils nur von geistigen Gütern die Rede gewesen sein. Wird schon hiermit der theoretische und der historische Zusammenhang gelockert, so wird er fast aufgegeben, indem das dritte große Ereignis des europäischen Zeitengenius, die französische

Revolution, hier nur angedeutet wird. Der alte Reformator, Luther, wird zum Zeugnis über Regimentsänderungen aufgerufen. Ihm, dem alle Obrigkeit von Gott ist, dem das Gelingen jeder Änderung von Gott kommen muß, ihm ist natürlich ein Versuch gewaltsamer Regimentsverbesserung ein Greuel. Er schilt den Pöbel, der da bessern will, eben so wohl wie die Tyrannen, die im Vertrauen auf ihre Macht das Volk bedrücken. Er mahnt, Treu und Glaube unter einander zu bewahren. Ohne das entsteht Zwietracht, und das Regiment hört auf.*) — Dies Zeugnis, von Herder berufen, dünkt uns um so merkwürdiger, da er früher dem Volk mit Entschiedenheit das Recht der Regimentsänderung zugesprochen (Ideen XV_1, IX_5). Um so weniger klar sind wir über den Sinn seiner Meinung. Also hat Herder hier weder historisch den Zusammenhang scharf bezeichnet noch seine politische Meinung klar ausgesprochen.

Eine ältere Bearbeitung des siebzehnten Briefes ist uns erhalten, welche doch noch sicherer Herders eigentliche Ansicht herauskehrt. Die Religionsfreiheit, welche die Reformation dem Volk verschaffte, ist bald beschränkt worden. Zur Entscheidung in den politischen Fragen ist es wenigstens in Deutschland bei weitem nicht reif genug. Also bringe man ihm nicht Worte ins Auge oder ins Ohr, deren Gedanken es nicht fassen kann. Man erstrebe eine vernünftige ruhige fortgehende Evolution der Dinge, keine Revolution.

In Form einer Vision führt uns Herder, nachdem er ähnlich wie im Beginn des fünfzehnten Buchs der „Ideen" die Zweifel gegen den Fortgang der Humanität dargelegt, den künftigen Zustand der Welt und der Litteratur vor Augen. Staunend erblicken ein alter Barde und ein alter Druide die neue Welt der Ordnung und Ruhe. Der Traum ändert sich. Wir sehen nun die vollendete Zukunft: eine freie Welt wie die der Griechen, in ihr, durch sie Künste, Dichtung, Theater, Philosophie aufs neue belebt. Auch dieses ist ein bearbeitetes Stück des ersten Entwurfs (Nr. 19), auch hier wird der Zusammenhang minder klar.

Die systematische Darlegung der Grundgedanken haben wir früher erwogen. Nachdem durch sie der Humanitätsgedanke ins hellste Licht gesetzt, werden wir wiederum an den Bund der Humanität erinnert. An eine lange Stelle aus Lessings zweitem Gespräch für Freimaurer schließt Herder eine Ergänzung. Er erweitert den Freimaurerbund zur Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Weltteilen. Sie erhebt über alle Vorurteile durch ihre Thaten: Poesie, Philosophie und Geschichte, sie wird beseelt durch den einen Antrieb der Humanität. Sie verschmäht die verhüllenden Symbole: reine, helle, offenbare Wahrheit thut not für diese Zeit.

Schon zur Einteilung der vorhergehenden, ursprünglich fortlaufenden

*) Herder schöpft hier aus einer älteren, von ihm im Jahre 1792 angelegten Sammlung „Luther ein Lehrer der deutschen Nation" (Auszüge nach dem Alphabet geordnet), aus der Suphan einiges mitgeteilt hat.

Abhandlung in Paragraphen war Herder vermutlich durch Lessing, durch die „Erziehung des Menschengeschlechts“ bestimmt. Hier reizte es ihn, persönlich mit dem innig verehrten Manne, aus dessen Schriften er von je so viele geistige Nahrung gezogen, im Bunde der Humanität sich zu unterreden. Aber — eigenes Verhängnis! — auch hier scheint uns der Humanitätsgedanke, durch welchen er den Freimaurerbund zum Menschheitsbunde erweitert, nicht belebend. Welch ein Werk — diese Gespräche für Freimaurer! Die notwendigen gesellschaftlichen, religiösen, staatlichen Trennungen wecken den Menschengeist, durch alle Trennungen hindurch das Ideal der Menschheit zu verwirklichen, d. h. die freie Gesellschaft der in moralischer Denkart sich selbst bestimmenden Menschen. Es ist lediglich eine Einkleidung, daß dies Ideal mit der Gesellschaft der Freimaurer gleichgesetzt wird. Aber nun wird das Gespräch belebt, plastisch, anschaulich durch die Verschlingung dieser Fäden, durch die Beziehung des allgemeinen Gedankens auf den geheimnisvollen Bund. Dazu Anlehnungen an die Umgebung, beseelende Bilder aus der Natur und alles in einem echten Gespräch — kurz, schlagend, in wahrer Entwicklung: eine vollendete Gedankendramatik, lebendig und in allen Sphären scharf begrenzt.*) Hier in Wahrheit ist die Not der Zeit, welche dem Autor das offene Reden verbot, eine Tugend des Schriftstellers geworden. Weil seine Gedanken konzipiert sind im Zusammenhange mit den bestehenden Verhältnissen, als Richtungslinien für eine Entwicklung dieser Verhältnisse zum Ideal des freien Staats, darum leben sie und beleben, darum schmiegen sie sich diesem Künstlergenie des Stils zwanglos in die umhüllende Form einer wirklichen Gesellschaft. Herder läßt die Anlehnung an die umgebende Welt fort, er spart die Naturbilder. Seine Kürzungen mindern sämtlich die Lebendigkeit des Gesprächs, indem sie durch Unterdrückung der kleinen Einreden des belehrten Ich (Ernst) sein lebhaftes Mitdenken verhüllen. Aus Antipathie gegen die geheimen Gesellschaften**) läßt er die Beziehung auf die Freimaurer fort, und hier greift er mit der künstlerischen Vollendung zugleich den Gedanken an. Auch bei Lessing sind ja die Symbole unwichtig, die Denkart entscheidet, die Denkart führt zur Vereinigung. Auch nach seinem Sinn ist es ein rein geistiger Verein, der in der Gesellschaft wirkt. Bei Lessing entsteht aus den gesellschaftlichen Trennungen das Streben zur Menschheit. Bei Herder soll Humanität als Antrieb gelehrt werden, dann fallen die Trennungen. Also doch ein Antrieb von außen! Und dann betont er noch, er müsse von innen kommen. Wodurch? Durch Poesie, Philosophie und Geschichte! Aber wie wirken sie? — Das ist eben die Hauptfrage. Geistig und künstlerisch hat Lessings Kraft und Klarheit hier gelitten.

*) Zur Erklärung der Freimaurergespräche ist auch heranzuziehen „Etwas das Lessing gesagt hat“ (von F. H. Jacobi). Berlin 1782.

**) Aus dem Herderschen Hause. Hrsg. von Jak. Bächtold. Berlin 1881. S. 108. H. an G. Müller. Dez. 1785. Gelzers Protest. Monatsblätter XIV, S. 113.

Auch in dieser zweiten Sammlung ahnen wir überall die großen Grundgedanken. Wir sehen den historischen Anschluß an die „Ideen“, den theoretischen Zusammenhang. Aber wir fanden die historischen Gedanken und ihre Fortleitung in die Humanitätsbestrebungen geschwächt. Die Männer, die für Herder zeugen, treten gleichfalls nicht in ihrer ganzen Eigenart, in ihrem vollen Recht hervor. Denn nicht als historische Gestalt wird Luther charakterisiert, er soll für die Gegenwart mitreden, und da kommt er uns mit seinem Glauben an Gottes unmittelbare Ordnung zu spät. Endlich kommen auf der andern Seite durch die Anlehnung an die Zeugen auch Herders eigene Gedanken oftmals nicht klar zum Ausdruck.

Wenn also Herder bei der neuen Anlage sich freute, daß er jetzt alles in die Briefe bringen konnte, was er wollte, und daß er eigentlich für keine geäußerte Meinung responsabel war, so bedeutete das künstlerisch und geistig genommen gewiß keinen Vorteil. Allerdings gefielen die beiden ersten Sammlungen, wie sie waren, gerade den Personen und Ständen, von denen er vorzüglich gelesen zu sein wünschte.*) Goethe schrieb ihm: „Fahre ja fort, Deine Sammlungen zu bearbeiten und laß sie immer so wohlthätig sein.“ Er berichtete, daß der Herzog das Buch gut aufgenommen habe.**) Ebenso las Jacobi es mit gutem Herzen. In Östreich freilich wurden die beiden Sammlungen wegen des Gesprächs über Joseph II. oder wegen der Auszüge aus Friedrich II., deren Kontrast zu den Gesinnungen Josephs zu groß war, verboten. Darauf antwortet Herder mit dem Satz***) (Brief 27): „Briefe zu Beförderung der Brutalität wird doch kein Ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben.“

Herders litterarische Muße ward nun zunächst der fünften Sammlung „Zerstreuter Blätter“ und den „Christlichen Schriften“ zugewandt. Im December begann die Arbeit an den Humanitätsbriefen von neuem. Ende Januar ward bereits am dritten Teile gedruckt, der vierte sollte Anfang Februar fort. Aber im März mußte Karoline ihren mit den theologischen Schriften beschäftigten Gemahl wieder zur Humanität lenken, und erst Anfang April wurde Gleim der dritte Teil übersandt.†)

Dieser erklärt zunächst historisch den Ausdruck Humanität. Da Menschheit den Begriff des Schwachen mit sich führt, wollen sie bei dem lateinischen Wort bleiben. Mark Antonin, ein Römer aus der Zeit des Verfalls der antiken Welt, Lukrez und andere Römer der besten Zeit, endlich die Griechen werden Herder durch ihre Gesinnungen Herolde der Humanität. Und doch schwankt der Begriff auch hier. Bald bedeutet

*) An Heyne. 7. Aug. 1793. V. u. a. H. Bd. II, S. 222.

**) 15. Juni 1793. Aus H.s Nachlaß I, S. 143. cf. Karl v. Dalberg an Herder. 2. Juli 1794. V. u. a. H. III, S. 258.

***) Kar. u. H. an Gleim. 6. Dez. 1793. V. u. a. H. I, S. 164, 165. An G. Müller. 15. Nov. 1793. Gelzers Protest. Monatsblätter Bd. XIV, S. 216.

†) An Gleim. Car. 6. Dez. 1793. H. daselbst 31. Jan. 1794. 7. März 1794. 4. April 1794. V. u. a. H. I, S. 164—170.

Humanität sanfte Milde, bald ist sie ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Thätigkeit, nicht ohne Einsicht. Bald wieder soll das System der Moral — und Humanität ist doch der Grundbegriff der Herderschen Moral — nicht auf Gefühl gegründet sein, sondern auf ein strenges: Du sollst! — Herder zieht zur Erklärung seiner Sätze ein Lehrgedicht heran. Wie schon in den ersten Teilen, so werden nun in größerem Maßstabe Litteraturwerke nur ihrer humanen Gedanken und Wirkungen wegen gepriesen. Denn ebenso wird der alte Homer auf seine Humanität untersucht, drei moralische Lehren werden ihm entnommen; ebenso muß endlich „Emilia Galotti" sich zu moralischen Exkursen darbieten. Ja, hier greift das moralische Urteil bereits ins ästhetische hinüber, wenn Herder ganz unglaublich schwache Verse seines Freundes Gleim ihrer Gesinnung wegen neben die Griechen stellt,*) oder wenn er gar dem Publikum vorwirft, daß es an den alten Lehrgedichten keinen Gefallen mehr findet. „Unser Publikum ist jung; es liebt Tändeleien der Jugend."

Die vierte Sammlung geht auf die deutschen Verhältnisse ein. Sie hat vor dem Druck starke Veränderungen erfahren.**) Voller und schärfer erklang in dem 42. Brief das Wort patriotischen Zornes gegen die verkehrte Demut der Deutschen, mit der sie sich vor den Franzosen beugen, in den Franzosen ihre Muster zur Nachahmung sehen. Der 43. gab einen Überblick über die Geschichte der französischen Schulfüchserei in Deutschland. Er beklagte den unendlichen Schaden, den sie gewirkt durch die flache Erziehung, durch die Vertrocknung des ganzen gesellschaftlichen Lebens. Dreimal bearbeitete Herder diese Briefe, um sie dann doch schließlich fortzulassen. Es folgte ein kurzer Brief, der unter dem Titel „Boileau und Horaz" später (1795) in Friedrich Gentz' „Neuer deutscher Monatsschrift" erschien.***) Er zitiert eine energische Ode Boileaus, welche Frankreich aufrief gegen das rebellische englische Volk, das seinen König ermordet, das die Meere beherrschen wolle, das alle Gesetze befehde. „Was denken wir, wenn wir jetzt nach mehr als hundert Jahren diese Worte in einem französischen Dichter lesen?" Herder führt nur aus, daß die Muse errötend schweigen müsse, die da blutdürstige Politik habe singen wollen. Das that Horaz nicht. Er sang einen Inhalt von ewiger Wahrheit. Es ist dieselbe Entscheidung, die wir bereits in der ersten Sammlung über den Anteil der Poesie am öffentlichen Leben vernahmen. Vielleicht ließ Herder darum den Brief fort. Das Thema der Abhandlung über „Wahn und Wahnsinn" (Br. 46) wurde ursprünglich weitergeführt durch Wegelins Brief über den Wahnsinn der Völker, den dreizehnten seiner Briefe über den Wert der Geschichte. Er enthielt einen reflektierenden

*) An Gleim. 31. Jan. 1794. V. u. a. H. I, 166. „Den dritten Theil meiner Briefe schließen Sie."

**) S. W. S. XVIII, S. 564 ff.

***) S. W. S. XVIII, 401 ff.

Überblick über die Geschichte der Revolutionen. Nach der Fabel des 50. Briefes folgten sodann zwei Briefe über Seneca, die gleichfalls 1795 in der „Neuen deutschen Monatsschrift“ erschienen*) unter dem Titel: „Seneka, Philosoph und Minister.“ Der erste Brief betrachtet Seneca als Gegenstand eines Trauerspiels: die Stoische Philosophie am Hofe, den Gegensatz, in den der Prinzenerzieher zu seinen Grundsätzen kam. Der zweite spricht über seinen Charakter und seine Grundsätze, z. T. in Zitaten aus Diderots Buch über Seneca. Herder hatte hiermit ein Gegenstück zu der Erziehung des Dauphin durch Fenelon (Br. 49) geliefert. Sei es nun, daß er den großen Eindruck von der Wirksamkeit humaner Erziehung selbst an Fürstenhöfen nicht vermindern wollte, oder daß er die Sammlung auf Deutschland zurück zu lenken wünschte, genug, er verdrängte diese Briefe durch die jetzigen Schlußstücke der Sammlung, welche nach einer Betrachtung über die Humanität des Tacitus auf die deuschen Politiker und Zeitschriften übergehen und mit dem Wunsch von Provinzialgeschichten Deutschlands schließen. Denn „wenn irgend eine Wissenschaft, so ist ja die Geschichte ein Studium der Humanität, ein Werkzeug des ächtesten Vaterlandsgeistes“. Dieses Thema führten ursprünglich noch zwei weitere Briefe aus, welche einen Grundgedanken Herders darlegten: „Geschichte und Philosophie müssen getragen sein von der Idee einer fortschreitenden Vervollkommung der Menschheit und schöpfen eben aus dieser Idee die fruchtbarste Wechselbeziehung.“ Hier aber meinte Herder wohl, „seine Basis zu sehr zu entblößen“. Er zog die Aufsätze von dieser Stelle zurück.

In der jetzigen Gestalt erweckt die vierte Sammlung den Eindruck einheitlicher und bewußter Komposition. Freilich ist wiederum alles abgeschwächt. Nur Realis’ kräftige Deutschheit wettert jetzt gegen den französischen Geschmack. Herders Bemerkungen im Sinn seines ersten Entwurfs von 1792 (dort Brief 17) sind fortgeblieben. Ja, auch Realis’ scharfe Spitzen sollen uns nicht lange quälen. Sogleich führt der Hymnus an Flora uns die wunderbare Ordnung der Pflanzenwelt als ein Ideal vor Augen. Die Poesie dämpft die Erregung durch den Hinweis auf die unbeseelte Natur. Aber auch die Gedanken werden sogleich gedämpft durch die vorsorgliche Warnung, wie leicht doch an den Worten der Wahn hafte, wie furchtbar der Nationalwahn sei, die freie Untersuchung der Wahrheit sei hier das einzige Gegenmittel. Auch hier bleibt die Theorie ganz im Allgemeinen, ja diese psychologische Darlegung der gefährlichen Irrungen des menschlichen Geistes, welche wohlthätig wirken könnte, wenn die eigentlichen ethischen Grundgedanken scharf bestimmt wären, kann hier nur die Impulse des Willens hemmen. Immer wieder ruhen wir uns in Gedichten aus, und nachdem unsere Stimmung genügend für des Verfassers Gedanken gewonnen ist, nähern wir uns wieder den politischen und den

*) S. W. S. XVIII, 391 ff.

deutschen Fragen. Geläutertes deutsches Selbstgefühl, deutschen Patriotismus zu wecken — dieser Gedanke beginnt und endet die Sammlung, er umrahmt die vielumfassenden Humanitätsbetrachtungen. Es ist derselbe, der so kräftig in dem ersten Entwurf des Werks hervortrat, und der auch in der einführenden Sammlung seine Stelle behauptete.

In diesem Sinne war zuerst auch die Fortsetzung in der fünften Sammlung entworfen. Der erste Brief erwog die Schwierigkeiten, mit denen eine Bearbeitung der deutschen Geschichte zu kämpfen habe.*) Die ältesten Stämme sind uns fremd, Karl der Große ist mit seinem Geschlecht Deutschland verderblich geworden. Die Geschichte der auf ihn folgenden Familienkaiser ist nicht die Geschichte der Deutschen. Um zu dieser zu kommen, schreibe man die Partikulargeschichte der deutschen Provinzen, man gebe die Geschichte der Nationen, ihrer Meinungen, ihrer einzelnen und Zusammenbeherrschung, eine Geschichte der Stände in den verschiedenen Völkern ohne Rücksicht auf den Gesichtskreis unsrer Zeiten, endlich die Geschichte des deutschen Nationalgeistes. Hieran schloß sich die Abhandlung: „Haben wir noch das Publikum und Vaterland der Alten?" und einzelne Hauptgedanken dieser Schrift erfuhren dann eine weitere Ausführung. Zunächst ward noch einmal nachdrücklich auf die Bedeutung freien Sprechens für die Erziehung hingewiesen. Nur in der Sprache entwickeln sich ja Vernunft und Empfindungen, darum soll der Zögling sprechend denken lernen. Dürfte erst im deutschen Leben eine freie Aussprache über alle Interessen gewagt werden, so würde die Sprache selbst, der Sinn für die freie Wahrheit und der gesellige Verkehr sich beleben. Dadurch aber würden auch die Bücher Vorträge im Ton der guten Gesellschaft werden.**) Auch hier also arbeitet Herder für die Einigung des deutschen Geisteslebens. Für seine Befreiung trat wieder in der Richtung des Entwurfs von 1792 ein weiterer Brief ein.***) Wenn die Nationalsprache ein von den edelsten Geistern und Herzen errungenes Gut, ein Spiegel der Freuden und Leiden der Nation ist, so wird der deutsche Biedersinn, der so lange in demütiger Geduld und unermüdlichem Fleiß durch Nachahmung jedes Guten sich zu bilden gesucht, nun wohl endlich seinen eigenen Mittelpunkt finden. Nachdem auch über Publikum und Theatergeschmack eine neue Auseinandersetzung gefolgt war, die jedenfalls auch hier die Forderung einer Wechselwirkung zwischen Publikum und Bühne, Leben und Darstellung betonte, verweilt Herder wiederum mit Freuden bei dem wahren und reinen Geist der Humanität, und zwar sofern das Christentum zu diesem Zweck ein ewiges öffentliches Institut ist.†) Seine Lehrer sollen mit lebendigem Wort, unabhängig vom Staat, Humanität wirken und

*) Warum wir noch keine Geschichte haben? Neue deutsche Monatsschrift. 1795. S. W. S. XVIII, S. 380 ff.

**) Über die Fähigkeit zu sprechen und zu hören. Daselbst 1795. S. W. S. XVIII, 384 ff.

***) S. W. S. XVIII, S. 336 (zum erstenmal veröffentlicht).

†) S. W. S. XVIII, S. 337 ff. (erste Veröffentlichung).

durch die sanften Antriebe edlerer Empfindungen und Grundsätze die Idee des Christentums als einer moralisch zusammenwirkenden fortschreitenden ewigen Gemeine verwirklichen helfen. So führte diese Sammlung ursprünglich zwei Grundgedanken des frühsten Entwurfs aus, indem sie als Ziel die geistige Einigung Deutschlands verfolgte, die Mittel dieses Bestrebens gruppierte um einen welthistorischen Überblick über Publikum und Vaterland und bezog auf das höchste sittliche Ideal der weltumfassenden christlichen Gemeinde.

Aber von all diesen großen und guten Ausführungen hat nur die Abhandlung über Publikum und Vaterland ihren Platz behauptet. Es ist die neue Bearbeitung einer Herderschen Jugendschrift, welche er zur Feier der Beziehung des neuen Gerichtshauses zu Riga im Jahre 1765 verfaßt hatte.*) In Absicht der Regierung hatte er hier das Publikum der Alten für ausgestorben erklärt, da keine Demokratie mehr möglich sei. Das Volk, die Redner, das Theaterpublikum sind verschwunden, weil das öffentliche Leben sich geändert hat. Aber noch kennen wir die Hingabe fürs Vaterland, wenngleich unsere Religion nicht mehr politisch auf den Bezirk einer Stadt beschränkt ist — doch bleibt noch immer die Religion die beste Stütze der Staaten. Wir kennen den Kampf und die Arbeit fürs Vaterland, wir kennen die Freiheit, nur daß sie uns nicht mehr wie den Alten in der zügellosen Frechheit besteht, sondern in der Freiheit des Gewissens.

Keinen von diesen Gedanken konnte der Herder der 90er Jahre unverändert gebrauchen. Wir wissen es aus seinem ersten Entwurf, daß er die Demokratie nicht mehr für etwas Unmögliches hielt Vielmehr erschien sie ihm als das notwendige Ziel. Nun gewann der beste Gedanke seines Jugendwerks, daß im Altertum das litterarische Leben durch das öffentliche bestimmt gewesen sei, eine ganz andere Gestalt. Er unterschied die Gattungen, er fand bei allen die Notwendigkeit eines lebendigen Publikums, er erkannte die Bedeutung der staatlichen Freiheit für das litterarische Leben. So fand er hier den Zusammenhang des politischen und des litterarischen Gedankens.

Aber noch tiefer begründete er die Verbindung von Nationalität und litterarischer Kultur. Wie er die Gattungen unterschied, so unterschied er mit seinem reiferen Wissen die Völker. Er zog die Hebräer in die Betrachtung, bei denen das Volk in seiner ganzen Entwicklung als ein Individuum betrachtet ward. Dieses gewaltige, über Jahrhunderte sich erstreckende Publikum besitzt jedes Volk in seiner Sprache, in der ja gleichfalls die geistige Arbeit der vergangenen Geschlechter für alle Zukunft des Volks wirksam bleibt. So muß der lebendigste zeugungskräftigste Jugendgedanke Herders sich hineinweben in die Ausführung des Jugendentwurfs. Die zweite Bedingung einer großen Litteratur ist hiermit bestimmt.

Auch die Religion hat sich dem reifen Herder mehr in ihrer eigentümlichen Gestalt herausgearbeitet. Nicht Stütze des Staates soll sie sein,

*) S W. S. I, S. 13 ff.

sondern Schöpferin einer moralischen Weltgemeinde, eines moralischen Publikums. Hierdurch aber wird sie das Hauptwerkzeug der Humanität.

Die Entwicklung, die immer größere Ausdehnung des Publikums durch Erfindungen, die verschiedenen Arten des Publikums, die wissenschaftlichen Institutionen der Schulen und Universitäten — all das tritt hinzu.

Endlich hat Herder nicht nur über die politische Zukunft des Vaterlandes sich Gedanken gebildet, er ist auch der Entstehung des Staats aus der Familie nachgegangen.

So erweitert und vertieft sich denn der Jugendentwurf zu einem ganz andern Werk. Alle Begriffe sind auseinander gelegt, in ihrer Eigenart bestimmt, in ihrer Beziehung zu einander untersucht. Die ganze Lebensarbeit Herders wirkt an diesem kleinen Punkt zusammen. Die Gedanken aber über das Altertum, über die Religion, die Entstehung des Staats, die modernen Institutionen und Erfindungen waren alle in den „Ideen" zu ihrer reifen Formulierung gediehen. Den ethischen Gedanken der Humanitätsgemeinde hat er dort ausgeprägt Also der reife Herder hat hier den Entwurf des jungen ausgeführt und vollendet.

Mit ungemeiner Kunst schlingt er nun die Gedanken hinein, auf welche es ihm bei den Humanitätsbriefen vor allem ankam. Er klagt, daß die Deutschen ihre Sprache nicht genug gepflegt, daß ihre Bildung zerrissen ist, daß sie ihre Schriftsteller nicht genug ehren. Er fügt hier endlich den Hinweis auf die christliche Religion ein. Er verkündet, daß nur die gute Verfassung uns das Vaterland teuer machen kann, nämlich daß wir bei gesetzmäßiger Freiheit in gemeinsamer Arbeit für das Ganze unsere Mühe nicht verschwenden! All diese Leitgedanken des 1792er Entwurfs, im früheren vorbereitet durch die Paragraphen in Brief 25, die Vision in 23, die Sprüche des Realis de Vienna, sind hier vereint. Die Fäden des ganzen Werkes laufen zusammen. Dem Charakter dieses Werks getreu werden die staatlichen und die litterarisch-nationalen Gedanken historisch umkleidet. Dann hört man hie und da einen Laut von Herders persönlichster Stimmung. So tönt versteckt die Klage, daß der arme Deutsche nur *schreiben* kann für sein Vaterland. So rühmt er die Universitäten als letzte Freistatt und Schutzwehr der Wissenschaften.*) Die ganze Lebensarbeit, das ganze Wollen Herders zugleich mit der Eigenart gerade dieses Werkes spüren wir an diesem Ort.

Umrahmt aber ist diese Abhandlung durch Exkurse über die Lebensbeschreibungen berühmter Männer. Herder hatte zu dem Buch seines jungen Freundes G. Müller „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst" früher vier einleitende Briefe geschrieben.**) Dies Buch leitete ihn jetzt durch die fünfte Sammlung. Wieder wird uns besonders durch

*) An Heyne. 23. März 1795. S. 223. V. u. a. H. II.

**) S. W. S. XVIII, S. 359—376. Er selbst hatte Georg Müller, als dieser ihm seine Übersetzung des Secretum meum von Petrarca im Manuskript schickte, vorgeschlagen, Selbstbekenntnisse hervorragender Menschen aller Zeiten, Konfessionen und Stände zu sammeln. Gelzers Prot. Monatsblätter Bd. 14 S. 209.

Comenius der allgemeine Humanitätsgedanke eingeschärft. Wir hören Leibniz' Klagen über die verfehlte deutsche Politik, seine milden Urteile über Philosophen, den Ausdruck seiner Abneigung gegen Sektenbildung — ähnlich wie er im ersten Entwurf gegen die Kantianer angeführt war. Auch hier also ist der ursprüngliche Zusammenhang gelöst. So enden wir die Sammlung im Anschaun der friedlichen großen Gestalt, des beherrschenden Geistes der vergangenen Jahrzehnte, der hier als einzige Quelle der Wissenschaft, als Ideal eines Mannes erscheint, des Geistes, der eben auf die leitenden Anschauungen Herders so viel Einfluß geübt hat. Alles ist Ruhe, Milde und Friedenssehnsucht. Wir erkennen, wo die Gedanken am deutlichsten hervortreten, auch die Mängel am schärfsten: die Allgemeinheit, welche keine Anwendung zuläßt, und die Abkehr von der lebendigen Arbeit der eigenen Zeit. Die Friedenssehnsucht des vorwiegend litterarisch interessierten Mannes spricht zu uns. Indem er den geistigen Bund der großen Männer, das Reden mit ihren Worten hier zumeist verwirklicht, hemmt er das aktive Eingreifen seiner eigenen Gedanken.

Die sechste Sammlung beginnt mit den Briefen über die griechische Kunst als eine Schule der Humanität. Auch hier arbeitet Herder eine Schrift seiner Jugend aus, die „Plastik“.*) Er hatte schon im Jahre 1781 an eine neue Bearbeitung gedacht.**) Aus Rom schrieb er am 8. Oktober 1788: „Meine Plastik kommt mir ganz wieder; wahrscheinlich wird sie das erste sein, was ich aus- und umarbeiten werde.“***) Die Briefe der sechsten Sammlung lösen das Versprechen zum Teil. Das Prinzip hatte Herder schon in jener früheren Arbeit bestimmt. Da die Natur die Menschheit zum bewegten Strome machte, muß die Schönheit Kraft und Bedeutung in jedem Gliede sein. Die menschliche Seele ist in den plastischen Kunstkörper gegossen und belebt ihn durchaus in jedem Gliede, in der Haltung, Stellung, dem Fall. Ein bestimmter Charakter ward von den Griechen in jedem Götterbilde ausgeprägt, jedes ist im höchsten Maße individuell. Jede schöne Form an einem Gotte wird von dem Lebensgeiste bestimmt, der sein Schiff treibt. Die Schönheit wird bei Göttern und Göttinnen konkret, d. i. Charakter dieses Gottes und keines andern. Er hatte dann schon dort Beobachtungen gemacht, in welcher Weise sich die Seele in den verschiedenen Teilen des Körpers ausprägt.†) In den „Ideen“ (VII_4 (1)) bemerkte er bei Betrachtungen über die genetische Kraft, daß gewisse Formen und Verhältnisse ausschließend zu einander gehören. Er wies auf die griechischen Künstler, in deren Werken der Genius eines einzelnen lebenden Wesens jede Gestalt wie eine Hülle nur durchhauche. Verbänden wir hier Dürers Genauigkeit mit dem Seelengefühl der Alten, so könnte die Physio-

*) 1778. S. Dtsche. Nat.-Litt. Bd. 150. Herders Werke III_2 S. 273 ff. u. Lambels Einleitung S. VIII ff.

**) 18. April 1781 an Hartknoch. Von und an Herder. Bd. II, S. 89.

***) An Karoline S. „Herders Reise nach Italien“. Hrsg. von H. Düntzer und Ferd. v. Herder. S. 117.

†) S. Plastik. Herders Werke III_2 bes. S. 329, 330.

gnomik die Auslegerin der lebendigen Natur eines Menschen, gleichsam die Dolmetscherin seines sichtbar gewordenen Genius sein.

Nun hatte die italienische Reise all seine Gedanken über plastische Kunst belebt. In der Anschauung der Werke gingen ihm die Sinne recht auf, er lebte mit Statuen und Kunstwerken, die ihm eine ganz andere Welt aufschlossen und die schönste Philosophie gewährten. „Ich vergesse bei ihnen Zeit und Stunde wie ein Verliebter.“*) Neben der Antike aber erhoben sich ihm besonders in Florenz die Werke der italienischen Meister — eine gewaltige Erweiterung des historischen und künstlerischen Horizonts.**) Wer möchte nicht einmal gelauscht haben bei den Gesprächen mit Angelica Kaufmann, „der zarten, treuen, reinen, festen Seele“, an die ihn die innigste, freundschaftliche Liebe band, zu der er fast alle Tage kam, die für ihn in Rom die einzige Seele war!***)

Aber etwas von der Versenkung des Geschichtsphilosophen und Humanitätsapostels in das Altertum und in die Renaissance, etwas von dieser neuen Welt und der schönsten Philosophie, einige Worte endlich des verständnisvollen Freundes über der Angelica Werke sind uns bewahrt in den Briefen zu Beförderung der Humanität.

Herder führt den Gedanken von der Individualität der Götter aus. Jeder Gott stellt eine Form, eine Kategorie der Menschheit dar. Er entdeckt damit die Lehre von den Idealen. Mit poetischem Sinne deutet er die psychologische Feinheit der Ideale, ihre Begrenzung innerhalb der menschlichen Natur. Er schreitet zur Begründung der Kunstmythologie fort, indem er die psychologischen Elemente aufsucht, welche einen jeden Göttertypus ausmachen. Er geht den Prinzipien der Gruppenbildung nach und folgert aus allem schließlich die Momente, welche sich in der gesammten griechischen Kunstbildung aufweisen lassen. Hierdurch erhebt er sich zu dem Ideal der griechischen Kultur, welche die Menschheit im Menschen ehrte und als eine vollständige durch sich bestehende Idee in ihren Werken darzustellen und zu vollenden Kraft und Mut, Einfalt des Geistes und Reinheit des Blickes genug hatte. Er beweist dies durch alle menschlichen Lebensalter, Beziehungen, Thätigkeiten und Leidenschaften. Er entdeckt in den Satyrn und Faunen die unschuldigen Darstellungen der menschlichen Tiernatur, er bemerkt mit kurzen Worten, wie aus den ursprünglich wenigen Götterformen der ganze große Kreis der reinen künstlerischen Ideen in ihren vollendeten Bildern erwachsen, denn die rein dargestellte Idee teilt nachbarlichen Ideen Klarheit mit. Geleitet von dieser tiefen historisch-künstlerischen Auffassung bestimmt Herder die Methode der antiken Kunstgeschichte. Jede örtliche Gottheit mit ihren Attributen und Namen soll der Mytholog

*) Herders Reise nach Italien. S. 187. 6. Dez. 1788. Herder an den Herzog Karl August Rom, 29. Nov. 1788. Weimarisches Herder-Album. Jena, 1845. S. 28.
**) S. z. B. An Karoline 22. Mai 1789. Herders Reise nach Italien. S. 378, 379.
***) Das. 3. April 1789. S. 305. S. auch 21. März 1789 S. 294 und sonst. S. Herders Gedicht „Die Farbengebung. Ein Gemälde der Angelica Kaufmann.“ Herders Werke II. D. Nat.-Litt. 62 S. 419 ff.

herzählen, der Ausleger jede Verschiedenheit der Götterfabel nach Zeitaltern, Dichtungsarten und Dichtern bemerken, der Kunstliebhaber das Spiel der Künstlerideen nach Zeiten, Gelegenheiten, Ort und Zweck der Anwendung verfolgen. Überall verlangt er Scheidung nach den Kunstarten und Zeiten.

Die letzte methodische Forderung erfüllt er selbst sogleich in einer kurzen Erörterung: die Vergleichung von Künstler und Dichter, worin „Lessing eine große Bahn" gebrochen. Ein Programm seines Freundes Heyne regte ihn dazu noch besonders an.*) Aber während dieser einfach alphabetisch erst die Götter und Heroen, dann die Göttinnen und Heroinen durchging und bei allen die Epigramme aufzählte, welche auf ihre künstlerische Darstellung Bezug haben, so erweiterte sich für Herder die Aufgabe. Er wollte nicht nur die Darstellungen sammeln, sondern ihren geistigen Sinn erklären. Freilich verwirrt sich ihm ein wenig der Gedankengang. Während er einerseits die Beziehung der Dichtungen auf die bildende Kunst beachtet, erklärt er auf der andern Seite in ihnen nur dieselbe griechisch feine und reine Lebensauffassung, aus der auch die Werke der Plastik hervorgegangen. Doch immer zeichnet er in der Auslegung der griechischen Skulptur die Grundlinien einer Psychologie des Griechentums und giebt zugleich die methodischen Mittel an, durch welche diese große Arbeit zu vollenden wäre — für die Wissenschaft ein fruchtbares Samenkorn der Zukunft. Gern vermissen wir bei diesen groß gedachten Erörterungen den ursprünglich als Schluß von Brief 76 geplanten Angriff auf die englische und französische Kupferstechkunst zu Herders Zeit.**)

Aber dieser griechische Sinn soll als Erzieher zur Humanität wirken. Nicht nur die Statik und Mechanik menschlicher Seelenkräfte im menschlichen Gliederbau meinte er hier wie einst in der „Plastik" die Statik oder Dynamik zu entdecken, auch eine sichtbare Logik und Metaphysik unsers Geschlechts wollte er in ihr finden. So soll eine Kritik dieser erlesensten Menschenformen auch unser Urteil über alle sittlichen Kompositionen bilden. Hierüber erklärt sich näher der philosophische Brief 73. Wir lassen hier die unselige versteckte Polemik gegen Kant, die durchweg auf Mißverständnissen beruht.***) Herder meint, wie alle Naturkräfte sich in Organen äußern, so kann es durchaus keine formlose Güte und Wahrheit geben. Die Wahrheit muß auf die Natur unser selbst und die Dinge zurückgeführt werden können, die Menschenmoral sich in Gesinnungen, Neigungen, Handlungen äußern. Mithin hat alles Form und Weise, eine Form, die erkannt, eine Weise, die sichtbar gemacht werden kann und muß. Und diese Form des Wahren und Guten ist Schönheit.

Aber die philosophische Frage lautet ja eben: wie verhält sich das Schöne zur Sittlichkeit und zur Wissenschaft? Sind wahr und gut so

*) Den Beweis hiervon liefern meine Anmerkungen zu Brief 74 ff.

**) S. W. S. XVIII, S. 513.

***) Über das Verhältnis von Herder zu Kant wird als über eine Hauptaufgabe sich die Einleitung der „Ideen" aussprechen müssen.

zweifellos einleuchtende Begriffe? Was ist das Wahre, was das Gute, welches sich in der Schönheit darstellt, wie stellt es sich dar? All diese Fragen, um welche allein es sich handelt, finden hier keine Antwort. Wahr und Gut sind vorausgesetzte Begriffe, ihre Beziehung zur Form, der Begriff der Form bleibt völlig unklar. Er tritt offenbar in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen auf. Denn eigentlich folgt aus diesen Sätzen unmittelbar, da es keine formlose Güte und Wahrheit giebt: jede Güte = Gesinnung, Neigung, Handlung und jede Wahrheit = Erkenntnis ist Schönheit.

Als Regulative des Forschers, als Norm des Beurteilers sind diese Bestimmungen völlig wertlos. So lebendig die historische Erkenntnis ist, so unklar sind die Prinzipien. Somit fehlt der Zusammenhang zwischen der konkreten Darlegung und der ästhetischen Theorie. Hiermit wird aber auch der Zusammenhang zwischen der Kunsterkenntnis und der pädagogischen Anwendung unklar, denn dieser könnte nur in den Beziehungen der Kunst zur Sittlichkeit gefunden werden. So tief also das feine Gefühl Herders das Ideal der griechischen Menschheitskultur ergründet, sein erziehender Humanitätsbegriff hat dadurch nicht an Lebendigkeit gewonnen. Er erscheint uns auch hier als ein Gefühls-, als ein Stimmungsbegriff, mehr vorausgesetzt, als aus weit umfassender Welterkenntnis entwickelt. Ja, selbst der wissenschaftlichen Ausführung hat er geschadet. Denn das Überwiegen des psychologisch-pädagogischen Interesses hinderte Herder, die Methode der Interpretation der Kunstwerke genauer zu bestimmen, an Beispielen der Art nachzugehn, in welcher Linien und Flächen die Seele ausdrücken, wozu bereits die „Plastik“ einen glücklichen Beginn enthielt.*)

Wir finden auch hier die Erweiterung und Belebung der Jugendgedanken aus dem erworbenen Arbeitsschatz des Herderschen Lebens. Auch hier hat er die alten Begriffe durch konkrete Kenntnisse auseinander gefaltet, auch hier hat er sie auf seinen allbeherrschenden Humanitätsgedanken bezogen. Die Vision der zweiten Sammlung, die Stelle der Abhandlung in der fünften, welche vom griechischen Publikum und Vaterland sprach, bereiten ein näheres Eingehen auf die Antike vor. Aber doch lockert sich hier offenbar die Grundanlage des Werkes. Das Interesse der wissenschaftlichen Erörterung überwiegt die Untersuchung der Fortschritte der Humanität in alten und neueren, besonders aber den uns nächsten Zeiten.

Auch der zweite Bestandteil der Sammlung, der genaue Auszug aus den „Bonhommien“ verdankt seine Aufnahme lediglich dem persönlichen Interesse Herders. Das Buch seines alten Rigaer Freundes Christoph Berens mit seinem gesunden bürgerlichen Verstand mochte Herder wehmütig erinnern an die Zeiten der Jugend, da er in der reichen, wohlverwalteten baltischen Handelsstadt, in seinem Wirkungskreise geehrt und erfolgreich, sich zum ruhmvollen Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn rüstete.

*) „Plastik“ oben zitierte Ausgabe S. 335 ff.

Mitten in diesen Auszug schob er nun die schöne und edle Charakteristik seines alten Lehrers Immanuel Kant, die milde Stimmung der Wehmut breitete sich auch um ihn. Aber eben hier werden wir inne, wie Herder die geschlossene Gedankenschar seines ersten Entwurfs zerstreut hat. So gern wir über Kant die warmen Worte lesen, von der Bedeutung dieses Stücks für das Ganze des Werkes ist jede Spur verloren gegangen.

Für den siebenten Teil versprach Herder in einer Anmerkung zu Brief 79 einige Blätter über die Kräfte der menschlichen Intelligenz. Wir finden davon die Vorbereitung auf 13 Blättern des Nachlasses, es sind Abschriften und Bearbeitungen zweier Werke Knebels: der 12 Fragmente „Vorbereitung zur Intelligenz" und des kleineren Stückes „vom ersten Begriff und Wesen aller Dinge, nach einem alten Autor".*) Die von Suphan mitgeteilten Stücke entwickeln bei scheinbarer Anlehnung an die Natur einige sehr unbestimmte erkenntnistheoretische Begriffe. Wichtig war für Herder wohl nur der ethische Schlußgedanke, daß bei zunehmender Kultur alle an dem Ruhm des Vaterlandes als der Mutter der Helden teilnehmen würden. So entsteht der ewige Staat vernünftiger Intelligenzen mit dem edelsten Bürgerrecht Humanität. Offenbar sollte hier der Kampf gegen die Kantianer, gegen die auch der gute Knebel einige Lufthiebe führt, begonnen werden. Aber wieder senkte Herder die erhobene Hand. Er gab sich angenehmeren Betrachtungen hin.

Wie in den Kunstfragmenten der sechsten Sammlung setzte er nun in der siebenten und achten frühere Bestrebungen fort. Er griff auf das teuerste Werk seiner Jugend zurück: die Fragmente über die neuere deutsche Litteratur, und so entstanden, oft geplant, oft versprochen,**) endlich in diesem Zusammenhang die Fragmente über Geschichte der Poesie. Ist es doch, als hätte die Betrachtung der plastischen Seelenkunst diesen Geist in die Litteraturforschung zurückgezogen. Denn damals in seiner offenbarungsreichen Jugend waren die belebenden Gedanken für beide Gebiete zugleich miteinander konzipiert worden. Wie in den Menschengebilden die Seele die Gestalt des Körpers schafft, ihn ganz erfüllt, durchdringt, so bilden Gedanke und Empfindung sich den sprachlichen Ausdruck.***) Die Untersuchung der Sprache führte zu den Gedanken der „Plastik". Wie diese Gedanken zusammen empfangen wurden, so sind sie hier mit einander vollendet.

Hiermit erkennen wir auch einen tieferen Grund in der Anlage der

*) S. W. S. XVIII, S. 340 ff. (daselbst die Nachweise) und XVIII Schlußbericht, S. 575 ff.

**) V. u. a. H. Briefw. von H. u. Hartknoch. Bd. II, 10. Mai 1772, S. 25. 14. Juni 1772, S. 30. 14. Aug. 1772, S. 44. 2. Oktb. 1773, S. 46. 25. April 1781, S. 90. (Dies alles Mahnungen des Verlegers.) 18. April 1781, S. 89, 90. Herder. S. auch H.'s Werke III, Dtsche. Nat.-Litt. Bd. 135, Einl. S. XLIX ff.

***) Fragmente, H.'s Werke III, Dtsche. Nat.-Litt. Bd. 135, S. 245 ff. Erst in diesem Zusammenhange wurde der Gedanke, den bereits die frühere Abhandlung: „Ist die Schönheit des Körpers ein Bote von der Schönheit der Seele?" (Rigische Gelehrte Beiträge 1766, 10. Stück) berührt hatte, für H. wissenschaftlich fruchtbar.

Humanitätsbriefe. Nachdem das menschheitliche Ideal der griechischen Kultur bestimmt ist, wird es auch in der Entwicklung der Litteratur als höchste Norm angewandt. Sind die Griechen anerkannte Meister der plastischen Kunst, läßt sich diese in der psychologisch-ästhetischen Beurteilung vollkommen mit der aus Empfindung geborenen Sprachkunst vergleichen, so muß auch das Ideal für beide das gleiche sein. Die tiefe Folgerichtigkeit der Herderschen Gedankenentwicklung begründet die Anlage seines Werks.

Bereits jene älteren Fragmente hatten das Wesen der Sprache als des Organs der Volksseele mit all ihrer Geschichte, als des Organs auch der empfindenden Dichterseele erkannt. Sie hatten die Mythologie, nach ihrer ursprünglichen Bedeutung, gleichfalls als Erlebnis des Nationalgeistes untersucht. Die tiefe philosophisch-historische Anschauung verlangte dann insonderheit für die Erforschung der griechischen Poesie und Kultur, daß man sie betrachte nach Ort und Zeit, in Zusammenhang mit dem öffentlichen Leben und den Institutionen, Denk-, Lebensart und Sitten der Griechen. Geschichte und Lehrgebäude würden hier miteinander entstehen. Untersucht man die Dichtkunst der Griechen nach Ursprung, Wesen und historischer Entwicklung, so würde man das wahre Ideal in jeder ihrer Dichtungsarten finden.*) Nun aber weist der geniale Jüngling über die Griechen hinaus. Man verfolge das Verbleichen des feinen griechischen Geschmacks unter römischem Himmel, dann das Gären der griechisch-römisch-nordisch-orientalisch-hellenistischen Dämpfe durch ganze Jahrhunderte, bis ein neuer moderner Geschmack in Sprachen, Wissenschaften und Künsten sich ausgegoren. So erhalten wir eine Geschichte des menschlichen Geistes,**) doch begnügen wir uns zunächst mit der Frage, wie der Geist der Litteratur seine gegenwärtige Gestalt angenommen.***) Und giebt es wohl über allen Umwandlungen der menschlichen Natur und der Völker der Welt Eine Denkungsart und Einen Geschmack im Allgemeinen?†)

Die Fragmente selbst waren mehr Skizzen eines Lehrgebäudes als einer Geschichte. Um Einzelfragen der Kunsttheorie zu lösen, zerstreuten sie ihr reiches Material, wenngleich die zweite, größtenteils zu Herders Lebzeiten nicht gedruckte Bearbeitung sich um mehr Ordnung bemühte. Aber die Motive bildeten sich fort in Herders Geist: die Charakteristik der einzelnen Völker, das Suchen des Ideals. Er widmete vor allem der ersten Aufgabe zahlreiche einzelne Arbeiten, wie denn z. B. die ganz meisterhafte Preisschrift: „Ursachen des gesunkenen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet“ (1775) mit ungemeiner Kraft darlegt, wie die politische und sittliche Entwicklung kultur- und poesiezeugend wirkt. Nun ließ er auch der Ausführung dieser alten Ideen die ganze Arbeit seines Lebens zu gute kommen. Schritt für Schritt folgte

*) Fragmente ob. zit. Ausg. S. 153.
**) Herder sagt nach damaligem Sprachgebrauch: Verstandes.
***) Fragmente S. 215.
†) Fragmente S. 219.

er der Wirkung der Geschichte auf die Litteratur, dem Wandel der Anschauungen. Im Anschluß an die „Ideen“ (XX_2) fand er in der provenzalischen Poesie den Neubeginn nationaler Litteraturen und einer freieren Geistesrichtung, den großen ernsten Wendepunkt der litterarischen Geschichte. War es auch schon ein Grundgedanke der „Fragmente“, daß Poesie nur in der Nationalsprache gedeihen könne, hatten auch sie schon in dem Geschmack der Spanier und Italiener einen Einfluß der Araber entdeckt,*) die volle historische Bedeutung dieses Moments tritt doch hier erst hervor.**) Herder erwägt sodann die Wirkung des erwachten freien Geistes in der Geschichte, die Reformation, die Scheidung der Völker und Litteraturen nach der Reformation. Überall findet sein weiter und scharfer Blick die vielfältigen Elemente, die eine Wandlung der litterarischen Produktion bewirkten.

Aber nicht nur mit erweiterten Kenntnissen ist hier die Skizze der Geschichte des menschlichen Geistes ausgeführt. Über allem waltet getreu der ersten Ahnung seiner Jugend die Eine Denkungsart, der Eine künstlerische Geschmack. In dem Griechentum mit seinem rein menschlichen Sinn wird die innere Norm und Regel, Verhältnis, Richtmaß, Form der Gestalten im weiten Reiche der Natur und Kunst, ja der gesammten Menschheit gefunden. Hiernach werden die Ideale verschiedener Zeiten beurteilt.

So ist der stofflich erweiterte Gesichtskreis beseelt durch die gereiften Anschauungen, zu denen die Gedanken seiner Jugend sich entwickelt. Die Geschichte und das Lehrgebäude sind wenigstens in den Grundlinien ausgeführt. Die Litteraturgeschichte als Erforschung der nach Ort und Zeit verschiedenen Nationen wird zur Völkerpsychologie. Die Poesie aber wird die Sprache des Gesammtwunsches und Sehnens der Menschheit. Als solche spricht sie zu uns. Das Ideal der Weltlitteratur geht uns aus diesen Anschauungen auf: „Es ist wohl kein geringer Vorzug unseres inneren Lebens außer den Morgenländern und Alten mit den edelsten Geistern Italiens, Spaniens, Frankreichs sprechen und bei jedem bemerken zu können, wie er die Begriffe und Wünsche seines Herzens, die ihn am meisten entflammten, auf die würdigste Art einzukleiden und für Welt und Nachwelt angenehm, ja hinreißend vorzutragen suchte.“ Hiermit treten denn alle Völker mit ihrem Wunsch und Sehnen in den lebendigen Bund der Humanität, sie nehmen in unserer Seele Teil an unserm Leben. Diese große Ausführung der Geistesgeschichte aber weist unsere Briefe aus als eine Fortsetzung der „Ideen“. Umfassend ward in ihnen die Geschichte des menschlichen Verstandes angegriffen, hier erhalten wir einen wichtigen Nachtrag. Auch hier also wird wie in der fünften und sechsten Sammlung die Arbeit der Herderschen Jugend von dem reifen Manne vollendet.

Aber auch der Humanitätsgedanke der „Ideen“ spielt hier in die

*) Fragmente S. 126.

**) S. Eichhorns Brief an Herder, 9. Okt. 1796. V. u. a. H. Bd. II, S. 308.

historischen Betrachtungen hinein, die Wirkung gleicht genau derjenigen in den plastischen Briefen der sechsten Sammlung. Wieder begegnen wir der Behauptung, daß nur das Wahre und Gute schön sei, nur das Wahre und Gute in der Kunst bleibe (Brief 89) — ein richtiger Satz, aber nur sobald wir wissen, was wahr und gut in der Kunst bedeutet; wieder finden wir den völlig verschwommenen Begriff der Form, bei deren Erklärung jeder Satz dem folgenden widerspricht. Hier betont er, jeder Gedanke hat seine Form, hier ist die Form wieder lediglich gleich Hülle oder Einkleidung. Über den unvollkommenen Gegensatz „Gedanken ohne Form, Form ohne Gedanken" kommt Herder nicht hinaus. Dieser Mangel philosophischer Bestimmtheit rächt sich in der historischen Charakteristik: die Betrachtung des Gedankengehalts überwiegt bei weitem die der Darstellung, der künstlerischen Vollendung. So scheiden sich die Gattungen doch nicht streng von einander, und das großartigste Ereignis der neueren Litteratur, das sich unter Herders Augen abspielte, die Wiederbelebung der rein dichterischen Darstellung, tritt nicht in seinen Gesichtskreis. Denn wie absolut ungenügend ist die Charakteristik Goethes, in der man dessen eigene, aber durchaus nicht nach ihrer geistigen Tiefe gewürdigte Bekenntnisse spürt! Wie schwankt das Werturteil, wenn bald die innere künstlerische Norm und Regel zum Prinzip gemacht wird, bald die Poesie die echte moralische Natur des Menschen, die Philosophie des Lebens suchen soll! In der That bestimmt vielfach die Rücksicht auf moralische Wirkung das ästhetische Urteil. Dies ist aber nicht nur ein Mangel der ästhetischen Einsicht, sondern es widerspricht zugleich Herders eigenster Absicht: die Wirkung der Poesie auf die ganze menschliche Natur kann nur bestimmt werden, wenn in dem Wesen der Dichtkunst die Beziehung zur menschlichen Natur entdeckt ist. Auch die pädagogische Theorie leidet, indem sich Herder an der Freiheit der Kunst vergreift. So erkennen wir hier wie in der sechsten Sammlung, daß alle Bestrebungen des Geschichtsphilosophen, des humanen Pädagogen, des feinen Kenners der gesamten Litteratur leiden durch die unberechtigte Herrschaft des Humanitätsbegriffes, welche in seiner Fassung keineswegs der Ausdruck des Gesamtwillens der verschiedenen Gebiete, sondern ein zwangvoller Despotismus ist.

Nach diesen Fragmenten, welche im weitesten Umkreis eine geistige Einwirkung der Völker auf einander, angeeignet durch die Sprache, erwogen haben, kehrt Herder langsam zu den ursprünglichen Problemen der Humanitätsbriefe zurück: dem Verhältnis der Deutschen zu den Franzosen, der politischen Wechselwirkung der Völker, dem Christentum als Humanitätsmacht. Nachdem nunmehr durch das Zeugnis eines Franzosen, Prémontvals, die unselige Gallicomanie, der falsch-französische Geschmack der Deutschen gebrandmarkt ist, entwickelt Herder den unsäglichen Schaden, den ein Volk dadurch leidet, daß es seine Nationalsprache, das Organ seiner Seele, nicht pflegt. Kurz deutet er auf die Männer, die für die Bildung eines deutschen Geschmacks gearbeitet, um dann — mit vollendeter Kunst —

Lessings, des Hauptkämpfers,*) Gestalt in Auszügen aus seinen Schriften vor uns aufzurichten. Wir folgen ihm durch die ganzen Jahre seines schriftstellerischen Lebens von den frühen Zeiten der Selbstbildung und Selbsterziehung bis zu den letzten traurigen kämpfereichen Tagen. Durch die Seiten hindurch klingt der alte Vorwurf Herders an die deutsche Nation, daß sie ihre tüchtigen Männer so wenig ehre und unterstütze. Er ruft auf, nun deutsch zu sein. Ja Böttiger, dem Herder das Manuskript anvertraute, wollte in Lessing den Repräsentanten der ganzen gepreßten und niedergetretenen Nation erkennen, in seinem Schicksale einen Typus des ganzen Volkes finden.**)

Hierauf folgte und ward erst nach dem Druck zurückgezogen ein bitteres Gedicht „Der deutsche Nationalruhm".***) Es klagt über die Enge und Erbärmlichkeit des deutschen Lebens, und es weist auf die Tugenden hin, in denen der wahre Nationalruhm zu suchen sei, Unschuld, Mäßigung, Weisheit, That zum Wohl der Menschen. Daran reihte sich Herders politisches Glaubensbekenntnis.†) Nur eine Nation, die sich selbst achte, die sich selbst zu schätzen Willen, Kraft und eine dauernde den Zeiten angemessene Verfassung habe, sei eine Nation. Selbstverteidigung ist die Wurzel alles menschlichen und Nationalwertes. Und wieder seufzte er dann über die Vernachlässigung der deutschen Sprache, die Verachtung der Religion, die Zerrissenheit der Litteratur. Er hoffte von fernerer Zeit, daß Deutschland in ihr eine Nationalreligion, die Religion Christi haben werde, die rein menschlich dem Geist und Herzen die echte Freiheit gewähret, er hoffte, in ihr werde das große Gefühl emporwachsen, daß wir Ein Volk seien, Eines Vaterlandes, Einer Sprache. Noch einmal sprach er von der Poesie, besonders der deutschen, lehnte die politische Poesie ab und erklärte von neuem: „Innere, mit sich bestehende Wahrheit ist die einzige und höchste Poesie" — ein Satz, der wie Herders theoretische Sätze meist vieldeutig ist und erst in der Anwendung und Entwicklung seine Richtigkeit erweisen könnte. Auch hier blickt er voller Hoffnung in die Zukunft. Mit der griechischen Mythologie hat die Poesie noch kein Ende, neue Empfindungen frischen sie auf. Schließen uns nicht der seit Jahrtausenden fortgerückte Weltlauf, die seitdem entdeckten unzähligen Wunder der Natur eine neue poetische Welt höherer Ordnungen und Gleichungen auf? Er endete mit einem Gegenstück zur Epistel über den Nationalruhm, einem „politischen Lied" über das politische Wort „Coalition", einem herben Spott auf die politische Urteilslosigkeit der Deutschen, die einheitslose Zersplitterung der deutschen Bildung.

Aber die Erörterungen wurden wiederum gemildert, zum Teil fortgelassen. Schriftstellerisch gewann das Werk. Nach der Voruntersuchung

*) S. auch Herders Werke III, (D. N.-Litt. Bd. 150) S. 373 ff.

**) Lindemann: Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu J. G. von Herder. Görlitz 1883. S. 83. B. an H. 15. April 1797.

***) S. W. S. XVIII, S. 208 und Schlußbericht S. 579, 584.

†) S. W. S. XVIII, S. 345 ff. Schlußbericht S. 579.

über das Verhältnis von Deutschen und Franzosen kommt die Ausführung vom Verhältnis der Nationen überhaupt. Aber warum müssen Völker auf Völker wirken, um einander die Ruhe zu stören? All die sogenannten Erweiterungen der Civilisation, die Kolonisationen erscheinen ihm als Störungen der ungehemmten Entwicklung, als Verbrechen beleidigter Menschheit. Er preist die milden humanen Männer, er tritt für das Recht aller Völker, auch der Wilden ein. Er schildert in den Negeridyllen die Unmenschlichkeiten der europäischen Herrschbegier,*) humane Gesinnung, humane Tugenden erhebt er in andern Gedichten. Hier erhalten wir also Beispiele der Poesie nach seinem Sinne — schade, daß sie uns jedes dichterischen Wertes bar erscheinen! Die politische Frage vom Recht der Völker führt aber unmittelbar zur Untersuchung über die beste Methode der Geschichtsschreibung. Er wiederholt die Formulierungen der „Ideen“. Gefühl der Menschheit ist auch hier sein letztes Wort.**) Endlich schließt das ganze Werk der bereits im allerersten Entwurf bedeutsam geplante Hinweis auf das Christentum als die reinste Schule der Humanität. Immer zahlreicher, deutlicher werden in diesen letzten Absätzen die Äußerungen gegen Kant, aber fast nirgends ein offenes gerades Wort, immer die versteckten verständnislosen Ausfälle.

Wir ahnen auch in diesen letzten Sammlungen noch den großen Sinn, in welchem das Werk entworfen war, oder richtiger: wir ahnen die großen Gedankenmotive, die es seiner Absicht nach hätte ausführen müssen. Das Völkerrecht in humanem Sinne wäre der Schlußgedanke der Humanitätsbriefe gewesen. Aber hier vor allem zeigt sich der Mangel in den Herderschen Anschauungen. Ist Selbstverteidigung die erste Bedingung nationalen Gedeihens, wie kann denn der Krieg überhaupt verwerflich sein? Soll das sittliche Reich der Humanität über alle Welt hin verbreitet werden, wie kann man denn die Naturvölker in ihrem blöden Frieden lassen, — oder was bedeutet denn Humanität? Bis zum Schluß bleibt dies lediglich ein Stimmungsbegriff, der nach Herders persönlichen Gefühlen bald dies, bald jenes bedeutet. Die Stimmung aber wird immer sanfter, müder, matter; eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe bleibt das letzte Resultat, und wo möchte uns dies weniger befriedigen als hier, da wir nichts erwarten als scharfe klare rechtlich-historische Begriffe?

Rückblick. Allgemeine Charakteristik der Humanitätsbriefe. Die andern Arbeiten Herders während dieser Zeit. Das Verhältnis zu Schiller und Goethe.

Was war endlich aus dem mutigen Beginnen des ersten Entwurfs (1792) geworden? Dort waren die drei Hauptinteressen konzentriert: die

*) Man vergleiche dazu „Ideen“ VII_5 und IV_6.

**) Wir müssen hierüber wie über das Verhältnis zu Kant der Einleitung in die „Ideen“ die nähere Ausführung überlassen.

Revolution — die Sorge für die Freiheit der Wissenschaft im Kampf gegen die Kantianer — die Erhebung des Christentums als reinster Macht der Humanität. Über alle sprach Herder in eigener Person. Jetzt aber wählte er einen bequemeren Gang, er ließ andere für sich reden, die Wissenschaften und fremde Männer mußten Humanität predigen. Alles trat unendlich breit auseinander.

Aber er konnte doch die Fremden und die Wissenschaften nur dann für sich reden lassen, wenn seine eigenen Gedanken fest und systematisch waren, wenn er im Hinblick auf diese jene beurteilte. Das war nicht der Fall. So erwuchs eine Gefahr für die Männer, daß sie nicht in ihrer eigenen klaren Gestalt hervortraten, — weil sie ja eben etwas ihnen teilweise Fremdes beweisen sollten, und für das Werk, daß es in seinen Grundlinien nicht bestimmt würde. Beides ist eingetreten. Der Begriff, der alle die vielfachen Elemente zusammen halten soll, ist der Begriff der Humanität. Alles kommt nun darauf an, jedes Gebiet klar und scharf nach seinem Wesen und seinen Grenzen zu erfassen, damit das Verhältnis des Humanitätsbegriffs deutlich werde. Aber hier wird in der Politik nur gegen das System der Höfe und gegen die Eroberungskriege geredet. Höchstens erscheint noch die Selbstverteidigung als Bedingung nationalen Bestehens. Im übrigen nur Sehnsucht nach Ruhe, nach Frieden. Belebende politische Gedanken finden sich in den ungedruckten Stücken, soweit sie uns vorliegen, ebenso wenig wie in den gedruckten Sammlungen. In Poesie und Kunst herrscht ebenfalls die Grenzverwirrung. In ihrem Wesen ist die Beziehung zur Sittlichkeit und zur Wahrheit nicht aufgewiesen, und so schwanken die Urteile, wie wir gesehen. Herder konnte sich im allgemeinen auf sein feines künstlerisches Gefühl verlassen, auch seine allgemeinen theoretischen Bestimmungen sind für sein Gefühl entworfen, sie lassen diesem den weitesten Spielraum, es sind keine sicheren Begriffe. So bekommt seine eigenste Stimmung Anteil an der ganzen Führung des Werks.

Sie ist abgestoßen, beleidigt von der Gegenwart, sie wendet sich zu seiner Jugend. Das Wort des Jünglings über Publikum und Vaterland, Plastik, Litteratur wird von dem Manne erneut. Ist es doch, als wollte er zurückfliehen! Und endlich ruht er aus — lange, aufatmend, selig in Erinnerung, in Riga, bei seinem alten Freunde, am Morgen seines Ruhms. Liebebedürftig sammelt er seine Freunde um sich: seinen Gleim, Knebel, Heyne, Berens zu seinem Bunde der Humanität. Er umfaßt vor allem mit leidenschaftlicher Innigkeit den verehrten Lessing, der ihm so oft in seinen Arbeiten Leitstern war. Nur leider — es ist auch hier nur *sein* Bund der Humanität. Was ihm nicht behagt, fehlt, und es fehlen Namen, die wir in der Entwicklung der Menschheit nicht missen können. Im Arm seiner Freunde, in der Flucht zur Vergangenheit ist Herder wirklich der lebendig fortstrebenden Gegenwart entgangen. Nun preist er Leibniz als Quelle aller Wissenschaft, nun sind ihm die abgethanen Poeten der schüchtern beginnenden deutschen Litteratur herrliche Dichter.

Aber auch die Redlichkeit der Auseinandersetzung litt. Denn offenbar nicht nur aus Furcht vor der Censur milderte er seine ersten Ausführungen. In seiner gedrückten Stimmung, in der Unsicherheit seines Gefühls über die Stellung, die er zu den leitenden Geistern einnahm, fürchtete er sich vor dem geraden scharfen Wort. Aber in versteckten Anspielungen zog er gegen Goethes reinen Formensinn, gegen Schillers Bestimmungen über sentimentale Poesie, gegen seine Darstellung der schönen Schreibart, gegen seine metaphysische Lyrik,*) gegen Kants Begriffszerlegung zu Felde; kein Wunder, wenn der geheime Groll das Maß der Gerechtigkeit nicht fand, so daß gegen den alten Lehrer der Ausdruck „Wortgötze" nicht unerlaubt scheint! Wie mußte dieser schleichende Groll und Ärger an Herders Seele nagen.

Die innere Schwäche des Werks wird offenbar in der Schwäche des beherrschenden Prinzips. Der Begriff Humanität nahm alles auf. Nun stehen Poesie, Philosophie und Geschichte unterschiedslos als Diener der Humanität neben einander. Hier erscheint die Poesie, hier die Geschichte als die gesundeste Philosophie. Wie früher für die „Plastik" die ewigen Gesetze der menschlichen Schönheit metaphysisch und physisch, moralisch und plastisch völlig dieselben waren,**) so bietet auch jetzt die plastische Kunst Logik und Metaphysik: wir vermissen hier wie so oft den specifisch wissenschaftlichen Sinn, den Sinn der Grenze. Es ist der charakteristische Ausdruck dieses Schwankens, daß häufig die politische Erörterung unmittelbar in eine wissenschaftliche, in eine litterarische übergeht, ja daß im Grunde überhaupt die politische Frage mehr auf litterarischem Gebiete behandelt wird. Dies reicht bis in die Sprache hinein. Zwei bezeichnende Beispiele: „Der Politik ist der Mensch ein Mittel; der Moral ist er Zweck. Beide Wissenschaften müssen Eins werden oder sie sind schädlich wider einander." (Sammlung II, Brief 25, Nr. 32.) „Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache." (Schluß der Abhandlung über Publikum und Vaterland.) Dieser politische und zugleich litterarische Mangel enthüllt uns recht deutlich, wie Herder nur mit geistigen Größen rechnet.

Also werden wir es auch nicht nur dem äußeren Druck und Zwange, der Rücksicht auf die Censur, zuschreiben, daß das Werk in der Anlage so sehr zersprengt ist, und daß wir auf viele der grundwichtigen Fragen, besonders auf die politischen, keine befriedigende Antwort erhalten. In der That erklären sich diese Mängel alle aus der Schwäche des Humanitätsbegriffs. Das weitverzweigte, vorwiegend historisch-litterarisch-künstlerische Interesse ist nicht zusammengehalten, nicht einheitlich geleitet durch die Prinzipien. Da nun der Grundbegriff der „Ideen", pädagogisch gewandt, allen Untersuchungen hier ihre Richtung giebt, da unser Werk in Anknüpfungen und Gedankenmotiven eine Frucht der „Ideen" ist, so enthüllt

*) S. auch das ungedruckte Stück S. W. S. XVIII, S. 514 ff.
**) Plastik o. zit. Ausg. S. 337.

es sich in unserer Betrachtung als eine Kritik der „Ideen". Der Grundbegriff erweist sich als untauglich in seinen Konsequenzen. Unverloren aber bleibt die Erweckung des historischen Sinnes, der besonders die sechste, siebente und achte Sammlung dienen.

Die weitgreifenden Arbeiten der Humanitätsbriefe bilden jedoch nur einen Teil der schriftstellerischen Thätigkeit Herders während dieser Jahre. Wir entdecken in den beiden letzten Sammlungen der „Zerstreuten Blätter", welche 1793 und 1797, in der „Terpsichore", die in drei Bänden 1795 und 1796, in den „Christlichen Schriften", die in fünf Sammlungen 1794 bis 1798 erschienen, denselben weitblickenden, empfänglichen und edlen Geist.

Die fünfte Sammlung der „Zerstreuten Blätter"*) erweckte vor allem das Andenken an vergessene oder halbvergessene deutsche Dichter. Johann Valentin Andreä erschien mit Parabeln und Gesprächen. Herder verbreitete sich nicht nur über ihn, er erhellte überhaupt ganze Perioden der deutschen Litteraturgeschichte an einzelnen Punkten von Otfried und dem Annolied über Reineke Fuchs, die didaktischen Dichtungen und die Fabelposie zu Hans Sachs und dem Kirchenlied, um bei Andreä und Weckherlin zu schließen. Ein Denkmal Ulrichs von Hutten endete den Band. Dazwischen finden wir als weitere Frucht der italienischen Reise eine feine Entwicklung der Kirchenmusik in ihrer Entstehung und Bedeutung, wobei die Bedingungen ihres Fortbestehens erwogen werden. Auch hier fehlen Beziehungen auf die Gegenwart, durchaus im Sinne der Humanitätsbriefe, nicht. Er hatte aus seinen Papieren gewählt, was dem gegenwärtigen Moment gemäß war, und redete meist durch fremde Zungen und Organe.**)

Gleichfalls für die „Zerstreuten Blätter" bestimmt waren ursprünglich die Übersetzungen von Gedichten Jakob Baldes.***) Aber Herders Liebe zu dieser Arbeit wuchs so sehr, daß er ihr ein besonderes Werk widmete, die „Terpsichore", welche noch durch Übertragungen anderer Dichter die Geschichte der Lyrik in ihren Hauptepochen vor Auge und Ohr vorüberführen sollte, begleitet von den Abhandlungen des kundigen Verfassers. Wir finden in den drei Bänden einige dieser Abhandlungen und die Gedichte Baldes. Auch hier hatte die historische Erweckung einen patriotischen Sinn, den Goethe in den Tag- und Jahresheften zu 1795 (Hempel, Bd. 27, S. 35) bedeutsam hervorhebt. „Von reichem Zeitgehalt, sagt er, mit deutschen Gesinnungen ausgesprochen, wären sie immer vollkommen gewesen; kriegerisch verworrene Zeitläufte aber, die sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von gestern, was unsere Urvorfahren

*) S. W. S. XVI, 129—304.

**) An Heyne, 7. Aug. 1793. V. u. a. H. II, S. 222. S. auch: An Eichhorn, 7. Aug. 1793. das. S. 303. Gleim, 31. Juli 1793, Bd. I, S. 159. An Jacobi, 5. Aug. 1793. Aus H.s Nachlaß. Bd. II, S. 307, 308.

***) An Gleim 4. April 1794. V. u. a. H. I, S. 170.

gequält und geängstigt hatte." Zu dem politischen kam das künstlerisch-menschliche Interesse an dem reinen Sinn, dem feinen Moralisieren, der glücklichen Form — es war ein Dichter recht nach Herders Geschmack. So erkennen wir auch in den begleitenden Abhandlungen durchaus den historischen Erwecker, den tiefen mitfühlenden Deuter der Poesie, — leider auch deutet sich seine gedrückte Stimmung und der beginnende Gegensatz zu Goethe an. Die Abhandlung „Die Lyra. Von der Natur und Wirkung der lyrischen Dichtkunst" erweist zunächst die Entstehung der Lyrik aus der menschlichen Natur auf physiologisch-psychologischem Wege, worin auch sie an diesem besondern Punkt gleich den Humanitätsbriefen die Bestrebungen des jungen Herder fortsetzt.*) Sie bestimmt die lyrische Poesie als den vollendeten Ausdruck einer Empfindung oder Anschauung im höchsten Wohlklange der Sprache. Eine Ergänzung zu den Litteraturfragmenten der Humanitätsbriefe verfolgt sie die Erziehungswirkung der Lyrik in der Geschichte, bei der Entstehung des Christentums, bei den Griechen, Horaz, in den christlichen Hymnen. Unter den deutschen Lyrikern vermissen wir Goethes Namen — aus demselben Grunde, der ihm in den Briefen Herders volle Anerkennung entzog. Wahr, gut, ehrbar, recht und schön sollen auch hier gleichbedeutende Begriffe sein. Ohne dies ist die geistreichste poetische Nachahmung eine sinnreiche Maskerade. Dieser Satz zielt ohne Frage auf Goethes „Wilhelm Meister"**) und erklärt uns die mißverständliche Charakteristik Goethes in den Humanitätsbriefen. — Die zweite Abhandlung „Alcäus und Sappho. Von zwei Hauptgattungen der lyrischen Dichtkunst" setzt das Ideal der Lyrik in einen wachsenden Reichtum der edelsten Gedanken- und Empfindungsweisen im wohlklingendsten Ausdruck. Sie ist verschieden nach Nationen. In der Form liegt es, was Bildung der Nation heißt. Aber der Dichter strebe, in ewigen Formen der Sprache Empfindungen der Menschheit zu singen. Auch in diesem Aufsatz begegnet uns mit der bekannten großen Gesinnung Herders die bekannte Unsicherheit der moralisierenden Begriffe. Sie wird mit ihren verwirrenden Folgen vollends deutlich, wenn Herder erklärt, daß auch Verstand und Vernunft ihre Lyra haben: die Wahrheit klingt in jedem menschlichen Gemüt wieder. Das „Kenotaphium des Dichters Jakob Balde" endlich, welches als Einleitung des dritten Bandes den bisher sorglich verheimlichten Namen des Jesuiten enthüllte und seine Lebensgeschichte skizzierte, erinnert uns an die Humanitätsbriefe in den Klagen über die viele unnötige Mühe, die der Dichter bei der Teilnahmlosigkeit seines Landes verschwendet, über seine Irrgänge, in welche die fremde Sprache als Ausdruck der innersten Empfindungen ihn verführt, in der Mahnung endlich an alle Provinzen, zu guten Zwecken sich zu vereinen und durch Pflege aller talentreichen Schriftsteller den Fort-

*) S. Herders Werke III_2 D. Nat.-Lit. Bd. 150. Lambels Einleitung S. XXVff.
**) S. Herders Brief über „Wilhelm Meister" an die Gräfin Baudissin. Aus Herders Nachlaß I, 20.

gang der Litteratur zu fördern. Die Übersetzung aber war eine Arbeit im Sinne der Weltlitteratur, wie Herder sie im 35. und im 88. Briefe gefordert hatte, und wie er sie noch in der sechsten Sammlung „Zerstreuter Blätter" und in der „Adrastea" übte.

Das Christentum als eine ewige Schule der Humanität darzustellen war von Anbeginn eine Absicht Herders bei den Briefen gewesen. Nur höchst unvollkommen, andeutungsweise hatte er sie ausgeführt. Indessen aber breitete er seine Gedanken über das ganze Gebiet der Dogmatik aus und legte seine edle Auffassung der christlichen Religion nieder in den „Christlichen Schriften".*) Hier kann es nicht unsere Aufgabe sein, die philologischen Fehler der kühnen Interpretation darzulegen oder die Benutzung eigener älterer Arbeiten Herders zu erweisen.**) Unseres Amtes ist, den Zusammenhang mit den Humanitätsbriefen zu erkennen.

Die Schrift „Von der Gabe der Sprachen am ersten christlichen Pfingstfest"***) erklärt das Pfingstwunder als die Kraft neuer begeisterter Auslegung der Propheten, welche in jedem Hörenden seine eigensten Gedanken entwickelte. Die Jünger wurden ergriffen von der Begeisterung über den Entwurf der christlichen Weltgestaltung: die Vereinigung aller Erlesenen zu ausgesuchter Anzahl in Geist, Liebe und Wirksamkeit, welche der letzte Zweck aller menschlichen Gemeinschaft bleibt. In Freiheit des Geistes entstand das Evangelium; Freiheit des Geistes, Licht und Kraft der Wahrheit, Nachfolge Christi in der Gesinnung soll unsere Religion sein.

Dieser Sinn des Christentums aber ward vor allem gegründet durch die Auferstehung. So lehrt die zweite Schrift der ersten Sammlung „Von der Auferstehung, als Glauben, Geschichte und Lehre". Der Wiedererstandene prägte den Jüngern die Gesinnung ein, das wirksame Reich des Neubelebten zu gründen, — eine durch Tod und Auferstehung veranlassete Gemeinde. Die Befreiung des Geschlechts, die Entwicklung der inneren Würde ist Gottes ewiger Plan mit der Menschheit. Bis dieser vollendet, bis zur Scheidung der Guten und Bösen, dem Sieg des reinen Guten herrscht Jesus als Weltenrichter. Die großen Ereignisse der Geschichte aber sind der Tag des Herrn. So ward das Christentum fortgepflanzt als die lebendige Tradition einer erlebten Geschichte und einer frohen Hoffnung, die christliche Gemeinde ist als lebendiges Institut auf die Geschichte und Hoffnung gegründet.

Den Sinn des Glaubens entwickelt in dieser Richtung weiter die zweite Sammlung, welche nur aus einem Stück besteht: „Vom Erlöser

*) S. W. S. XIX, XX.

**) Hierfür verweise ich auf Haym. Bd. II, S. 526ff.

***) Die erste Sammlung, welche diese und die folgende Schrift enthielt, erschien 1794. S. Aus H.s Nachlaß I, S. 144, 145 (Goethe). 29. Nov. 1793 an Jacobi. II, S. 309 (Einzeldruck der ersten Schrift). An Heyne. V. u. a. H. Bd. II, S. 222. 29. Nov. 1793. 31. Jan. 1794, „Auferstehung". An Eichhorn 15. Nov. 1793. Das. S. 305. 31. Jan. 1794. S. 305 „Auferstehung". An Gleim 18. Oct. 1793. Bd. I, S. 160. 31. Jan. 94. S. 166 „Auferstehung".

der Menschen. Nach unsern drei ersten Evangelien.“*) Erfüllte Weissagungen und Wunder sollen uns nicht als Beweismittel der christlichen Religion dienen; wir halten uns an den Charakter Jesu und sein Werk. Sein Charakter war, aus reiner Pflicht die ewige Absicht der Vorsehung mit unserm Geschlecht zu betreiben, zum höchsten Zweck der Menschheit, von innen heraus. Er legte seinen Charakter in sein Werk: und so ward sein Beruf das Reich Gottes. Sein Umgang mit den Jüngern war ihre Erziehung zu diesem Werk. So kam das Evangelium als thätige Gemeinde vor das Ohr der Völker. Den Evangelien bleibt ihr Wert nur, weil wir allein durch sie die eigentliche Denkart des Erlösers, seine Absicht und die wahre Beschaffenheit seines Werks in seinem Sinne kennen. Das Evangelium beweist sich als der unaufhaltsame Plan Gottes mit unserm Geschlecht; der bloß kirchliche Glaube muß sich immer mehr in die That selbst, in das reine wirkliche Evangelium verlieren. Nur in Bezug auf dies wahre Werk Christi hat das Glaubensbekenntnis für uns Geltung.

Dieselben Gedanken findet tiefer entwickelt bei dem Lieblingsjünger des Herrn die dritte Sammlung wieder: „Von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Nach Johannes Evangelium. Nebst einer Regel der Zusammenstimmung unsrer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung.“**)

Gegen das Eindringen fremder Bestandteile ins Christentum mußte ein dogmatisch-historisches Evangelium in rechtem Sinne das Eine betonen, was Gottes Sohn sei und wie er als Weltheiland das ewige Leben gebe. Christus entwickelte werkthätig die ewige Bestimmung des Menschen, das Göttliche im Menschen. So ward er das Organ der Gottheit zur Belebung des Menschengeschlechts zu der ihr angestammten gottähnlichen Würde. Wir sollen aus Johannes uns nicht Worte, sondern Sachen nehmen, die thätige Überzeugung: nur im Bund der Liebe, dem Institut einer unzertrennlichen auch im Tode unauflösbaren Gemeinschaft ist unser Heil. In diesem Werk besteht Christi Befreiung, Hilfe, Macht, Sohnschaft. Es liegt Johannes überall an der reellen Idee von Gott, daß er Licht, Liebe, Leben, thätige Mitteilung sei. — Die angefügte „Regel der Zusammenstimmung“ verlangt für die heiligen Schriftsteller die Unterscheidung nach Sprache, Zwecken und Zeiten.

Die vierte Sammlung „Vom Geist des Christentums. Nebst einigen Abhandlungen verwandten Inhalts“***) kann nun den neuen Begriff des Glaubens noch einmal in sich entwickeln und gegen Irrungen schützen. Die Verfassung des neuen Testaments ist die Verbindung zu geistigen Gesinnungen unter Gottes Obhut mit Anwendung aller guten Gaben und

*) 1796. An Jean Paul 1. Aug. 1796. 21. März 1797 an Jacobi, 18. Nov. 1796 an Karl von Dalberg. 1. Aug. 1796 an Gleim.

**) 1797. An Jean Paul, Juni 1797. An Jacobi, 20. Mai 1797. 4. Juni 1797, Eichhorn an Herder. 27. April 1797 an Gleim.

***) 1798. In demselben Jahr erschien die fünfte Sammlung. An Jacobi 18. Nov. 1797. 29. Apr. 1798 an Eichhorn. Für beide dankt Knebel 9. Juni 1798, ebenso Georg Müller 28. Mai 1798. (Gelzers Prot. Monatsblätter. Bd. 14. S. 279.)

Kräfte. Kein philosophischer Wortstreit, kein Sektenkampf soll diesen reinen Geist berühren. Jesus versprach den Seinigen den Sinn der Wahrheit, des Ausdauerns und inneren Friedens als seinen Geist, als seine Gesinnung. Dieser durchdringt die Evangelien, und darin allein besteht die Inspiration. Die Eingeistung, der Glaube an übernatürliche Wirkungen des Geistes sind sinnlose Annahmen. Der Geist Gottes belebt alle Naturgaben, er ist der Vereiniger der Völker in der Hoffnung auf ein neues Universum, in welchem Gerechtigkeit wohnt, auf das Gemeinwesen der Menschheit. Die Regel der Vernunft, die echte Triebfeder aller Menschenkräfte im weitesten Umfange und freiesten Spiel setzt er in eine fortstrebend-wachsende Wirkung. „Erkannt und unerkannt ists immer derselbe große Naturgeist, der über den Wassern schwebet; allmählich erhellen sie sich; es sondern sich Himmel und Erde; Anhauch der Liebe allein aber beseelt, verknüpft, beseligt alle Wesen. Der erste wirksame Strahl dieser neuen Morgenröte ist Licht der Erkenntnis, Geist der Gemeinschaft war und bleibet das Medium seiner fortstrebenden Wirkung."

Noch tiefer führt Herder den rein sittlichen Sinn der religiösen Begriffe in der fünften Sammlung „Von Religion, Lehrmeinungen und Gebräuchen" in das Gemüt des Menschen hinein. Religion ist eine Sache des innersten Bewußtseins, eine Gemütsfassung, die mit Lehrmeinungen nichts zu thun hat. Nicht der Anspruch der Autorität, sondern der Inhalt der Sätze Jesu soll uns leiten, an ihn als Lehrer zu glauben. Wundervoll entwickelt Herder in diesem tiefen Sinn des moralischen Menschenglaubens die Sätze des apostolischen Symbolums. Wir glauben Gott Vater als die Regel, die den Kampf der Elemente bewältigt, Gott Sohn als Heiland, denn wer in seinem Geist sein Werk treibt, hat Heil und bringt Heil, hat und bringt Leben, wir glauben an den himmlischen Beistand in einer heiligen Gemeinschaft, d. h. die in der Geistesgemeinschaft alles Böse mit Gutem überwindende Liebe. Hier bricht nun endlich auch der lange zurückgehaltene Groll gegen den Kantianismus los. Wir geben Herder in dem Widerspruch, den er gegen das begriffliche Konstruieren der Dogmatik richtet, diesen schwächsten, exoterischen Teil des kritischen Systems, sachlich vollkommen Recht, nur bedauern wir Herders wegen die Erbitterung, die sich in Ausdrücken wie „frechste Lehrmeinung", „göttlicher Gerichtshof" und ähnlichen Luft macht.

In denselben Bereich religiös-ethischer Betrachtungen gehört zum größten Teil der Inhalt der sechsten und letzten Sammlung „Zerstreuter Blätter".*) Wie die Humanitätsbriefe öfter und mit wachsender Innigkeit zu Lessing sich wandten, so verdanken auch die „Christlichen Schriften" fast durchweg den Anstoß ihrer Entstehung den theologischen Streitigkeiten Lessings, so knüpfen endlich die letzten „Zerstreuten Blätter" in

*) S. W. S. XVI, 305—398. Betreffs der Gedichte und Legenden dieses Teiles verweise ich auf Kürschners D. Nat.-Litt. Bd. 62 (Herders Werke II) und die vortrefflichen Einleitungen Lambels daselbst.

den meisten Ausführungen an Lessingsche Sätze und Gedanken an. Das „Land der Seelen“ bespricht die Unsterblichkeitshoffnungen bei verschiedenen alten Völkern, die „Palingenesie. Vom Wiederkommen menschlicher Seelen“ predigt eine große Wiedergeburt der Gesinnungen unsers Geschlechts, daß unser Reich der Macht und Klugheit auch ein Reich der Vernunft, Billigkeit und Güte werde. Sind wir alle von Einem Welt- und Lebensgeist beseelt, so sollen wir die Zeit jeder nach seinen Kräften mit Überlegung und Gewissen brauchen. In gleichem sittlichen Sinn legt die Abhandlung „Vom Wissen und Nichtwissen der Zukunft“ die Nemesis in jedes Menschen Brust. Jeder trägt die der Zukunft zu verrechnende Schuldenlast in sich. Hierin müssen die Gesetze des politisch-moralischen Rechts und Unrechts dem Menschenverstande einmal so licht und klar vorliegen als die Gesetze des physischen Drucks und Gegendrucks oder der natürlichen Schwere. Die Wissenschaft der Zukunft würde so als Physiokratie oder Ethomantie die große Nemesis der Zeiten. So müssen wir als Wiedervergeltung und Gerechtigkeit, als Fortleitung und Resultat dieses Lebens das künftige glauben; ein Glaube aber soll es bleiben. Die letzte Abhandlung „Über Wissen, Ahnen, Wünschen, Hoffen, Glauben“ zieht das Resultat der religiösen Untersuchungen.

So sehen wir, wie der eine Grundgedanke der ewig fortwirkenden sittlichen Gemeinschaft der Menschheit als Reich Gottes gefaßt die Herdersche Dogmatik beseelt. Fern von dem Unbegriffe des Autoritätsglaubens siedelt er alle religiösen Gedanken in dem Reiche der sittlichen That an. Nichts übernatürlich Wunderbares ist in der heiligen Geschichte, wie alles menschliche Geschehen soll man sie betrachten, Jesus war ein Mensch wie wir. Aber als Organ der Gottheit, als Erwecker des sittlichen, in Gesinnungen gegründeten, in ewigen Thaten sich erweisenden Glaubens an die Bestimmung des Menschengeschlechts, als Begründer des lebendigen Instituts der liebevoll wirkenden Gemeinde, des Reichs Gottes mag er göttlich heißen. Wie nun in diesen Erklärungen die sittlichen Anschauungen der „Ideen“ und der Humanitätsbriefe pulsieren, so erkennen wir andererseits den Gedanken des Humanitätsbundes, der uns bisher fast nur eine geistvolle Einkleidung schien, im innersten Gedankengewebe Herders als religiös gegründet. Die große reinmenschliche Auffassung des Christentums zog ihm die gesammte Welt in Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur ins Bereich der religiösen Anschauung. Die Gemeine der Heiligen auf Erden, die Versammlung von Gemütern, die im Innern sowohl als in thätiger Wirkung für und mit einander Eins sind, diese Versammlung, in der Friedrich II ein großer Feldherr war,*) sie war Herders ernstlicher Glaube, in bezug auf sie sah er die Welt. So erkennen wir den Gedanken, der sich uns aus den „Ideen“ loslöste, der dann allen Untersuchungen Herders ihre Richtung gab, als thätige Über-

*) An Gleim 12. April 1793. V. u. a. H. I, S. 154.

zeugung des „uralten apostolischen Christen". Wenigstens im wissenschaftlichen Gebiete stiftete er ihm die einheitlich thätige Gemeinde seiner Gedanken.

Nur leider wird unserer hartnäckigen Frage wiederum das Gewebe der Herderschen Gewißheit zu einer Reihe von Problemen. Wenn Herder nur durch die Auferstehung Jesu die Gesinnung der Apostel zu erklären weiß, in der das Christentum als lebendiges Institut begründet wurde, und unbedenklich versichert: „der Heilige ist wirklich auferstanden, und dadurch, eben nur dadurch ward das Christentum gegründet," so wundern wir uns billig über diese Unbekümmernis um das Naturgesetz, ja mehr noch darüber, daß Herder durchaus der Gedanke fehlt: nur bei ausnahmsloser Herrschaft der Naturgesetze ist ein sittliches Reich der Menschheit möglich. Wie wir hier die Grenzunsicherheit wiederfinden, so vermissen wir abermals schmerzlich eine genaue Bestimmung des Gesetzes, das dieses Humanitätsreich beherrscht. Der schwankende Ausdruck: das Reich des höchsten Geziemenden kann uns hier so wenig wie früher befriedigen. Aber wieder war es der Gegensatz zu Kant, der ihn hier am Aussprechen des lösenden Worts von dem sittlichen Reich der Menschen als Selbstzwecke hinderte. Wie so oft stand Herder auch hier ihm nah — ein Schritt und der frische Quell belebte auch seine Gedanken. Er that ihn nicht, so blieb sein eigenster Begriff unbestimmt. Endlich wenn wir die Formulierung des rein menschlichen Sittengesetzes finden, was hat Gott dabei noch zu thun? Die Annahme des ewigen Planes ist doch anthropomorph und überkühn. Vielleicht führt ein tieferes Studium uns hier von der sittlichen Voreingenommenheit zur Anerkennung der rein immanenten Gesetze. Was bedeutet uns dann Jesus noch außer seiner großen historischen Gestalt? Kann sein Werk nicht angeeignet, kann es nicht fortgebildet werden, daß auch er verschwindet in dem ewigen Fortschritt der Menschheit? Gewiß mag die Religion Sache der innersten Überzeugung sein, und niemand wird sie stören, so lange sie still im frommen Herzen bleibt, aber ausgesprochen und formuliert wird sie zum Urteil, und die Urteile unterstehen von dem geringsten des täglichen Lebens bis zum gewaltigsten der Welten schaffenden Forscherphantasie der Kontrolle und dem Gericht der Wissenschaft. So nimmt unseres Bedünkens der Humanitätsbegriff, der Herder so selbstverständlich und einleuchtend scheint, auch hier heterogene Elemente in sich auf. Er scheint uns auch hier mehr vorausgesetzt als entwickelt. Von der religiösen Humanität löst sich für uns die Religion als übermenschliche Macht, und es bleibt uns die Menschheit.

War diese Gedankenrichtung, die wir in ihrer Tiefe und Breite ermessen haben, fähig, in dem großen Thatenbunde Goethes und Schillers fruchtbar mitzuwirken? Konnten die drei Männer in ein erfreuliches Verhältnis treten? Eine Zeit lang schien es so. In ehrenden Worten lud Schiller den Humanitätsprediger zur Teilnahme an den „Horen" und zur Mitbeurteilung der ihm zugehenden Aufsätze ein.*) Herder selbst lieferte

*) 4. Juli 1794. Aus Herders Nachlaß I, S. 185, 186.

in den ersten Jahrgang (1795) vier Aufsätze*), in den zweiten noch einen. Der erste „Das eigene Schicksal" erklärte das Schicksal als das natürliche Resultat unseres Charakters, der unter die Gesetze der großen Ordnung der Dinge gestellt ist. Jeder soll sich selbst bestimmen, seinem inneren Berufe nachgehen und vermeiden, der Sklave einer fremden Bestimmung zu werden. Wie er in den Humanitätsbriefen Treu und Glauben unter den Ständen als Heilmittel für die Leiden der Zeit empfohlen, so erinnert er hier, daß die Kultur das blinde und alberne Zutrauen löst, das gegründete aber festigt, indem sie es zur Regel der Vernunft macht. Überall der Verfasser der „Ideen", der „Briefe", der „Christlichen Schriften"! Er führt die Gesetze des Lebens auf sittliche Gesetze zurück, aber es entgeht ihm die ethische Konsequenz, welche Kants Staat der Freiheit wäre. Mit weitem Blick aber und feinem Sinn erschließt er bis in Sprachgebrauch und Sprichwörter dem Geiste das Leben.

Einen Teil der künstlerisch-historischen Untersuchungen, welche besonders die sechste, siebente, achte Sammlung füllten, bilden auch die beiden folgenden, ursprünglich in einem zusammengefaßten Aufsätze: „Homer ein Günstling der Zeit" und „Homer und Ossian". Er skizziert in jenem den griechischen Stil in der Poesie wie in der sechsten Sammlung den der plastischen Kunst: die Gesangsweise, die Wahrheit der Bilder, die schöne Fortschreitung wird untersucht, die Fortbildung des Stils in der Folgezeit angedeutet. In Kunst, Dichtung und Weisheit sei der griechische Geschmack Homer und den Homeriden fast alles schuldig. Eine von Suphan mitgeteilte Anmerkung des Manuskripts erweist diese Abhandlung als einen Teil der Schrift „Jonien", der auch die Homerfragmente der dritten Sammlung entnommen waren. In Herderscher Weise deutet der Aufsatz „Homer und Ossian" die Verschiedenheit des dichterischen Stils aus der Verschiedenheit der Ort- und Zeitumstände, unter denen ein jeder entstand. In anmutiger Umhüllung entwickelt „Das Fest der Grazien", der vierte Beitrag, noch einmal das Ideal der Humanitätsgesellschaft als ein thätiges Zusammenleben in sittlicher Bildung; eine Erklärung der griechischen Charis schließt sich an: hier wie überall ist die philologisch-künstlerische Interpretation Herders erlebt, beseelt aus der persönlichen Erfahrung.

Ein eigenes Geschick, daß der folgende, in seinem Gehalt scheinbar rein theoretische Aufsatz den Anlaß zu der entscheidenden Auseinandersetzung mit Schiller gab. „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung" beginnt mit dem alten Gedanken Herders, daß einer Nation viel daran liege, eine in ihrer eigenen Sprache und Denkart entsprossene Mythologie zu haben. In der Muttersprache gedeiht immer die glücklichste Imagination. Da nun unsere Mythologie verschollen, so könnten wir vielleicht an der eines benachbarten Volkes auch deutschen Stammes Ersatz bekommen, an der nordischen, die, für unsere Sprache gleichsam geboren, sich ihr ganz anschlösse

*) Die Horenaufsätze S. W. S. XVIII, S. 401—502.

und ihrer Dürftigkeit an ausgebildeten Fictionen abhülfe; — jedoch nur in dem Sinne, daß der Dichter den Reichtum, den ihm dies Volk und dessen Zeitalter gewährt, gebrauchen dürfe. Neben vielen andern möge auch das Ideal, das in diesen Sagen, in dieser Denkart, in dieser Sprache liegt, hervortreten.

Hierauf erwiderte Schiller in einem Brief:*) Giebt man die Voraussetzung zu, daß die Poesie aus dem Leben, der Zeit, dem Wirklichen hervorgehen, damit Eins ausmachen und darein zurückfließen muß und (in unsern Umständen) kann, dann muß allerdings die Verwandtschaft der nordischen Gebilde mit dem germanischen Geist für sie entscheiden. Aber vielmehr läßt sich beweisen, daß unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt ist. Diese Übermacht der Prosa im Ganzen unsers Zustandes ist so groß, daß der poetische Geist, anstatt ihrer Meister zu werden, notwendig angesteckt und zu Grunde gerichtet werden müßte. Also muß der poetische Genius das Gebiet der Wirklichkeit verlassen und auf strengste Separation sein Bestreben richten. Darum ist es für ihn ein Gewinn, daß er seine eigene Welt formiert und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde.

Es ist gewiß, daß diese Ausführungen Schillers die Abhandlung, welche sie angeregt, nur zum Teil treffen, wie denn diese keineswegs die griechische Welt, Kultur, Norm und Regel durch die nordische verdrängen wollte. Aber den innersten Sinn der Herderschen Poetik treffen Schillers Sätze allerdings: er hat mit dem Scharfsinn des genialen Kritikers hinter dem speziellen Fall die allgemeine Anschauung entdeckt. Nun wäre es offenbar verkehrt, dieser Verschiedenheit der Ansichten wegen Herder ohne weiteres für den Zurückgebliebenen zu erklären. Aber ebenso verkehrt und ungerecht ist es, den Schillerschen Brief für das gemeinsame Kunstbekenntnis der Klassiker auszugeben.**) Wann schrieb denn Schiller diesen Brief? Im November 1795, d. h. in der Zeit, da aus dem Schoß der Spekulation sich das herrliche Kind seiner neuen Dichtung losrang, in derselben Zeit, da er, durchglüht von dem erhabenen Ideal der Kantischen Freiheit, eine neue Art der Dichtung (nach seinen Prinzipien) schaffen wollte: das Ideal der Idylle, die Vermählung des Herkules mit der Hebe, den Übertritt des Menschen in den Gott, das Ideal der Schönheit objektiv individualisiert: alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen — kein Schatten, keine Schranke!***) Aber Schiller überwand diese poetische Überspannung, in der er glaubte, das Reich der Sittlichkeit an sich, anders als entwickelt in wirklichen Verhältnissen, darstellen zu können. Er schrieb

*) 4. Nov. 1795. Aus H.'s Nachlaß I, S. 192—194.

**) Wie es H. Baumgarten in seinem trefflichen Aufsatz „Herder und Georg Müller" thut. Preuß. Jahrb. Bd. 29.

***) An W. v. Humboldt 29. Nov. 1795.

seinen sittlichen Ideen getreu, aber mit reifer Beherrschung des dichterischen Materials, den „Wallenstein", der ja wohl keine griechische Mythe ist.*) Goethe vollends hatte von diesen überdichterischen Entwürfen überhaupt keine Kenntnis, und als er viele Jahre nach Schillers Tode durch den Schiller-Humboldtschen Briefwechsel von ihnen erfuhr, verwarf er sie im Gespräch mit Eckermann (14. Nov. 1823) als Verirrungen, welche die Spekulation angerichtet.

Erklären wir somit den Brief, wie er vorliegt, gänzlich aus Schillers eigenen Beschäftigungen, so erkennen wir in dem Motiv, das ihn beseelt, allerdings einen prinzipiellen Gegensatz. Herder entwickelte die Poesie aus den Ort- und Zeitumständen, unter welchen sie hervortrat, und hatte den weitesten Sinn für alle ihre Erscheinungen. Sie ging ihm also wirklich aus dem Leben hervor und sollte ebenso wieder in das Leben zurückfließen, denn durchaus bezog er sie auf moralische Wirkung. Hier drohte ihm, wie den Litterarhistorikern so leicht, die Gefahr, die feine Darlegung der physisch-psychischen Bedingungen mit der Erklärung der Poesie zu verwechseln. Aber mögen die Bedingungen auf die Gestalt wirken, das Genie muß doch dasein, um zu gestalten. Diesen Gedanken des schaffenden Genies bildete Schiller in sich aus. Auch Herder wußte mit seinem sicheren Gefühl wohl zwischen versificierter Prosa und Poesie zu unterscheiden, aber das Specifische der Poesie bestimmte er nicht. Hier lehrte Schiller den Gedanken der bildenden Form, d. h. nicht einer äußeren Hülle, sondern die gesetzmäßige Erzeugung der künstlerischen Welt, in deren Zusammenfügung die Übereinstimmung von Natur- und Sittengesetz lebendig wird. Wahrlich diese Form, die nichts sein sollte als die Gestalt, welche in der künstlerischen Darstellung ein Gegenstand sich selbst nach den ihm eigenen Gesetzen giebt, bildete keinen Gegensatz zum Gehalt. Das Recht und das Wesen der Kunst war hier aufs sicherste bestimmt. Im Hinblick auf diese Form, welche Sittlichkeit und Natur verbindet, betrachtete Schiller die Poesie, und diese innerste sittliche Triebfeder des genialen Philosophen und Künstlers übersah Herder leider durchaus. So sehr er darum auch mit seinem Widerspruch gegen die Schillerschen Einteilungen der Poesie und gegen seine Charakteristik der sentimentalischen Dichter als Historiker Recht hatte, den Kern des Gegensatzes ahnte er nicht.

Aber die tiefere künstlerische Einsicht entsproß bei Schiller aus einer tieferen Erkenntnis der Sittlichkeit. Eben in den Jahren, in denen die Humanitätsbriefe erschienen, traten die „Briefe über die ästhetische Erziehung" hervor, durchaus mit denselben Problemen beschäftigt. Jene, welche für so manche Armseligkeit der Litteratur nicht nur Gnade, sondern selbst Anerkennung hatten, gedachten dieses Hauptwerks mit keinem Worte.

*) Ich darf zur weiteren Erläuterung wohl auf meine Darlegung dieses Punktes in der philosophischen und dichterischen Entwickelung Schillers verweisen: „Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des 'Wallenstein'." Marburg 1889. Kap. I, S. 72 ff. u. Kap. III, S. 17 ff.

Wir aber finden in ihm alle die Fehler verbessert, die Herders Werk uns erkennen ließ: klar und sicher bestimmt sind die Prinzipien über Wesen und Recht des Staats und des sittlichen Individuums, über die Kunst und ihr Verhältnis zu Natur und Sittlichkeit. Überall entspringen hier die prinzipiellen Formulierungen der tiefsten Einsicht in die einzelnen Gebiete; — da mußte Herder zurückbleiben, dessen Humanitätsbegriff ohne Zusammenhang mit der lebendigen Anschauung der Gebiete vorausgesetzt war.

Wie? und Herder wäre an politischem und patrotischem Sinn den beiden großen Dichtern überlegen gewesen? Die Freiheit der Staatsverfassung ist bei Schiller tiefer bestimmt als bei Herder, und den Gedanken der Selbstverteidigung werden wir jenen wohl auch zutrauen dürfen. Sie sprachen nicht von diesen Dingen in unpraktischen und widerspruchsvollen Erörterungen, sie verfolgten still ihre große vaterländische Arbeit. Sonst äußert sich Herders Patriotismus in dem Zorn über die Französierung der deutschen Sprache. Sie schufen dem deutschen Volk wieder Sprache und Litteratur. Er klagt über die Vernachlässigung der Schriftsteller durch das Publikum, über den Druck der Zeit, der eine große Litteratur aufhalte. Auch das ist ein unklassisches Gebahren der Ohnmacht. Goethe und Schiller — noch einmal! — schufen in ungünstiger Zeit — kein Wunder, daß Schiller den Dichter in Erschaffung der Form sich über die Zeit erheben ließ. — So erkläre man doch den Gegensatz nicht dahin, daß es Herder nicht gegeben war, von der unschönen, unwürdigen Wirklichkeit zu abstrahieren und sich über sie in die ästhetische Region zu erheben. Was war denn diese ästhetische Region? Wahrlich nicht ein Gefallen an süßem Klingklang, an Trink- und Buhlliedchen. Die Region, in welche die Klassiker sich über die Zeit erhoben, war die Arbeit für eine neue deusche Kunst und Kultur, für eine im weitesten, tiefsten und freiesten Sinne sittliche Weltanschauung, durch welche allein die unschöne und unwürdige Wirklichkeit dauernd und wahrhaft zu überwinden war. Für diese große sittliche Regeneration des gesamten geistigen Lebens durch die Berufstreue starker Charaktere fehlte Herder leider der Sinn. Sein Ideal als Schriftsteller und Mensch blieb Lessing, der letzte große Vorbereiter der deutschen Freiheit in Sprache und Litteratur, die Vollendung sah er nicht. Wir finden also Herder am Ende seines Lebens nicht verkannt von den Genossen, wir finden ihn vielmehr in einem tiefen Grundirrtum über die Bestrebungen der Klassiker und über das Verhältnis seiner eigenen zu ihnen befangen. Er erschien sich als Verfechter der Sittlichkeit, und eben die stärkere sittliche Macht im freien Anbau aller Geistesgebiete war es, die über ihn siegte. Das Kant-Goethesche Jahrhundert trat seine Herrschaft nach dem Leibnizischen an, zu dem Herder durchaus gehörte. So ward er auch nicht nur als der Unkünstlerische aus dem Bunde der Künstler ausgeschlossen, sondern als der Unfreie von den Freien gesondert. Die Sittlichkeit siegte über die Moral.

Nach Schillers Briefe schwieg Herder und zog sich grollend zurück. Eben in derselben Zeit löste sich aus persönlichen Gründen das Verhältnis zu Goethe,*) wobei im innersten Kern doch auch dieselben geistigen Gegensätze trennend wirkten.

Die ersten beiden Sammlungen der Humanitätsbriefe wurden im Mai 1793 an die Freunde versandt, im Juli folgte die fünfte Sammlung „Zerstreuter Blätter", im October die Schrift über die „Gabe der Sprachen". Die „Auferstehung" folgte im Januar 1794, schon im April und Juli konnten die nächsten beiden Teile der Briefe geschickt werden. Im Frühling 1794 begann auch die Übersetzung Baldes. Bereits im Mai 1795 konnte der erste, im April 1796 der letzte Band an die Freunde abgehen. Schon im Juni 1795 aber waren der fünfte und sechste Band der Briefe abgeschlossen. Im Beginn des August 1796 war die zweite Sammlung „Christlicher Schriften" verschickt, um dieselbe Zeit Band 7 und 8 der Briefe. Rechnen wir dazu noch für den Herbst 1796 die Arbeit am Johannes, dann im Juni 1797 die Ausgabe der letzten beiden Bändchen Humanitätsbriefe, 1797 und 1798 die zwei letzten Sammlungen „Christlicher Schriften", 1795 die Arbeiten für die „Horen", 1794 die Auswahl eines Gesangbuchs und 1797 das Aufsetzen eines Landeskatechismus — so übersehen wir in diesen fünf Jahren eine ganz ungeheure schriftstellerische Thätigkeit, und dazu die Sorgen im Haus, die unendlich drückenden Geschäfte des Amts! — Wie bitter klagt er über seine Lage!**) — in der That, ihm konnte nichts helfen als der Anteil ebenbürtiger gleichstrebender Genossen. Goethe und Schiller nahmen teil an den ersten Bänden der Briefe, sie erfreuten sich beide an der „Terpsichore", sie lobten mit warmem Wort die Arbeit über Homer. Für Herders dichterische Beiträge zu den „Horen" küßte Schiller dem Geber brieflich die Hand, und aus vollem Herzen pries er die sechste Sammlung der Briefe:***) „Das eben ist das so sehr Auszeichnende darin (und was auch das Prädicat der Humanität eigentlich ausdrückt), daß Sie Ihren Gegenstand nicht mit isolirten Gemütskräften anfassen, nicht bloß denken, nicht bloß anschauen, nicht bloß fühlen, sondern zugleich fühlen, denken und anschauen, d. h. mit der ganzen Menschheit aufnehmen und ergreifen." Das ist im Munde Schillers das höchste Lob, das er geben kann. Und ebenso ehrenvoll ist es, wenn er sich ärgert, daß alle diese interessanten Aufsätze für die „Horen" verloren gegangen. Aber nun kamen die bösen Litteraturbändchen mit ihrer Nachsicht für das Mittelmäßige und ihrer Verkennung des Lebensfähigen, wo Schiller unter den — — Liederdichtern auftrat; nun ärgerte sich Goethe über die alte Philisterleier, daß die Künste sich dem Sittengesetz unterordnen sollten:

*) Preußische Jahrbücher. Bd. 43. B. Suphan.

**) S. z. B. An G. Müller, 12. Mai 1794 (Gelzer, Bd. 14, S. 216, 217). 12. Nov. 1794 (Das. S. 250). S. Die Briefe an Gleim 1795. An Jean Paul Juni 1797 und sonst oft.

***) Schiller an Herder, 12. Juni 1795. Aus H.s Nachlaß I, S. 187, 188.

der Riß war geschehen und nicht zu heilen: Herder stand allein.*) Immer einsamer fühlte er sich, immer müder, sein Leben war in seinen eigenen Augen ein stehender Sumpf geworden. „Ja wohl lasse ich mir die Humanität recht sauer werden; — — — Sie wird mir sauer, aber ich muß."**) „Ich arbeite am zehnten Teile der „Briefe über die Humanität", aber matt. Die Materie übermannt mich, und mich dünkt, ich schreibe zu viel: ich singe, selbst ohne Echo. Doch man muß durch und hinüber!" „Der Himmel wird mir auch hier durchhelfen, denn ich schreibe ganz ohne Anmaßung." — — — — „Ich bin in einem abmattenden Fieber."***)

Wohl wird uns traurig zu Sinne, wenn wir den Mann, der Kant in seiner Jugend seinen Freund genannt,†) der Goethe zum Schüler hatte, nun angewiesen sehen auf Männer wie Gleim, der jedes Wort von ihm mit kritikloser überschwenglicher Freude aufnahm, wie Knebel, der unselbständig und anschmiegsam ihn mit thörichten Ausfällen in seinem Haß gegen Kant bestärkte, wie Jean Paul, der unfähig zu künstlerisch reiner Gestaltung und zum Moralisieren geneigt ihm eifrigst half, die großen Dichter zu verkennen. Wie für Karoline, so waren sie vermutlich auch ihm verdorrte Gemüter mit ihrem Talent. In dem herrlichen Xeniensturm von 1797 sah er nur Katzbalgereien und Inhumanität. So stürzte er sich noch zuletzt in den hoffnungslosen Kampf gegen die Kantische Philosophie mit all seiner gehässigen Verbissenheit. Die Zeit ging über ihn hinweg. Er starb in tiefer Verbitterung. Es liegt aber doch eine hohe Bedeutsamkeit der Geschichte darin, daß der nächst Lessing größte kritische Vorbereiter der Litteratur zur Seite gedrängt ward, da die Zeit des Schaffens gekommen, weil er in unberechtigtem Übergriff der Produktion ihr Gebiet verengen wollte.

Die vorliegende Ausgabe.

Die Humanitätsbriefe sind in der ersten Gesamtausgabe der Herderschen Werke bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt worden. In die Abteilung „Zur Philosophie und Geschichte" T. 7, S. 113—144 reihte Johannes von Müller als „Blicke in die Zukunft für die Menschheit" vier Briefe ein: 23—25 und 122, die Erörterungen über die Humanität in der Geschichte. 66 blieben unter dem alten Namen beisammen in T. 10, S. 257—399 und T. 11. Das Gedicht „Der Patriot" und die Ode „An den Kaiser" wurden fortgelassen, ebenso die „Funken" aus Lessings Werken Dagegen wurden hinter 54 die vier Einleitungsbriefe für die „Bekenntnisse merk-

*) S. Goethe in den „Tag- und Jahresheften" zu 1795. Hempelsche Ausg. Bd. 27. S. 36, 37.

**) An Gleim 8. Febr. 1796.

***) An seinen Sohn August, Ende Jan. 1797, 21. Febr. 1797 Aus Herders Nachlaß Bd. II, S. 446, 447.

†) An Lavater 30. Okt. 1772. Aus H.s Nachlaß II, S. 24.

würdiger Männer" eingeschoben, hinter 56 der Aufsatz aus dem Novemberheft des Teutschen Merkur 1783: „Exemplare der Menschheit in Vorstellungsarten, Sitten und Gebräuchen" (T. 11, S. 67—89, 93—102).

In die Abteilung „Zur schönen Literatur und Kunst" T. 7 kam unter dem Titel „Ideen zur Geschichte und Kritik der Poesie und der bildenden Künste" der Hauptteil der Sammlungen 6—8 außer den Nummern 77—80 (über die „Bonhommien"), welche bei den Briefen mit dem alten Titel blieben. Auch Brief 55 (über Petrarca) ward hierhergezogen. So war mit der größten Willkür das Herdersche Gebäude zerstört. Unmöglich wurde es, die Verzweigung seiner Humanitätsgedanken zu verfolgen.

Den ärgsten Schaden haben hier bereits die Ausgaben von Heinrich Kurz und von Düntzer verbessert, indem sie auf den ersten Druck zurückgingen. Düntzer fügte auch die Epistel „Der deutsche Nationalruhm" wieder ein. Aber hier wie überall hat erst Suphans Ausgabe die volle und klare Einsicht ermöglicht. Erst jetzt können wir die allmähliche Entstehung des Werks, die mannigfache Wandlung während der Arbeit verfolgen. Wir übersehen die Gedanken, welche zum Ausdruck kommen sollten; wir können nun Absicht und Ausführung besser beurteilen. Die Mitteilung des ersten Entwurfs, einiger Materialien, der zurückgelegten Stücke, der Nachweis der für die Briefe geschriebenen, aber an andern Orten gedruckten Aufsätze — all das hat uns recht in das Innere der Arbeit eingeführt. Wir ermessen nunmehr mit größerer Sicherheit den Einfluß der äußeren Verhältnisse, der persönlichen Beziehungen, endlich der Stimmung Herders. Über all diese Punkte hat endlich der gehaltvolle Schlußbericht eine Orientierung gegeben, nach der wir uns allerdings nicht überall haben richten können.

Für die vorliegende Ausgabe habe ich den Originaldruck noch einmal genau verglichen. Einige geringfügige Abweichungen von der Ausgabe Suphans haben sich ergeben. Für die Anmerkungen haben Düntzer und Suphan mir häufig die Wege gewiesen. Ich habe durch D. oder S. die Stellen kenntlich gemacht, an welchen ich ihren Nachweis einfach glaubte benutzen zu dürfen.

Der Zweck unserer Sammlung ließ nur eine Auswahl der Briefe zu. Sie hat mir viel Bedenken gekostet, denn bei allen Stücken fühlte ich recht wohl die Beziehung zu den Teilen und zum Ganzen. Ja, eben bei denen, die ich für entbehrlich hielt, werde ich des Widerspruchs gewärtig sein müssen, wie andere, die ich bewahrt, entbehrlich erscheinen werden. Zwei Forderungen mußten hier zugleich erfüllt werden: den Charakter des Werks in allen Zügen hervortreten zu lassen und das dauernd Wertvolle den heutigen Lesern zu erhalten.

Diese letztere Pflicht schützte Sammlung 7 und 8, die Fragmente zur Litteraturgeschichte, und jedenfalls die Hälfte der sechsten Sammlung, die Briefe über die griechische Kunst (63—76), vor jedem Eingriff. Nur die

lateinischen Hymnen in 82 waren wohl zu missen. Ferner wird man im Beginn dem Leser einen vollen, unmittelbaren Eindruck von der Eigenart des Werkes verschaffen wollen: so blieb auch die erste Sammlung unberührt. In der zweiten tilgte ich nur (in 21) die ferneren Auszüge aus den Briefen Friedrichs des Großen. Freilich enthält auch Brief 25 für den Leser der „Ideen" wenig Neues, aber gerade deswegen durfte er nicht fehlen, er legt den Zusammenhang mit dem Hauptwerk bloß. Für den Beginn der Unterredung in 26 einfach auf Lessings zweites Freimaurergespräch zu verweisen konnte ich mich nicht entschließen, denn der Übergang des Lessingschen in den Herderschen Gedanken, die Zubereitung der Lessingschen Sätze für Herders Absicht ist gar zu charakteristisch und wäre durch einen Hinweis auf Lessings Werk, vollends durch Sammlung der kleinen Abweichungen unmöglich zu ersetzen. — Brief 33 der dritten Sammlung, Lichtwers Lehrgedicht, erschien mir in historischem Sinne sehr interessant, während ich den Ausfall des 38. Briefes, der nichts wesentlich Neues bringt, wohl nicht zu rechtfertigen brauche. Den Hymnus an Flora (43, 44), den Abschnitt über de Thou (47), Knebels Gedicht „Philomele" (50), den Brief über Gordons „Tacitus" (52) wird kaum jemand vermissen. Auch darüber fürchte ich keinen Tadel, daß ich von den Gedichten der zehnten Sammlung, abgesehen von dem unentbehrlichen letzten, nur wenige erhalten, um von dieser Art Poesie einen Begriff zu geben. Vollends den Brief 118 über die „irokesische Anstalt" wird man ausscheiden dürfen, wenn der 119. Herders Gesinnung in diesen Dingen positiv vorlegt.

Über vier Maßnahmen aber wird eher Streit sein. Ich habe die Realisbriefe (40, 41, 42) gestrichen, den Auszug aus Prémontval (110) gestrichen, gestrichen endlich die Epistel „Der deutsche Nationalruhm" (113). Dagegen habe ich die Briefe über die „Bonhommien" (77—80) beibehalten. Was sollte uns das lange Inhaltsverzeichnis eines verschollenen Buches in 41? In den andern Erörterungen des Realis aber kann ich dasjenige, was sie vor den meisten Stücken unsers Werks auszeichnen soll, schlechterdings nicht entdecken, einen politischen Gedanken. Was sie thatsächlich enthalten, den Groll gegen die Franzosensucht der Deutschen, hat Herder selbst an verschiedenen Stellen des Werks ausgesprochen und begründet. Aus demselben Grunde erschien mir Prémontvals Zeugnis entbehrlich, zumal der klare und kräftige Brief 111, der ihm folgt, den ganzen Schaden der französischen Bildung gründlich erörtert. Man sieht daraus, daß Herder nicht aus Rücksicht auf die Censur oder auf äußere Verhältnisse hier einen Ausländer reden läßt, sondern getreu dem treibenden Gedanken seines Werks, daß in dieser Humanitätsgesellschaft tüchtige Männner und fremde Völker ihre Stimme erheben sollen, mit der Absicht auch, durch ein französisches Zeugnis die Deutschen besonders zu beschämen. Die poetische Epistel endlich kann Herder gewiß weder dichterisch noch politisch noch selbst in ihrer Unklarheit patriotisch Ehre bringen. Etwas Neues sagt sie nach den vorhergehenden Briefen nicht.

Aber die Bonhommienbriefe, die sonst so wenig Freunde gefunden, möchte ich wirklich ungern missen. Wundervoll scheint mir der gesunde bürgerlich klare Sinn zwischen all den hoch- und weitfliegenden Humanitätsplanen zu wirken. Ja, man fühlt überall zwischen den schlichten Absätzen eine Teilnahme ähnlich derjenigen Herders, der ja so oft den praktischen Verstand pries, — in der Sorge um Volkserziehung, um sittliche Aufklärung, um gute bürgerliche Sitte, selbst in dem geistigeren Interesse für Geschichte. Aber wie ist alles greifbar und praktisch! Wenn der Verfasser gar einen Herderschen Lieblingsbegriff gebraucht, wie z. B. Gemeingeist, wie verstehen wir hier den deutlichen Sinn! Den vagen Humanitätsbetrachtungen Herders war Kants Philosophie zu subtil, diesem praktisch klaren Sinne ist sie eben recht. Freilich hat Herder die Stellen über Kants reines Herz und seine Bibelfestigkeit fortgelassen. Hier überall dünken uns die Bonhommien ein geist- und gemütvolles Gegenstück zu den Humanitätsbriefen. Endlich aber dieser Freund Kants ist Herders Jugendfreund; diese Luft, die wir aus seinem Buche atmen, hat Herder umweht. In diesem, durch tüchtig-erworbenen Wohlstand beglückten, in guter Sitte und praktischer Volkserziehung fortstrebenden, durch Gemeingeist und bürgerlichen Patriotismus blühenden kleinen Staat hat er als Volkserzieher gewirkt. Nein! diesen nach Gedanken und Stimmung so bedeutsamen Teil dürfen wir uns nicht entgehen lassen.

So möge denn die Ausgabe, deren viele Mängel besonders in Hinsicht der Anmerkungen mir nicht verborgen sind, den Lesern ein einheitliches Bild von dem Hauptwerk der sinkenden Kraft Herders geben, einem Werk, das immer noch groß und in vieler Beziehung des Geschichtsphilosophen der „Ideen“ durchaus würdig ist. — Vielleicht werden manche die sichere Hand meines vortrefflichen und verehrten Vorgängers, des Herrn Professor Lambel, vermissen, der mir bei mancher Schwierigkeit und besonders in der Auswahl mit seinem Rate zur Seite stand. Ich sage ihm sowie den lieben Freunden, die mich hier oder da unterstützt haben, mit Freuden meinen innigen Dank.

Eugen Kühnemann.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Erste Sammlung.

Riga, 1793.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
der ersten Sammlung.



Anm. Das Titelbild des ersten Bändchens der Originalausgabe (1793): Die Muse auf dem Zodiakus.

1.

Mit Freude und Zustimmung, m. Fr., ist Ihr Vorschlag zu einem Briefwechsel über die *Fort- oder Rückschritte der Humanität in älteren und neueren, am meisten aber in denen uns nächsten Zeiten* von unsern sämmtlichen Freunden aufgenommen und bewillkommet worden. „*Ich bin ein Mensch*, sagte D., *und nichts was die Menschheit betrift, ist mir fremde*. Mit jedem Jahr des Lebens fällt uns ein beträchtlicher Theil des Flitterstaats nieder, mit dem uns von Kindheit auf, so wie in Handlungen, so auch in Wissenschaften, in Zeitvertreib und Künsten die Phantasie schmückte. Unglücklich ist, wer lauter falsche Federn und falsche Edelsteine an sich trug; glücklich und dreimal glücklich, wem nur die Wahrheit Schmuck ist, und der Quell einer theilnehmenden Empfindung im Herzen quillet. Er fühlt sich erquickt, wenn andre, blos Menschen von außen, rings um ihn winseln und darben; im allgemeinen Gut, im Fortgange der Menschheit findet er sich gestärkt, seine Brust breiter, sein Daseyn größer und freier. —

Sein Daseyn größer und freier, fiel L. ein: denn indem er sich über den schleichenden, alltäglichen Gang der Dinge erhoben fühlet, athmet er ein reineres Element: er vergißt den niedrigen Kummer, der ihm da und dort das Herz drückte, wenn er den Strom der Zeit stockend, und sich in einem stehenden Sumpf gesenkt glaubte. Der Strom der Zeit steht nie still; jetzt rieselt er sanft, jetzt rauscht er gewaltig; allenthalben aber wehet auf ihm Othem des Lebens. —

In die Gedanken- oder Handlungssphäre andrer größerer Menschen versetzt, sagte B., nehmen wir Theil an ihrem Geist: wir denken mit ihnen, auch wenn wir mit ihnen nicht wirken

6 f. *Ich bin ... fremde*, Terentii Heautontimorumenos Act. I, sc. 1, v. 25: „Chremes: Homo sum: humani nihil a me alienum puto" (ed. Klotz. 1838. Vol. I, p. 446).

konnten, und freuen uns ihres Daseyns. Je reiner die Gedanken der Menschen sind, desto mehr stimmen sie zusammen; die wahre unsichtbare Kirche durch alle Zeiten, durch alle Länder ist nur Eine. —

Und in diese wollen wir rein eintreten, meine Freunde, fügte A. hinzu, mit ungetheiltem Herzen, mit reinen Händen. Kein Partheigeist soll unser Auge benebeln; keine Schmeichelei unser Angesicht schänden. Unter uns ist, wie jener Apostel sagte, kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib; wir sind Eins und Einer. Indem wir an uns und nicht an die Welt schreiben, gehen wir aller eitlen Rücksichten müßig; warum sollten wir heucheln? Das lohnte der Mühe nicht, die Feder einzutunken; wir dürften sodann nur lesen. —

Lesen! sagte das ganze Chor, und ging in ein Detail über das, was jener hier, dieser dort gelesen hatte; alle waren darüber einig, daß es der Seele eine Arznei sey, wenn sie vom zertheilten, vielfachen Lesen in sich zurückgezogen werde, und wie durch ein Gelübde, oder vor einem heiligen Gericht, über das was sie gehört, gelesen, gesehen hat, sich selbst redliche Rechenschaft gebe.

Diese Rechenschaft wollen wir uns einander geben, fügte ich hinzu; und so ward ein Bund der Humanität geschloßen, vielleicht wahrer, wenigstens unanmaßender und stiller, als je einer geschloßen ward. Fangen Sie nun an, mein Freund; unsre Freunde sind, wie Sie wissen, hie und da zerstreuet; alle sind bereit, sie warten auf Ihren Anklang.*)

2.

Endlich ist mir die Lebensbeschreibung eines meiner Lieblinge in unserm Jahrhundert, Benjamin Franklins, von ihm selbst

*) Die Namen der correspondirenden Freunde sind unter die Briefe nicht gesetzt: denn was könnten uns Buchstaben bezeichnen, das die Briefe nicht selbst erklärten? Anmerk. d. Herausg.

7. wie jener Apostel sagte, Gal. 3, 28. — 26. eines meiner Lieblinge, gemeint sind die Mémoires de la Vie Privée de Benjamin Franklin, écrits par lui-même, et adressés à son fils. Suivis d'un Précis historique de sa Vie politique, et de plusieurs Pièces, relatives à ce Père de la Liberté. Paris 1791. Es sind 156 Seiten Autobiographie, welche bis zu Franklins Hochzeit (1728) oder vielmehr der Gründung der öffentlichen Bibliothek zu Philadelphia (1731) geht. Die vollständigste Ausgabe der Selbstbiographie findet man jetzt in The Life of Benjamin Franklin, written by himself. Now first edited from original manuscripts and from his printed correspondence and other writings. By John Bigelow. Philadelphia 1868, dann wieder 1874. Die Selbstbiographie geht bis 1757, Franklins Ankunft in England als Agent von Pennsylvania. Das Übrige nach Briefen. — 28 f. S. Knebel an Herder 30. Dez. 1792 „Von und an Herder" Bd. 3, S. 89.

für seinen Sohn geschrieben, zu Händen gekommen; aber bedauren Sies, nur in der französischen Uebersetzung, und nur ein kleines Stück derselben, die früheren Lebensjahre des Mannes, ehe er völlig in seine politische Laufbahn trat.*) Sollte die Politik der Engländer vermögend seyn, das Uebrige und Ganze in der Ursprache zu unterdrücken: so bedauren Sie mit mir den sinkenden Geist der Nation, und lassen indessen dies Buch ja unter uns circuliren.

Sie wissen, was ich von Franklin immer gehalten, wie hoch ich seinen gesunden Verstand, seinen hellen und schönen Geist, seine sokratische Methode, vorzüglich aber den Sinn der Humanität in ihm geschätzt habe, der seine kleinsten Aufsätze bezeichnet. Auf wie wenige und klare Begriffe weiß er die verworrensten Materien zurückzuführen! Und wie sehr hält er sich allenthalben an die einfachen, ewigen Gesetze der Natur, an die unfehlbarsten praktischen Regeln, ans Bedürfniß und Interesse der Menschheit! Oft denkt man, wenn man ihn lieset: „wußte ich das nicht auch? aber so klar sahe ichs nicht, und weit gefehlt, daß es bei mir schlichte Maxime des Lebens wurde.“ Zudem sind seine Einkleidungen so leicht und natürlich, sein Witz und Scherz so gefällig und fein, sein Gemüth so unbefangen und frölich, daß ich ihn den edelsten Volksschriftsteller unsers Jahrhunderts nennen möchte, wenn ich ihn durch diesen mißbrauchten Namen nicht zu entehren glaubte. Unter uns wird er dadurch nicht entehrt! Wollte Gott, wir hätten in ganz Europa ein Volk, das ihn läse, das seine Grundsätze anerkennte, und zu seinem eignen Besten darnach handelte und lebte; wo wären wir sodann!

Franklins Grundsätze gehen allenthalben darauf, gesunde Vernunft, Ueberlegung, Rechnung, allgemeine Billigkeit und wechselseitige Ordnung ins kleinste und größeste Geschäft der Menschen einzuführen, den Geist der Unduldsamkeit, Härte, Trägheit von ihnen zu verbannen, sie aufmerksam auf ihren Beruf, sie in einer milde fortgehenden, unangestrengten Art geschäftig, fleißig, vorsichtig und thätig zu machen, indem er zeigt, daß jede dieser Uebungen sich selbst belohnet, jede Vernachläßigung derselben im Großen und Kleinen sich selbst strafe. Er nimmt sich der Armen an, nicht anders aber als daß er ihnen Wege des Fleißes mit

*) Sie sind jetzt auch Deutsch übersetzt: B. Franklins Jugendjahre, übersetzt von Bürger. Berl. 1792. A. d. H.

überwiegender Vernunft eröffnet. Mehrmals hat er es erwiesen, wie hell und bestimmt er in die Zukunft sah, wie entwirrt die verworrensten Geschäfte der Leidenschaft in einfachen Resultaten vor seinem Auge lagen. Einen solchen Mann von sich selbst sprechen, am Rande des Lebens ihn seinem Sohn erzählen zu hören, wer er sey? und wie er, was er ist, geworden? wen das nicht reizend belehrte! —

Hören Sie nun den guten Alten, und Sie finden in seiner Lebensbeschreibung durchaus ein Gegenbild zu Rousseau's Confeßionen. Wie diesen die Phantasie fast immer irre führte; so verläßt jenen nie sein guter Verstand, sein unermüdlicher Fleiß, seine Gefälligkeit, seine erfindende Thätigkeit, ich möchte sagen, seine Vielverschlagenheit und ruhige Beherztheit. Begleiten Sie ihn in diesem Betracht aus der Bude des Lichtziehers in die Werkstätte des Messerschmiedes, in die Buchdruckerei, von Boston nach Neu-York, nach Philadelphia, London u. s., und bemerken, wie er allenthalben zu Hause ist, sich zu finden weiß, Freunde gewinnt, überall ins größere Allgemeine blickt und in jedem Verhältniß einen fortstrebenden Geist zeiget. Die Galerie seiner Bekannten und Mitgenossen, die er dabei aufstellt, wie dieser hier verdirbt, dort jener zu Grunde geht; und wie Er dies oft voraussiehet und zu seinem Besten gebrauchet, ist äußerst lehrreich. Für junge Leute kenne ich fast kein neueres Buch, das ihnen so ganz eine Schule des Fleißes, der Klugheit und Sittsamkeit seyn könnte, als dieses. Und wie ruhig ists gedacht! wie angenehmscherzhaft erzählt der liebenswürdige Alte! Glücklich, wer auf sein Leben zurücksehen kann, wie Franklin, dessen Bestrebungen das Glück so herrlich gekrönt hat! Nicht der Erfinder der Theorie elektrischer Materie und der Harmonika ist mein Held, (obwol auch in diesen ruhmwürdigen Erfindungen Ein und derselbe Geist wirkte;) der zu allem Nützlichen und Wahren aufgelegte, und auf die bequemste Weise werkthätige Geist, Er, der Menschheit Lehrer, einer großen Menschengesellschaft Ordner sey unser Vorbild. Auch außer denen ihm freilich äußerst vortheilhaften Zeit- und Landesumständen mag er uns dieses seyn: denn Franklins Geist fände sich überall zurecht, auch da wo wir leben.

Zu diesem Zweck werden Sie in seinem Leben besonders be-

9 f. Rousseaus „Les Confessions“ erschienen 1780 und 1788.

merken, wie er sich, trotz seiner Armuth und mechanischen Berufsart, selbst literarische Bildung gab, seinen Styl formte, und jedes Mittel, auch die Buchdruckerei, dazu anwandte; wie er in dieser die popularsten Wege, Zeitungen, Kalender, einzelne Blätter, die gemeinsten und beliebtesten Einkleidungen auffand, um Ideen unter das Volk zu bringen, und sich durch die Stimme der Nation zu belehren; wie endlich von frühen Jahren an Er nicht sowohl gelehrte, als belehrende Gesellschaften liebte, deren Mitglieder sich mit einander übten. Auch dieserhalb wünschte ich jedem gutartigen Jünglinge diese Jugendjahre Franklins in die Hände. Der Unbegüterte, der sich selbst nicht verläßt, wird finden, daß er von Gott durch dessen großes und vielfaches Organ, die Menschheit, nie verlassen werde; er wird auf das zurückgeführt, was der edle Jüngling Persius für den Zweck aller menschlichen Weisheit erkannte:

Quid sumus; et quidnam victuri gignimur; ordo
Quis datus; aut metae quam mollis flexus et unde;
Quis modus argento; quid fas optare; quid asper
Utile nummus habet; patriae carisque propinquis
Quantum elargiri deceat; quem te Deus esse
Jussit et humana qua parte locatus es in re,
Disce —

Nächstens sende ich Ihnen Franklins Plan zu einer seiner früheren Gesellschaften; lassen Sie unsre Freunde daraus oder dabei bemerken, was für uns dienet: denn das Philadelphia, für welches diese Gesellschaft gestiftet ist, kann überall liegen.

---

16 ff. Persius' 3. Satire V. 67—73. Herder übersetzte die Verse so (Hempelsche Ausgabe Bd. VIII, S. 101, S. W. S. XXVI, S. 291, 292):

Lernt, Ihr Elenden, lernt, die Natur der Dinge zu forschen:
Was wir sind, und wozu wir geboren wurden, den Rangort,
Den die Natur uns setzte, wie fein das Wenden ums Ziel sei,
Und warum es so sei, wie weit uns Wünsche vergönnt sind,
Auch im Geld, wozu der harte Thaler zu nutzen,
Wie viel man für Freunde, dem Vaterlande zum Besten
Man aufopfern müsse mit Anstand, wer in der Menschheit
Du sollst sein und wohin dein Gott Dich weise gesetzt hat!
Dieses lern — —

Die Worte Quem te Deus esse bis Disce sind das Motto des ersten Teils der „Ideen"

3.

Fragen
zu Errichtung einer Gesellschaft der Humanität
von Benjamin Franklin.

„Haben Sie heut Morgen die Fragen durchgelesen, um zu erwägen, was Sie der Gesellschaft über Eine derselben zu sagen haben möchten, nämlich

1. Ist Ihnen irgend etwas in dem Schriftsteller, welchen Sie zuletzt gelesen, aufgestoßen, das merkwürdig oder zur Mittheilung an die Gesellschaft schicklich ist? besonders in der Geschichte, Moral, Poesie, Naturkunde, Reisebeschreibungen, mechanischen Künsten oder andern Theilen der Wissenschaften?

(Mich dünkt, die Frage ist für uns geschrieben. Wie einst die Pythagoräer, so sollte jeder Rechtschaffene am Abend sich selbst fragen, was er, vielleicht unter vielem Nichtswürdigen, heut wirklich Nützliches gelesen und bemerkt habe? Jeder gebildete Mensch wird sich auf diesem Wege in kurzem nach einem andern sehnen, dem er sein Merkwürdiges mittheile, und der ihm das Seinige mittheile: denn das einsame Lesen ermattet: man will sprechen, man will sich ausreden. Kommen nun verschiedne Menschen mit verschiednen Wissenschaften, Charakteren, Denkarten, Gesichtspunkten, Liebhabereien und Fähigkeiten zusammen: so erwecken, so vervielfachen sich unzählbare Menschengedanken. Jeder trägt aus seinem Schatze vom Wucher seines Tages etwas bei, und in jedem andern wird es vielleicht auf eine neue Art lebendig. Geselligkeit ist der Grund der Humanität, und eine Gesellung menschlicher Seelen, ein wechselseitiger Darleih erworbener Gedanken

1 ff. Zu diesem Abschnitt ist zu vergleichen: Benjamin Franklins Rules for a Club established in Philadelphia, übertragen und ausgelegt als Statut für eine Gesellschaft von Freunden der Humanität von Joh. Gottfr. Herder 1792. Aus dem Nachlaß veröffentlicht von Bernhard Suphan. Berlin. S. hier S. 17. Die Fragen Franklins stehen in den Political, Miscellaneous and Philosophical Pieces, written by B. Franklin 1779, die Herder vermutlich im August 1792 bei Fritz Jacobi kennen lernte. Dieser wäre dann S. 16 Freund F. Die erste Bearbeitung Herders, in einem Manuskript von seiner Gattin Hand erhalten, ist ausführlicher in ihren Erklärungen und in der Gruppierung verschieden. Frage 7 fehlt, ebenso 12 und 18; 13, 14, 15 sind als 11 zusammengezogen, 16, 17, 19, 20 als 12. Frage 7, 8, 9, 10, 11, 12 erhalten in dieser Fassung alle einzeln längere Erklärungen. Die S. 15 am Schluß stehenden Fragen 1, 2, 3 fehlen; 4 steht ohne Nummer ganz am Anfang der Fragen.

und Verstandeskräfte vermehrt die Masse menschlicher Erkenntnisse und Fertigkeiten unendlich. Nicht Jeder kann alles lesen; die Frucht aber von dem was der andre bemerkte, ist oft mehr werth als das Gelesene selbst.)

2. Haben Sie etwa neuerlich eine Geschichte gehört, deren Erzählung der Gesellschaft angenehm sein könnte?

(So gemein diese Frage scheinet, so ein fruchtbares Samenkorn kann sie in der Hand verständiger Menschen werden. Aus Geschichte wird unsre Erfahrung; aus Erfahrung bildet sich der lebendigste Theil unsrer praktischen Vernunft. Wer nicht zu hören versteht, verstehet auch nicht zu bemerken; und aus dem Erzählen zeigt sich, ob jemand zu hören gewußt habe. Franklins beste Einkleidungen gingen aus solchen verständig-angehörten lebendigen Thatsachen hervor; von ihnen empfingen sie ihre gefällige Gestalt, ihre leichte Wendung. In Zeiten, da man viel hörte, viel erzählte und wenig las, schrieb man am besten; so ists noch in allen Materien, die aus lebendiger Ansicht menschlicher Dinge entspringen müssen und dahin wirken. Schrift und Rede ist bei uns oft zu weit von einander getrennt; daher sind Bücher oft Leichname oder Mumien, nicht lebendig-beseelte Körper. Griechen und Römer, auch unter Galliern und Britten die erlesenste Schriftsteller waren sprechende oder gar handelnde Personen; der Geist der Rede und Handlung athmet also auch in ihren Schriften. Ueberhaupt äußert sich in den entscheidendsten Fällen der wahre Geist der Humanität mehr sprechend und handelnd, als schreibend. Wohl dem Menschen, der in lobwürdiger und angenehmer l e b e n d i g e r Geschichte lebet.)

3. Hat irgend ein Bürger nach Ihrem Bewußtseyn neulich in seinen Verrichtungen Fehler begangen? und was war nach Ihrer erhaltenen Nachricht die Ursache davon?

4. Haben Sie neulich vernommen, daß irgend einem Bürger etwas besonders geglückt sey? und durch welche Mittel? Haben Sie z. B. gehört, auf was Weise ein jetzt reicher Mann hier oder sonst irgendwo zu seinem Vermögen kam?

(Fragen, die in einem aufstrebenden jungen Handelsstaat von der nützlichsten Wirkung seyn konnten, und in keinem Staate unnütz seyn werden, in dem Industrie, Erfindung, Unternehmung

noch nicht gar ausgetilgt sind. Ein auf den Mitbürger neidisches Auge schadet sich selbst am meisten; wo findet dies aber mehrere Nahrung, als in despotischen Verfassungen, wo von Schmeichelei, Gunst, Betrug und Willkühr so vieles abhängt? In Verfassungen von freier Concurrenz der Verstandes- und Gemüthskräfte, so wie der Kunst und des Fleißes ist das Auge der Mitkämpfer und Mitwerber gewiß nicht träger, aber verständiger auf einander gerichtet. Man gewöhnet sich, Glück und Unglück, Reichthum und Armuth, Verdienst und Trägheit natürlich anzusehen, forschet den Mitteln nach, wodurch jener sich hob, dieser sank; so lernt man von beiden. Schon der alte Hesiodus unterschied zwo Gattungen der Eifersucht, die böse und die gute; diese beschreibt er als nützlich, jene als niederträchtig und schädlich. Je mehr sich die Einrichtung menschlicher Dinge bessert, um so mehr muß auch der falschen Eifersucht Zaum und Zügel angelegt werden, indem nämlich die freie und edle Eifersucht emporkommt. Wer sollte sich nicht einen Zustand denken können, in welchem alle Handlungen und Vortheile der Menschen natürlich betrachtet, mithin auch also geschätzt und erworben werden? Da tritt sodann das Gute und Böse gleich ans Licht; jeder darf frei darüber sprechen und daran lernen. Wie weit Wir aber noch von diesem Ziele sind, mag nur der Markt der Wissenschaft zeigen. Wie selten urtheilt ein Beurtheiler fremder Werke nach der strengen Frage: „welche Fehler hat mein Mitbürger begangen? und was ist die Ursache davon? hat dieser, redlich betrachtet, seine Sache weiter gebracht? wodurch ists ihm gelungen? und was stehet andern Mitbürgern noch zurück?" Und doch ist diese Frage die einzig billige, nützliche und gerechte; sonst urtheilen nur Sklaven oder Despoten. Von uns sey dieser Geist des kleinen Neides oder des übermüthigen Stolzes gleich fern, aber die edle Eifersucht auf alles Gute, Nützliche und Schöne, dessen die menschliche Natur fähig ist, sey unsre Göttinn!)

5. Ist Ihnen irgend ein Mitbürger bekannt, der neulich eine würdige Handlung gethan hat, welche Preis und Nachahmung verdienet? Oder der einen Fehler begangen, welcher uns zur Warnung und zu dessen Vermeidung dienlich seyn kann?

11 f. zwo Gattungen, s. Ἔργα καὶ Ἡμέραι V. 11—26. Die eine Eris schafft Krieg und Streit, die andere Arbeitsamkeit.

6. Welche unglückliche Wirkungen haben Sie neulich an der Unmäßigkeit, Unvorsichtigkeit, an der Hitze oder irgend einem Laster oder Thorheit wahrgenommen? Welche glückliche Wirkungen hingegen haben Sie von der Nüchternheit, Klugheit, Mäßigkeit, oder irgend einer andern Tugend erfahren?

(So fragt ein Lehrer der Humanität: so frage jeder Vater und Hausvater die Seinen. Wie weit wären wir gelangt, wenn über alle Fehler und Tugenden der Menschen, in Beziehung auf ihre Folgen, nur so klar und unbewunden gesprochen werden könnte, als wir bei uns gedenken. Was die falsche Bescheidenheit oder gar eine demüthige Heuchelei hier verschweigt, das entdeckt und übertreibt dort eine kecke Lästerzunge desto ärger. So wird endlich der Sinn der Menschheit verrückt, und das moralische Auge geblendet. Alles scheint uns natürlich, nur die Natur des Menschen nicht, deren Weisheit und Thorheit mit ihren klaren Folgen uns unanschaubare Dinge, unaussprechliche Räthsel bleiben sollen. Und doch welche Natur von außen und innen läge uns näher, als die Natur des Menschen?)

7. Sind Sie oder jemand ihrer Bekannten neulich krank oder verwundet gewesen? Welche Mittel wurden gebraucht und welches waren die Wirkungen?

(So hoch die Arzneikunst gestiegen ist: so hat jeder geschicktere Arzt anerkannt, daß sie zum Wohl des Menschengeschlechts noch viel höher steigen könne und steigen werde. Daher die fast schon unzählbaren Bemerkungen einzelner Aerzte; daher die Bemühungen großmüthiger Menschen, erprobte Mittel aus der Dunkelheit ans Licht zu ziehen; daher endlich die Bemühungen ganzer Gesellschaften, aus andern Welttheilen, wäre es auch von Wilden, dergleichen Heil- und Hülfsmittel zu gewinnen und in Europa zu verbreiten. Ist das Wort Humanität kein leerer Name: so muß sich die leidende Menschheit dessen am meisten zu erfreuen haben.)

8. Fällt Ihnen etwas ein, wodurch die Versammlung dem Menschengeschlecht, Ihrem Vaterlande, Ihren Freunden oder sich selbst nützlich seyn könnte?

9. Ist irgend ein verdienter Ausländer seit der letzten Zusammenkunft in der Stadt angekommen? und was haben Sie von seinem Charakter oder Verdiensten vernommen oder selbst bemerkt? Glauben Sie, daß es im Vermögen der Gesellschaft stehe, ihm gefällig zu seyn oder ihn, wie er es verdient, aufzumuntern?

10. Kennen Sie irgend einen jungen verdienten Anfänger, der sich neulich etablirt hat, und welchen die Gesellschaft auf irgend eine Weise aufzumuntern vermögend wäre?

11. Haben Sie einen Mangel in den Gesetzen Ihres Vaterlandes neulich bemerkt, um deßwillen es rathsam wäre, die gesetzgebende Macht um Verbesserung anzusprechen? Oder ist Ihnen ein wohlthätiges Gesetz bekannt, was noch mangelt?

12. Haben Sie neulich einen Eingriff in die rechtmäßigen Rechte des Volks bemerkt?

13. Hat irgend Jemand neulich Ihren guten Namen angegriffen, und was kann die Gesellschaft thun, um ihn sicher zu stellen?

14. Ist irgend ein Mann, dessen Freundschaft Sie suchen, und welche die Gesellschaft oder ein Glied derselben Ihnen zu verschaffen vermögend ist?

15. Haben Sie neulich den Charakter eines Mitgliedes angreifen hören, und auf welche Weise haben Sie ihn geschützt? Hat Sie irgend Jemand beeinträchtiget, von welchem die Gesellschaft vermögend ist, Ihnen Genugthuung zu verschaffen?

16. Auf was Weise kann die Gesellschaft oder ein Mitglied derselben Ihnen in irgend einer Ihrer ehrsamen Absichten beförderlich seyn?

17. Haben Sie irgend ein wichtiges Geschäft unter der Hand, bei welchem Sie glauben, daß der Rath der Gesellschaft Ihnen dienlich seyn könnte?

18. Welche Gefälligkeiten sind Ihnen neulich von einem nicht anwesenden Mann erzeigt worden?

19. Ist irgend eine Schwierigkeit in Angelegenheiten vorhanden, welche sich auf Meinungen, auf Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit beziehen und die Sie gern auseinander gesetzt haben möchten?

20. Finden Sie irgend etwas in den jetzigen Gebräuchen oder Verfahrungsarten der Gesellschaft fehlerhaft, welches verbessert werden könnte?

(Ohne alle Anmerkung sprechen diese Fragen zum Herzen wie zum Verstande. Manche geheime Gesellschaft, die zur Beßerung der Menschheit wirken wollte, mag auch dahin gegangen seyn; diese kann vor den Augen der Welt allenthalben, als ein Bund der Edlen und Guten fortdauren: denn sie ist auf die Tugend selbst gegründet.)

Folgendes waren die Fragen, die jeder, der in der Gesellschaft aufgenommen werden wollte, die Hand auf seine Brust gelegt, beantworten mußte:

1. Haben Sie irgend eine besondre Abneigung gegen Eins der hiesigen Mitglieder?

2. Erklären Sie aufrichtig, daß Sie das Menschengeschlecht, ohne Rücksicht von welcher Handthierung oder Religion jemand sey, überhaupt lieben?

3. Glauben Sie, daß jemand an Körper, Namen oder Gut, blos spekulativer Meinungen oder der äußerlichen Art des Gottesdienstes wegen, gekränkt werden müsse?

4. Lieben Sie die Wahrheit um der Wahrheit willen, und wollen sich bestreben, sie unpartheiisch zu suchen, und wenn sie sie gefunden, auch andern mitzutheilen?

Die Hand aufs Herz, meine Brüder! Ja, Amen.

4.

Glauben Sie nicht, m. Fr., daß Sie der einzige Liebhaber Franklins in unsrer kleinen Zahl sind. Alle Brüder reichen Ihnen die Hand auf seine Fragen, und von F. werden Sie nächstens ein Kästchen von Amerikanischem Holz empfangen, in dem Sie eine Sammlung kleiner und größerer Aufsätze Franklins finden, unter welchen Ihnen wahrscheinlich manches neu seyn wird. Freund F. hat sie mit vieler Sorgfalt zusammengesucht, und glaubt daran einen moralisch-politischen Schatz zu haben.*)

Ist es nicht sonderbar, daß in alten und neuen Zeiten die höchste und fruchtbarste Weisheit immer aus dem Volk entsprungen, immer mit Naturkenntniß, wenigstens mit Liebe zur Natur und Ansicht der Dinge verbunden, immer von ruhiger Unbefangenheit des Geistes, von heiterm Scherz begleitet gewesen und am liebsten unter der Rose gewohnt hat? Doch warum nenne ich dies sonderbar, da es Natur der Sache selbst ist. Nur wer die Menschen kennet, kann für sie sorgen; nur wer durch das Bedürfniß geweckt, durch Noth gereizt, in mancherlei Verhältnissen umhergetrieben, die süße Frucht der Mühe schmeckte, kann diese auf die bequemste Art andern zu kosten geben. Er hat sich die schwere Wahrheit leicht gemacht; so macht er sie auch andern angenehm und faßlich.

Daß Franklins Leben ganz und im Original erscheinen werde, will ich nicht zweifeln. Dem beßern Theil der Englischen Nation ist es bekannt genug, daß er kein Aufrührer gewesen, daß er zum Frieden und zur Aussöhnung die Einsichtsvollesten Vorschläge gethan habe, die, wie Weißagungen eines Propheten, die Zeit genugsam bestärkt hat. Aeußerst schwer ging er an den Gedanken, daß England und Amerika sich trennen sollten; er fand es diesem Lande selbst nicht vortheilhaft, und hielt auch das für gefährlich, daß es zur Freiheit so bald gelangte. Da nun die Zeit hierüber

*) Es wird davon eine niedliche Ausgabe im Deutschen veranstaltet werden; denn die meisten, alle sehr intereßante Stücke, sind zerstreut, oder gar nicht bekannt. A. d. H.

33. Es wird ... werden, diese Ausgabe erschien nicht. Georg Schatz (Privatgelehrter in Gotha) als Übersetzer und Bertuch waren ihm eben damals zuvorgekommen mit „Benjamin Franklin's kleinen Schriften, meist in der Manier des Zuschauers, Weimar im Verlage des Industrie-Comptoirs 1794". Suphan, Herders Werke XVIII, S. 608. S. H. an Heyne Weimar, 26. II. 94. Von und an Herder II, 223.

mit einer gebietenden Stimme bereits entschieden und England auf andre Weise schadlos gehalten hat: so glaube ich, daß nur wenige Augen sich schließen dürfen, und Franklins Lebensgeschichte wird uns gegönnet seyn und bleiben. Lesen Sie in beikommendem Nekrolog*) die wenigen Fragmente seines politischen Lebens, und Sie werden den schönen Friedensstern, der in Franklin leuchtete, bis auf den Augenblick, da er in der westlichen Welt untergeht, segnen. Die letzte Rede, mit der er den Beitritt der widersinnigen Provinzen zur Constitution bewirkte, so ganz in seinem Geist und Charakter, ist der scheidende Strahl dieses Sternes.

Aber ach, indem ich Ihnen den Nekrolog zusende, wie trübe sinkt mein Blick! Kein Stern mehr; ich wandle auf einem Kirchhofe, und schaue traurig zur Erde nieder, insonderheit unter den Deutschen Gebeinen. Die Pyramide hinten auf dem Umschlage dünkt mich Cestius Pyramide zu Rom, neben welcher der Ausländer-Protestanten, meistens der Deutschen Körper ruhn, verscharret hier in der Fremde. Welch eine niederschlagende Erinnerung giebt uns das Leben der Meisten!**) Arm geboren, fleißig, redlich, eines Theils Talent- andern Theils Verdienstreich kamen sie nicht weiter, als daß sie ihr Leben entweder mühsam durchlebten, oder in der Hälfte desselben fast unbemerkt niedergingen und starben. Loudon glänzt als ein Gestirn in diesem Todtenthale; aber lesen Sie, wie es auch ihm gegangen? wie schwer es ihm gemacht worden? und wie er zuletzt sein Grabmal von Trümmern einer unerstürmten Pforte sich selbst als ein castrum doloris aufgerichtet. Aus dem Wirtenberger Hahn, diesem wahrhaftig Newtonischen Kopfe, aus Schäffer, Ferber, Reiz, Meier,

*) Nekrolog von Schlichtegroll, Gotha 1791.

**) Die in der Folge angeführten Namen sind alle aus dem ersten Jahrgange des Nekrologen. Mehrere waren damals noch nicht erschienen. A. d. H.

5. Nekrolog auf das Jahr 1790. Enthaltend Nachrichten von dem Leben merkwürdiger in diesem Jahre verstorbener Personen. Gesammelt von Friedrich Schlichtegroll. Gotha. Perthes 1791. Es erschienen ununterbrochen je zwei Bände bis zu dem Jahre 1795, ein Supplementband für 1790—93. Weitere habe ich nicht gesehen. — 23. Gideon Ernst Freiherr von Loudon, k. k. Feldmarschall (1716—14. Juli 1790), Nekrol. II, S. 66—114. — 27. Phil. Matthäus Hahn, gest. als Pfarrer zu Echterdingen in Württemberg, Mathematiker und Physiker (25. Nov. 1739—2. Mai 1790), Nekr. I, 335—350. — 28. Jak. Chr. Schäffer, starb als Superintendent der evangelischen Kirche zu Regensburg, Naturforscher (30. Mai 1718—5. Jan. 1790), Nekr. I, 65—77. — Joh. Jak. Ferber, preuß. Oberbergrat (19. Sept. 1743—12. April 1790), Nekr. I, 256—262. — Fr. Wolfg. Reiz, ordentl. Professor der Dichtkunst zu Leipzig (1733—2. Febr. 1790) Nekr. I, 127—140. — Jobst Heinrich Meier, Bauer zu Tündern im Hannoverschen (gest. 90 Jahre alt 15. Febr. 1790), Nekr. I, 146—149.

und so manchen andern, was wäre in England geworden? (Was aus Herschel nicht geworden wäre, wenn er in der Hannover'schen Hofkapelle diente!) Und wie gings dem verdienten Crollius in Zweibrück, dem guten Meggenhofen in Baiern! wie verschwand Crugot, dieser sanft- und hellleuchtende Stern so bald unter Wolken! Auf welche Irrwege ward Basedow geführt, und wie traurig schreitet der arme Ephraim Kuh seine Laufbahn danieder! — Diese liegen nun neben Joseph II., neben Elliot, Howard, Franklin, Kreittmayr hier begraben. Sie schlafen freilich neben einander allesammt in Frieden; aber der Name auf ihren Leichsteinen giebt mehr zu denken, als selbst in Gray's Elegie auf dem Landkirchhofe ausgedrückt seyn möchte. Dem Todten, meine Freunde, gebührt eine Thräne; so manchem Deutschen Todten gebührt mehr als Ein Seufzer.

5.

Der Trübsinn, der Sie bei dem Nekrolog angewandelt hat, ist nicht ganz ohne Grund; laßen Sie uns diesen aber näher beleuchten. Sollte die Grabstätte selbst, die hier errichtet worden, daran nicht etwa mit Schuld seyn?

Der Name Todtenregister, ist schon ein trauriger Name. Laß Todte ihre Todten begraben; wir wollen die Gestorbnen als Lebende betrachten, uns ihres Lebens, ihres auch nach dem Hingange noch fortwirkenden Lebens freuen, und eben deßhalb ihr

2. Herschel, der berühmte Astronom (1738—1822). — 3. Georg Chr. Crollius, Rektor des Gymnasiums zu Zweibrücken, Philosoph und Historiker (21. Juli 1728—23. März 1790), Nekr. I. 223—234. — 4. Ferd. Freiherr von Meggenhofen, k. k. Kreis-Schulkommissarius in Ried im österreichischen Innviertel, im Jahre 1785 von der bayrischen Regierung als Hauptmitglied des Illuminatenordens verfolgt (1761—26. Oktober 1790), Nekr. II, 279—328. — 5. Martin Crugot, fürstl. Schönaich-Carolathischer Hofprediger zu Carolath (5. Jan. 1725—5. Sept. 1790), Nekr. II, 243—248. — 6. Joh. Bernh. Basedow, der Pädagog, gründete 1774 das Philanthropinum zu Dessau (11. Sept. 1723—25. Juli 1790), Nekr. II, 114—175. — 7. Ephraim Moses Kuh, Kaufmann, Gelehrter und Dichter (1731—3. April 1790), Nekr. II, 351—363. — 8. Joseph II. (gest. 20. Febr. 1790), Nekr. I, 154—188. — Georg Aug. Elliot Lord Heathfield (geb. 1717 zu Stobbs in Schottland, 1743—48 englischer Oberstlieutenant in Deutschland, General im siebenjährigen Kriege, 1775 in Irland, dann Gouverneur von Gibraltar, starb 6. Juli 1790), Nekr. II, 25—44. — 9. Johann Howard (geb. 1725 zu Lower-Clapton in Middlesex. Er studierte auf großen Reisen durch Europa die Gefängnisse und Hospitäler und beschäftigte sich mit Reformen auf diesem Gebiete, starb 1790), Nekr. I, 90—109. — Benjamin Franklin (17. Jan. 1706—17. April 1790), Nekr. I, 226—311. Seine letzte Rede (s. S. 17) s. S. 298. — Viguläus Aloys Freiherr von Kreittmayr, kurpfälzischer Staatsminister (12. Dez. 1705 bis 22. Okt. 1790), Nekr. II, 344. — 11. Thomas Gray (1716—1771). 1750 erschien Elegy written in a Country Churchyard.

bleibendes Verdienst dankbar für die Nachwelt aufzeichnen. Hiemit verwandelt sich auf einmal das Nekrologium in ein Athanasium, in ein Mnemeion; sie sind nicht gestorben, unsre Wohlthäter und Freunde: denn ihre Seelen, ihre Verdienste ums Menschengeschlecht, ihr Andenken lebet.

Damit veränderte sich auch der Entwurf dieses Buches, und gewiß zu seinem Vortheil, wenn anders der Entwurf auszuführen wäre.

1. Nur deren Leben gehörte in diese Sammlung, die zum Besten der Menschheit wirklich beigetragen haben; und es wäre Hauptblick des Erzählers, wie sie dies thaten? wie sie die wurden, die sie waren? womit sie zu kämpfen, was sie zu überwinden hatten? wie weit sie's brachten und was sie andern zu thun nachließen? endlich wie sie ihr Geschäft, das Werk ihres Lebens, selbst ansahn? Eine treue Erzählung hievon, wo möglich aus dem Munde, oder den Schriften der Entschlafnen, oder von denen die sie nahe gekannt und bemerkt haben, wäre wie eine Stimme aus dem Grabe, wie ein Testament des Verstorbnen über sein eigenstes Eigenthum, über seinen edelsten Nachlaß.

2. Hieraus folgte, daß bei Männern der Wissenschaft man sich nothwendig auf den Werth und die Wirkung ihrer Schriften, bei thätigen Geschäftsmännern auf den Beruf einlassen müßte, in welchem sie der Menschheit dienten. Bei Crugot z. B. sind seine Predigten vom Verfasser des Christen in der Einsamkeit nicht genannt, mit denen er doch, zumal im zweiten Theil, seinen Zeitgenossen so weit vorschritt. Crugots wenige Schriften verdienen zu bleiben, so lange die Deutsche Sprache bleibt; und es war mir ein angenehmer Umstand, hier zu finden, daß Carmer den Christen in der Einsamkeit zum Druck gefördert habe. Wie nun? sollte der helldenkende, liebenswürdige Mann, dessen Moral so ganz die reine Humanität Christi athmet, ohne hinterlaßene, des Drucks würdige Schriften gestorben seyn? Und sollte Carmer, sollten die zwei Prinzen und die Prinzeßin, die, wie die Biographie sagt, ihren Verdienstvollen Lehrer in ihm ehrten und liebten, sollten die Freunde, die

29 f. Der preußische Minister von Carmer (1721—1801) redete Crugot zu, sein Büchlein „Der Christ in der Einsamkeit", welches zunächst für die Fürstin von Carolath allein bestimmt war, zu veröffentlichen (in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts) Nekr. II, S. 246, 247. Die Predigten von Crugot erschienen: I. Sammlung Breslau 1759, II. Sammlung Breslau 1761.

ihn näher kannten, dies Geschenk für Welt und Nachwelt verloren seyn laßen? Ich hoffe nicht: denn nebst Sack und Spalding war Crugot nicht nur in jenen Gegenden, sondern für Deutschland überhaupt einer der ersten Verbreiter des guten Geschmacks und einer hellen Philosophie im Kreise seines Berufes. Er muß nicht todt seyn; sondern er lebe!

3. Da schwerlich etwas Langweiligeres, als ein unbestimmtes Leichenlob seyn kann: so sind eben die zartesten Saiten des menschlichen Herzens auch hier, wie mich dünkt, aufs leiseste zu berühren. Familien- Freundes- Privatsituationen, wenn sie nicht auf einem hellen Detail beruhen, ertragen in allgemeinen Ausdrücken selten ein langes Lob; man überschlägts oder ermüdet. Ueberhaupt ist das, was der Lehrer der Menschen vom Innern der Moralität sprach, auch in Absicht auf die Darstellung derselben wahr: „was fürs Auge des Allsehenden allein gehöret und vor ihm gethan ward, will nicht vor dem Auge der Menschen prangen, gesetzt, daß es auch der wahreste Freund des Verstorbnen vorzeigte.“ Anders ists mit bestimmten Thatsachen; die sprechen durch sich selbst, sie ermahnen, lehren, trösten.

4. Eingänge zu Lebensbeschreibungen durch einen Allgemeinsatz sind höchst mißlich. Welcher Allgemeinsatz erschöpft ein menschliches Leben? welcher verführt nicht öfter, als er zurechtweiset? In den lateinischen memoriis sind solche Gemeinplätze hergebracht; hier, wünscht man, wachse die Bemerkung an ihrer natürlichen Stelle im Fortgange der Erzählung hervor, oder sie versiegle zuletzt den Eindruck des Ganzen. Ueber Manches dieser Leben hätte viel Starkes können gesagt werden, bald mit einem strengen Blick, bald mit einem herzdurchdringenden Seufzer.

5. Denn freilich, m. Fr., ists wahr: Deutschland weinet um manche seiner Kinder; es ruft: sie sind nicht mehr, sie gingen gekränkt, Beistand- und Trostlos unter. Hier also auf dem Grabe des Verstorbnen, als auf einer heiligen Freistäte, müssen Wahrheit und Menschlichkeit, diese sanft und rührend,

2. Friedrich Samuel Gottfried Sack, geb. 4. Sept. 1738 zu Magdeburg, Prediger in Magdeburg und Berlin, gest. 2. Okt. 1817. — Joh. Joach. Spalding, geb. 1. Nov. 1714 in Schwedisch-Pommern, gest. 22. Mai 1804. 1764 wurde er Pastor Primarius und Propst an der Nikolaikirche in Berlin. Über seine „Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen“ finden sich einige Bemerkungen in Herders Nachlaß. Hempelsche Ausgabe, Bd. XXIV, S. 580, 581. S. auch Fragmente (D. Nat.-Litt. Bd. 135 = Herders Werke III, 1) S. 85. Gegen ihn war gerichtet Herders Bückeburger Schrift „An Prediger. Fünfzehn Provinzialblätter.“ 1774.

jene unpartheiisch und strenge ihre Stimmen erheben, und sprechen: „dieser Mann ward unterdrückt, jener gemißbraucht, dieser verlockt und gestohlen. Ohne Recht und Urtheil schmachtete er viele Jahre im Felsenkerker; das Auge seines Fürsten weidete sich an ihm; seine späte Entlassung ward Gnade, und nie bekam er die Ursache seines Gefängnisses zu wissen, bis an den Tag seines Todes.“*) Wahre Begegnisse dieser Art müßten von Munde zu Munde, von Tagebuch zu Tagebuch fortgepflanzt werden: denn wenn Lebendige schweigen, so mögen aus ihren Gräbern die Todten aufstehn und zeugen.

Auf diese Weise geführt, was wäre lehrreicher und nützlicher, als ein solches Register der Todten? Es ist kein Bösewicht auf der Erde, den nicht, wenn sein schuldloser oder gar edler Gegner mit hingestreckten Armen daliegt, und die Todtenglocke über ihm ertönet, das, wodurch er ihm im Leben wehe that, jetzt im Herzen steche und nage. Die Schlangen der Rache, des Neides und Undanks entschlafen am Grabe des Todten und wenden sich gegen den lebenden Verbrecher. Hier also sitze, wie dort auf Ajax' Grabe, Tugend und Menschenwürde, und wäge und richte.

Ich weiß wohl, wie schwer dies alles auszuführen sey, zumal in Deutschland. Eben aber, daß Mösers patriotische Phantasie „Aufmunterung und Vorschlag zu einer westphälischen Biographie“ hier in einem weiteren Umfange erfüllet werden könnte, daß, wenn sonst nirgend, wenigstens auf einem Gottesacker die verdienten Männer mehrerer und aller Deutschen Provinzen sich zusammen fänden, und endlich doch in der Erde sich als Landesleute, als Brüder, als Mitarbeiter an Einem Werk des Menschenberufs erkennten; das allein schon sollte jeden Gutgesinnten aufmuntern, aus seiner Gegend, wie er weiß und kann, zur Vervollkommnung des Ganzen mit beizutragen.

6. Vor allen Dingen aber wünschte ich eigne Biographien erlesner merkwürdiger Menschen. Wie weit stehen wir Deutsche hierinn andern Nationen, Franzosen, Engländern,

*) Eine sehr bekannte Deutsche Geschichte, über welche jetzt der zweite Theil von Schubarts selbst geschriebenem Leben Auskunft giebt. A. d. H.

18f. Hier also ... Menschenwürde, vgl. Werke Hempelsche Ausg. VII, 132. D. — 21f. Nr. 63 des ersten Bandes der „Patriotischen Phantasieen von Justus Möser“. S. 3. Aufl. Berlin 1804. S. 358—362 Er mahnt, in Westfalen eine einheimische Anstalt zu gründen, welche für Biographieen verdienter Westfälinger sorgt, um dadurch die Lebenden zur Nacheiferung anzuregen. — 34f. Erschienen in zwei Bänden. Stuttgart 1791—93. S. auch D. Fr. Strauß: „Schubarts Leben in seinen Briefen.“ 1849.

Italienern nach! Wir lebten, dachten, müheten uns; aber wir konnten nicht schreiben. Die rauhe oder ermattete Hand, die das Schwerdt, den Scepter, das Handwerk- und Kunstwerkzeug, wol auch die breite Canzleifeder führte, verachtete meistens die Reißfeder mühsamer Selbstschilderung; mit der alten Chronikenzeit ging auch das häusliche und Familiengefühl, für die Seinen und mit ihnen fortzuleben, großen Theils zu Grabe. Was also von merkwürdigen alten Selbstbeschreibungen gerettet, was von neuen hie und da entdeckt werden kann, sollte gerettet und genützt werden, bis (ich weiß gewiß, daß die Zeit kommt) merkwürdige Geschäfte auch freiere Gesinnungen und diese den Geist einer edlen Publicität erwecken werden, bei dem alle Stände im Lichte wandeln. Praecipuum munus annalium, ne virtutes sileantur; vtque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit.

Der Patriot.

Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Durch alle Gegenden bis an der Erde Gränzen,
O Patriot, bist du mein Held.

Der du, von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst fürs Vaterland.

Umsonst sucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz dich zu verdrängen,
Und führet wider dich, mit Jauchzen und Gesängen,
Die lockende Verführung an;

Und ihr Gefolg, die güldne Pracht,
Den stolzen Reichthum, mit der Ehre,
Die Pfauenflügel schwingt, und einem Freudenheere
Das um die süße Wohllust lacht.

13 ff. Praecipuum ... metus sit, Tac. Ann. III, 65. D. — 16 ff. S. Uz' Werke. Wien 1790. Fünftes Buch. Zweiter Teil, S. 110.

Siegprangender als Cäsar war,
Schlägt sich durch diesen furchtbarn Haufen
Die große Seele durch, mit Gold nicht zu erkaufen,
Nicht zu erschüttern durch Gefahr.

Denn wie ein Fels, der unbewegt,
Wann Wogen sich auf Wogen thürmen,
Im Oceane steht, und ruhig, in den Stürmen
Den ganzen Zorn des Himmels trägt:

So stehest Du mit festem Muth,
Und trotzest, ohne Freund, verlassen,
Dem Grimm der Mächtigen, der Bösen, die dich hassen,
Und ihrer ungerechten Wuth.

Das Vaterland beglückt zu sehn,
Ist dir die göttlichste der Freuden,
Ist dir Ambrosia, selbst in dem härtsten Leiden,
Wann Bürger dich undankbar schmähn;

Bis dich der Himmel wieder ruft,
Die lichte Wohnung wahrer Helden,
Und wer du warest, einst des Volkes Thränen melden,
Verströmt um deine stille Gruft.

Unrühmlich, unbeweint im Tod,
Vermodern in vergeßnen Hölen
Die Bürger schlimmer Art, in deren kleinen Seelen,
Nur niedrer Eigennutz gebot.

Die Schändlichen! Das Vaterland,
Das ihnen, was sie hatten, Leben,
Ruh, Ehr' und Ueberfluß und sichre Lust gegeben,
Bat hülflos mit erhobner Hand;

Sie aber wichen scheu zurück,
Und nützten den erzürnten Himmel
Zu häßlichem Gewinn, und dachten im Getümmel
Nur sich und ihres Hauses Glück.

Ihr Haus entflieht der Rache nicht,
Die endlich den Verbrecher findet:
Was mit verruchter Hand ein Bösewicht gegründet,
Zerstört ein andrer Bösewicht.

18. lichte, bei U₃ „leichte", in der Ausgabe von Chr. Fel. Weiße, Wien 1804, 1805, Bd. 2, S. 221 „lichte".

Des Bürgers Glück blüht mit dem Staat,
Und Staaten blühn durch Patrioten.
Athen besiegten Stolz und Eigennutz und Rotten,
Noch eh' es Philipps Ehrsucht that.

Und so fiel Rom, die Königinn
Der Könige von allen Zonen,
Von ihrem Thron gestürzt; und ihre güldnen Kronen
Nahm ein erkaufter Barbar hin.

Oft wann in schauervoller Nacht
Ihr Schutzgeist ihren Schutt umflieget,
Stillschweigend übersieht, wie Rom im Staube lieget,
In Trümmern seiner alten Pracht;

Und dann die großen Thaten denkt,
Die sein geliebtes Volk vollbrachte,
So lang' fürs Vaterland der Bürger Liebe wachte,
Von niedrer Absicht unbeschränkt:

Als alles fremden Goldes Feind,
Ein Curius und Scipione
Und die Fabricier und männliche Catone
Noch lebten, mit dem Staat vereint:

Dann klagt er laut: „sie sind nicht mehr!"
Des Kolosseums öde Mauern
Beginnen rund umher antwortend mit zu trauern,
Tiefbrausend wie ein stürmisch Meer:

„Sie sind nicht mehr, und Rom starb nach!
Erhoben durch die Patrioten,
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürgerrotten
Ein patriotisch Herz gebrach:

Daß dieser Fall der großen Stadt
Die sicher-stolzen Völker lehre,
Der größte Staat sey schwach, der ungezählte Heere,
Doch keine Patrioten hat.

Uz.

---

11. Bei Uz: „Stillseufzend übersieht, wie Rom im Schutte liegt".

6.

Ein Athanasium, ein Mnemeion Deutschlands! Wahrlich unser Vaterland ist zu beklagen, daß es keine allgemeine Stimme, keinen Ort der Versammlung hat, wo man sich sämmtlich höret. Alles ist in ihm zertheilt, und so manches schützet diese Zertheilung; Religionen, Secten, Dialekte, Provinzen, Regierungen, Gebräuche und Rechte. Nur auf dem Gottesacker kann uns etwa eine Stelle gemeinsamer Ueberlegung und Anerkennung gestattet werden.

Aber warum nur hier? Arbeiten nicht in allen, vom höchsten bis zu den niedrigsten Ständen, sichtbare und unsichtbare Kräfte, diese gemeinsame Ueberlegung und Anerkennung zu erleichtern, zu bewirken? Ein Theil Deutschlands hatte sich vor dem andern mit unleugbaren Vorschritten ein großes Voraus gegeben; der andre Theil eifert ihm nach, und wir können bald an der Stelle seyn, ein Ebenmaas zu finden. Jeder biedre Mensch muß sich bestreben, dieses zu fördern, und glücklicher Weise scheinen mir Diejenigen, die die biedersten Deutschen seyn sollen, die Fürsten, auf denselben Weg zu treten. Gewiß, der Unterschied der Religionen macht es nicht: denn in allen Religionen Deutschlands giebt es aufgeklärte, gute Menschen. Der Unterschied von Dialekten, von Bier- und Weinländern macht es auch nicht, was uns von einander hält und sondert; ein leidiges Staatsinteresse, eine Anmaßung mehreren Geistes, mehrerer Cultur auf der Einen, auf der anderen Seite mehreren Gewichts, mehreren Reichthums u. s. war es, was uns entzweiet; und dem, dünkt mich, muß und wird die allmächtige Zeit obsiegen.

Denn sagen Sie, was hindert uns Deutsche, uns allesammt als Mitglieder an Einem Bau der Humanität anzuerkennen, zu ehren, und einander zu helfen? Haben wir nicht alle Eine Sprache? Ein gemeinschaftliches Intereße? Eine Vernunft? Ein und dasselbe menschliche Herz? Der Philosophie und Kritik hat man nirgend den Weg versperren können; sie arbeitet sich überall durch; sie wird in allen guten Köpfen rege. Ihre Regeln sind allenthalben dieselbe; ihr Zweck allenthalben nur Einer. Auch der Wetteifer verschiedner Provinzen gegen einander kann nicht anders, als diesen Zweck befördern.

Ruhm und Dank verdienet also ein jeder, der die Gemein-

schaft der Länder Deutschlands durch Schriften, Gewerbe und Anstalten zu befördern sucht; er erleichtert die Zusammenwirkung und Anerkennung mehrerer und der verschiedensten Kräfte; er bindet die Provinzen Deutschlands durch geistige und also die stärksten Bande.

Daß uns eine Hauptstadt fehle, thut zu unsrer Sache gewiß nichts. Der Ausbildung des Geschmacks mag ihr Mangel eine Hinderniß seyn; und auch der Geschmack kann durch sie eben so wohl verderbt und gefeßelt werden, als sie ihm Anfangs Politur und Flügel verleihen mochte. Einsichten aber, ruhige Ueberlegungen, thätige Versuche, Empfindungen und Aeußerungen dessen, was örtlich und allenthalben zu unserm Frieden dienet; sie verschmähen die Mauern einer Hauptstadt und suchen das freie Land; ihre Werkstäte ist das gesammte Deutschland. Je mehrere und leichtere Boten allenthalben her, allenthalben hin gelangen; desto mehr wird die Mittheilung der Gedanken befördert, und kein Fürst, kein König wird diese zu hemmen suchen, der die unendlichen Vortheile der Geistes-Industrie, der Geistescultur, der gegenseitigen Mittheilung von Erfindungen, Gedanken, Vorschlägen, selbst von begangenen Fehlern und Schwächen einsieht. Jedes dieser Stücke kommt der Menschen-Natur, mithin auch der Gesellschaft zu gut; der Fehler wird entdeckt, der Irrthum wird gebessert, Gedanke weckt Gedanken, Empfindungen und Entschlüsse regen und treiben. Denn das ist eben die große und gute Einrichtung der menschlichen Natur, daß in ihr, wenn ich so sagen darf, alles im Keim da ist, und nur auf seine Entwickelung wartet. Entschließet sich die Blüthe nicht heute: so wird sie sich morgen zeigen. Auch alle möglichen Antipathien sind in der menschlichen Natur da; jedem Gift ist nicht nur sein Gegengift gewachsen, sondern die ewige Tendenz der waltenden lebendigen Kraft geht dahin, aus dem schädlichsten Gift die kräftigste Arznei zu bereiten. Ach, die Extreme liegen in unsrer engebeschränkten Natur so nahe, so dicht bei einander, daß es oft nur auf einen geschickten Fingerdruck ankommt, aus dem Einfalls- den Absprungswinkel zu machen, da unabänderlichen Gesetzen nach beide in ihrem Verhältniß einander gleich sind. Gedanken zu hemmen; dies Kunststück hat noch keine irrdische Politik erfunden; ihr selbst wäre es auch sehr unzuträglich.

6 ff. S. Fragmente über die neuere deutsche Litteratur. (Deutsche Nat.-Litt. Bd. 135 = Herders Werke III, 1, S. 11.)

Aber Gedanken zu sammlen, zu ordnen, zu lenken, zu gebrauchen; dies ist ihr, für alle Zeiten hinaus, unabsehlicher großer Vortheil.

Doch die Seite des Verstandes ists nicht allein, in Absicht welcher ich Deutschland einen gemeinsamen Zusammenhang wünschte; vielmehr ists die Seite des Charakters, der Entschlüße, der Unternehmung. Wir wissen alle, daß die Deutschen von jeher mehr gethan, als von sich reden gemacht haben; das thun sie auch noch. In jeder Provinz Deutschlands leben Männer, die ohne Französische Eitelkeit, ohne Englischen Glanz, gehorsam, oft leidend, Dinge thun, deren Anblick jedermann schönen und großen Muth einspräche, wenn sie bekannt wären. Denen vollends wünsche ich keinen Hof, keine Hauptstadt; einen A l t a r der B i e d e r t r e u e wünsche ich Ihnen, an dem sie sich mit Geist und Herzen versammeln. Er kann nur im Geist existiren, d i in Schriften; und, o daß ausgezeichnet vor allen eine solche Schrift da wäre! An ihr würden sich Seelen entflammen uud Herzen stärken. Der Deutsche Namen, den jetzt viele Nationen gering zu halten sich anmaßen, würde vielleicht als der erste Name Europa's erscheinen, ohne Geräusch, ohne Anmaßung, nur in sich selbst stark, vest und groß.

7.

Wir sind darüber einig, daß wenn E i n großer Name auf Europa mächtig gewirkt hat, es F r i e d r i c h gewesen. Als er starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben; Freunde und Feinde seines Ruhms standen gerührt; es war, als ob er auch in seiner irrdischen Hülle hätte unsterblich seyn mögen.

Sie denken leicht, wie begierig ich auf seine n a c h g e l a s s e n e n S c h r i f t e n war*): hier, sagte ich, lebt und spricht noch sein Geist nach dem Ableben seines alten vielgeübten Körpers. Briefe, Gespräche, ja Worte von ihm, die, so lang' er König war, als Ehre gesucht, als Schätze umhergetragen wurden, sind jetzt ein gemeines Gut. Man kann sie unerschrocken prüfen, im Zusammenhange seines langen Lebens beherzigen; man darf ihnen widersprechen, und sie mit seinen Thaten vergleichen.

*) Oeuvres posthumes de Frédéric II. Berlin 1788. A. d. H.

26 f. n a c h g e l a s s e n e S c h r i f t e n, Oeuvres posthumes de Frédéric le Grand Roi de Prusse. 4 Vol. Tom. I, II, III bis S. 310 enthält die Korrespondenz mit Voltaire.

Zuerst also griff ich nicht nach Werken, die er absichtlich für die Welt geschrieben hatte, sondern nach seinem Briefwechsel, und unter diesem auf den längsten und intereßantsten mit Voltäre. Er erstreckt sich von 1736 bis 1777, also über vierzig Jahre, und zeigt die Seele des großen Königes in den verschiedensten Situationen seines Lebens. Ich will einige Züge und Stellen auszeichnen.

Ein Prinz von 23 Jahren, der Erbe eines königlichen Thrones, sucht in weiter Entfernung den Mann auf, den er für den ersten Schriftsteller seiner Zeit hält, in dem er, wie er selbst sagt, „nicht nur Schätze des Geistes, Stücke mit soviel Geschmack, Delicateße und Kunst gearbeitet, daß ihre Schönheiten bei jedem neuen Lesen neu scheinen, sondern auch jene Philosophie" findet, die unser königliche Jüngling insonderheit werth hält. Er übersendet ihm seinen Wolf, erbittet sich dagegen seine Schriften, seinen Unterricht in Briefen, und wird ein Schüler des Philosophen, nicht aus Eitelkeit, sondern ernst und bescheiden. „Autoren, sagt er, sind die Gesetzgeber des menschlichen Geschlechts; ihre Schriften verbreiten sich in alle Theile der Welt; sie manifestiren Ideen, die andre sich einprägen. Ist in ihnen Stärke des Gedankens mit Feuer des Ausdrucks vereinigt, so bezaubern sie und rühren. Bald athmet eine Menge Menschen die Liebe zum menschlichen Geschlecht, die sie ihr durch einen glücklichen Impuls einhauchten. Sie bilden gute Bürger, treue Freunde, Unterthanen, die Aufruhr und Tyrannei in gleichem Grade verabscheun, voll Eifer, nur fürs allgemeine Beste. Ihnen, den Schriftstellern, ist man die Tugenden schuldig, die die Sicherheit und den Reiz des Lebens ausmachen; was ist man ihnen nicht schuldig?"

So sahe Friedrich die Wissenschaften an, und dies blieb sein Bekenntniß. Die Talente, die hiezu dienten schätzte er an Voltäre, in seiner Jugend fast über die Maße, in seinem höheren Alter mäßiger; doch blieb ihm stets die hohe Achtung für einige große Stücke seines Lehrers, die er von andern sehr unterschied, und ihm darüber offen seine Meinung sagte. Unter Waffen und im höchsten Alter hielt er die Wissenschaften nicht nur für sein

10f. wie er selbst sagt, T. I, Brief 1. Berlin, 8. Aug. 1736, S. 9, 10. — 15. Christian Freiherr von Wolf (geb. 24. Jan. 1679 zu Breslau, gest. 9. April 1754), Professor der Philosophie in Halle, 1723 durch Friedrich Wilhelm I. von dort vertrieben, 1740 durch Friedrich den Großen ehrenvoll zurückberufen. — 18. sagt er, T. I, Br. 3. 9. Sept. 1736, S. 20, 21. Das Citat ist hier wie auch sonst oft sehr frei.

schönstes Vergnügen, sondern auch dem Staat und der menschlichen Gesellschaft unentbehrlich; ohne sie, meinte er, würden und blieben Fürsten, Stände und Völker Barbaren; Wissenschaften allein haben die Welt erleuchtet, und einige auserwählte Seelen des Menschengeschlechts veredelt.

Blüht, ihr freundlichen Künste*),
Blüht! Die goldenen Fluthen
Des Paktolus benetzen
Euch in Zukunft die Wurzeln
Eures heiligen Hains.

Euch gebühret, zu herrschen
Ueber schwächere Geister
Und vor euren Altären
Alle Söhne des Irrthums
Feiernd opfern zu sehn.

In der Mitternacht hör' ich
Oft den himmlischen Wohllaut
Eures Wettgesangs, höre
Polyhymniens Saiten
Und Uraniens Lied,

Und zerfließe vor Wonne:
Denn ihr singet die Thaten
Der unsterblichen Götter,
Unterrichtet die Weisen
Und Regenten der Welt.

Angenehme Gefühle
Und mein Genius reißen
Allgewaltig mich zu euch,
Ketten ewig an Euren
Siegeswagen mich an

*) Ein von Götz übersetztes Gedicht Friedrichs. Anmerk. d. Herausg.

31. Johann Nikolaus Götz (geb. 9. Juli 1721 zu Worms, gest. 4. Nov. 1781 zu Winterburg); vgl. die Vorrede von Herders Terpsichore. — Gedicht Friedrichs, s. Poesies Diverses. Berlin 1760. S. 27—30. Le Rétablissement de l'Académie. Es ist die Übersetzung der letzten (10.) Strophe des Gedichts. Die fünf Strophen der Übersetzung geben zehn Zeilen des Originals wieder, deren rhetorischer Schwung darunter sehr leidet. S. „Vermischte Gedichte von Johann Nikolas Götz. Herausg. von K. W. Ramler. Mannheim 1785." 3 Teile. 2. Teil, S. 5 (nur jene Schlußstrophe ist übersetzt) Varianten: Z. 11 Euch gebührt es —, Z. 15. Knieend opfern zu sehn —.

Fast immer tönet diese Stimme um mein Ohr, wenn ich Friedrichs Schriften lese. Man wandelt in ihnen wie auf claßischem Boden; ein Gefühl für die Würde, den Werth, die Schönheit der Wissenschaften ist in seine kleinsten und größesten Aufsätze verbreitet.

Insonderheit lebt sein Geist in einer gewißen Reihe erwählter größerer Seelen, die er, meistens aus dem Alterthum, sich zu Lieblingsnamen seiner Phantasie, zu Vorbildern, an denen er gern verweilet, ausersehen hatte. In Handlungen des Krieges und des Friedens, in Geschäften der Regierung, und in Beziehungen der Menschheit kommen sie ihm oft wieder, als alte Lehrer und Freunde; so wie es denn bekannt ist, daß er nur wenige Schriftsteller, diese aber immer von neuem las und in seine Gedanken prägte. Nach gewißen Jahren wollte ihm das Neue nicht mehr gnug thun; er fand eine Spitzfindigkeit oder einen mathematischen Calcul in Schriften, wohin dieser nicht gehörte. Die alten großen Formen weniger Hauptgedanken lagen in ihm, von denen er sich ungern trennen mochte. In Sachen des Vortrags sah er Voltäre als die letzte Stütze des Geschmacks an, der unter Ludwig XIV. gewesen war, und unter Ludwig XV. und XVI. freilich nicht mehr seyn konnte. Dagegen sieht er seine eignen Aufsätze in Versen blos als Reimereien zum Vergnügen, in Prose als Uebungen zu Entwicklung seiner Gedanken an, und spricht von ihnen ohn' alle Anmaßung. Diese Bescheidenheit ist, wie man offenbar sieht, kalte Ueberzeugung; er fühlt, was ihm fehle, und warum er nicht seyn könne, was z. B. Voltäre war. Er wills auch nicht seyn; denn er fühlt seinen größern Beruf, ob er gleich den andern, ein großer Schriftsteller zu seyn, als angenehmer erkennet und in Augenblicken des Enthusiasmus fast zu beneiden scheinet. Bald aber setzt sein Geist sich ins Gleichgewicht: „gesunder Verstand, meint er, ein edler Trieb zur Ehre, und unausgesetzte Thätigkeit sey *seine* Gabe, die wolle und müße er auf seiner Stelle ausbilden, anwenden und gebrauchen."

Fast unglaublich ists auch, wie weit er in diesen Punkten nicht etwa nur Voltairen, sondern auch seinen sämmtlichen correspondirenden Freunden überlegen ist. Wenige, aber große Grundsätze liegen als unerschütterliche Fundamente in seiner Seele; wenige aber veste Maximen sind seine getreuen Gefährten, auf die er zuletzt, und als König oft mit sehr leichter Mühe, alles zurückführt.

Einige derselben wollten ihm im siebenjährigen Kriege zuweilen untreu werden; er nimmt aber seine große Seele zusammen, und verbeißt die verachtende Bitterkeit, mit der er insonderheit die Regierungen der Welt, ihre Unterhändler und Werkzeuge, wohl auch den größeren Theil des menschlichen Geschlechts ansieht. Ganz scheint er indeßen von dieser zu langen und großen Ueberstrengung sich nie wieder erholt zu haben; sein Geist kehrte, nach Endigung des siebenjährigen Krieges, zu seinen früheren Vergnügen zwar zurück, war heiter, vest und wirksam; aber er blieb strenger und ernster. Mit Bewunderung habe ich, (wenige Vorurtheile ausgenommen,) die fast allgemeine Billigkeit, Mäßigung und Enthaltsamkeit des großen Königes in seinen Urtheilen von Sachen, Begebenheiten und Personen mir ausgezeichnet. Es war eine selbstständige, große Seele.

Und daß sein Herz den Empfindungen der Humanität, der Freundschaft, der Bruder- und Schwesterliebe, dem Zuge zu allem Großen und Guten nicht verschloßen gewesen, zeigen hundert Stellen seiner Schriften, tausend Momente seines Lebens. In jüngern Jahren hatte er einen Brief über die Humanität geschrieben, von dem er viel zu halten scheint, den ich aber in seinen Schriften nicht finde; er sagt von ihm:

„Es scheint, man stärke sich in einer Gesinnung, wenn man seinem Geist alle Gründe vorhält, die sie unterstützen. Und dies bestimmte mich, über die Humanität zu schreiben. Sie ist, nach meiner Meinung, die einzige Tugend und soll insonderheit denen als Eigenthum zugehören, die ihr Stand in der Welt unterscheidet. Ein Landesherr, er sei groß oder klein, soll als ein Mensch angesehen werden, dessen Beruf es ist, menschlichem Elende abzuhelfen, so viel er kann; er ist ein Arzt, die mancherlei Unfälle seiner Unterthanen zu heilen. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden soll zu ihm gelangen. Sey es aus Mitleid mit ihnen, oder aus einer Rückkehr des Gedankens auf ihn selbst, so muß ihn die traurige Lage der Leidenden rühren, und wenn sein Herz irgend Empfindung hat, werden sie Hülfe bei ihm finden.

20f. in seinen Schriften nicht finde, erst neuerdings, nach dem Abschlusse der neuen großen Ausgabe seiner Werke, ist diese das Datum des 10. Oktober 1738 tragende, am 9. November an Voltaire gesandte Abhandlung aufgefunden worden. D. — 22ff. T. I, Brief 74, 8. Jan. 1739, S. 346—348 (frei und mit Auslassungen).

„Ein Fürst ist gegen sein Volk was das Herz dem Körper ist. Dies empfängt das Blut aus allen Gliedern, und stößt es mit Gewalt bis an ihre äußersten Enden zurück. Der Fürst empfängt die Treue und den Gehorsam seiner Unterthanen; er giebt ihnen Ueberfluß, Glückseligkeit, Ruhe, und was irgend zum Wachsthum und zum Wohl der Gesellschaft thun kann, wieder.

„Dies sind Maximen, die im Herzen jedes Menschen von selbst entspringen müßen; das Gefühl giebt sie, wenn man nur etwas nachdenkt; man hat keinen großen Cursus der Moral nöthig, um sie zu lernen.

„Tyrannen betrachten die Sache anders. Sie sehen die Welt, als für sie geschaffen, an; und um über gewisse gewöhnliche Unglücksfälle erhoben zu seyn, verhärten sie ihr Herz vor denselben. Wenn sie ihre Unterthanen unterdrücken, wenn sie hart, gewaltthätig und grausam sind so kommt dies daher, daß sie das Böse nicht kennen, das sie verüben; sie haben es nie selbst gefühlt, darum gehen sie so leicht darüber. Sie sind nicht im Fall des Mutius Scävola gewesen, der vorm Porsenna die Hand ins Feuer steckte, und dadurch die Wirkung des Feuers auf seine Hand wohl kennen lernte.

„Mit Einem Wort. Die ganze Haushaltung des menschlichen Geschlechts ist eingerichtet, um Menschenliebe einzuflößen. Die Aehnlichkeit der Menschen unter einander; die Gleichheit ihres Looses und das unentbehrliche Bedürfniß, das Einer vom andern hat; Unglücksfälle, die die Bande des Bedürfnisses noch stärker anziehen; die natürliche Neigung, die man zu seines Gleichen hat; unsre Selbsterhaltung, die uns Humanität predigt; die ganze Natur scheint sich zu vereinigen, um uns eine Pflicht einzuprägen, die unser Glück macht, und täglich neue Annehmlichkeiten auf unser Leben verbreitet."

Wenn Friederich immer so gefühlt und gethan hat, als er hier schreibt, (und es war gewiß sein Ernst, da er es schrieb; auch wurden ihm in den unhumansten Situationen seines Lebens diese Gesinnungen nie ganz fremde,) so wollen wir ihn als einen Heiligen anrufen, daß er uns seinesgleichen humane Denker, väterliche Regenten, Aerzte und Herzen des Volks erbitten helfe. Auch wollen wir wünschen, daß alle Fürsten und Prinzen die meisten seiner Werke, (sie sind ja

französisch geschrieben) lesen mögen, und zwar also als ob sie den großen König selbst hörten.

8.

Wenn König Friederichs Lob auf die Humanität Ihnen gefällig gewesen, so laßen Sie sich einige kürzere Gedanken und Maximen vortragen, die ich in diesen angenehmen Briefen bezeichnet.

*

„Traurige Folge der menschlichen Hinfälligkeit! der Mensch ist nicht alle Tage sich selbst gleich. Oft zerstören sich ihre Entschlüße eben so schnell, als sie sie faßten. Der Spanier sagt sehr vernünftig: „Dieser Mann ist brav gewesen." Könnte man nicht eben so wohl sagen, daß große Männer es nicht immer, nicht allezeit sind?"

*

„Wenn ich etwas wünschte, so wäre es, gelehrte und gescheute Leute um mich zu haben; ich glaube nicht, daß eine Sorge um sie sich nicht sehr belohnte. Zuerst ist es eine Achtung, die man ihrem Verdienst schuldig ist; sodann ein Bekenntniß des Bedürfnißes, das man hat, von ihnen Licht zu bekommen. Ich komme kaum von Erstaunen zurück, wenn ich denke, daß eine cultivirte Nation, die, vom Genie unterstützt, im Besitz des guten Geschmacks ist, den Schatz nicht kennet, den sie in ihrem eignen Schooße trägt.

*

„Meine jetzige Muße läßt mir Zeit, mich zu beschäftigen, wie ich will. Sie soll mir also nützlich und eine weise Muße werden, indem ich Philosophie und Geschichte studire, und mich mit Poesie und Musik vergnüge. Ich lebe jetzt als Mensch, und ziehe dies Leben der majestätischen Gravität und dem tyrannischen Zwange der Höfe unendlich vor. Ueberhaupt kann ich keine Lebensart, nach der Elle abgemeßen, ausstehn; nur die Freiheit hat für mich Reize.

*

8ff. T. I, S. 21, Br. 3, 9. Sept. 1736. — 14ff. Ebenda S. 22. — 21. Der Schatz ist Voltaire — 23. T. I, S. 62, Br. 15, Febr. 1737.

Wenn Personen von einem gewissen Range die Hälfte ihrer Laufbahn erreichen, so urtheilt man ihnen den Preis zu, den andre nur erhalten, wenn sie die ganze Laufbahn zurückgelegt haben. Woher dieses? Entweder wir sind weniger fähig, das recht zu machen, was wir thun sollen; oder es sind niedrige Schmeichler, die unsre kleinsten Handlungen geltend machen und zum Himmel erheben. Der verstorbne König von Polen rechnete große Summen ziemlich leicht; alle Welt pries seine hohe Kenntniß der Mathematik, von der er doch kein Wort verstand. Mehrere Beispiele mag ich nicht anführen. In unsern Tagen hat es durchaus keinen großen Fürsten gegeben, der wirklich unterrichtet war, als Peter den Ersten." (Und auch bei diesem macht Friedrich in der Folge mit Recht große Ausnahmen.)

*

„Wie verschieden ist ein betrachtendes, von einem handelnden Leben! Ein Mann, der sich nur mit Denken beschäftigt, kann gut denken und sich übel ausdrücken; ein handelnder Mann, wenn er sich auch mit aller ersinnlichen Grazie ausdrückte, darf nie schwach handeln; wie man z. B. dem Könige von England Jacob I. vorwarf, daß er nie etwas Schlechtes gesagt, nie etwas Lobwürdiges gethan habe. Es füget sich oft, daß die, die gegen Handlungen andrer am meisten declamiren, es schlechter als sie machen, wenn sie sich in den nämlichen Umständen befinden. Daß es ja mir nicht also gehe! denn leichter ists freilich zu tadeln, als zu thun; leichter Lehren zu geben, als sie auszuüben. Und dann lassen Menschen sich ja so leicht verführen, bald durch Anmaßung, bald durch den Glanz ihres Standes, oder durch Hinterlist der Bösen, daß ihr Gewissen bestrickt wird, auch wenn sie die reinsten und besten Absichten von der Welt hätten.

*

„Ich habe wenig Verdienst und Gelehrsamkeit; aber viel guten Willen, und eine unerschöpfliche Achtung und Freundschaft für Personen von entschiedenem Werth. Dabei bin ich alle der Beständigkeit fähig, die die wahre Freundschaft fodert.

*

1 ff. T. I, S. 63, Br. 15, Febr. 1737. — 12 f. macht Friedrich ... große Ausnahmen, vgl. die Briefe vom 13. Nov. 1737 und vom 4. Febr. 1738. D. I, S. 160 u. 211. — 14 ff. I, S. 165, Br. 33, 19. Nov. 1737. — 19. Jacob I., bei Friedrich wird richtig Karl II. genannt, von dem Rochester dies erzählt. D. — 29. Der vorige Brief S. 166.

„Könige ohne Freundschaft und ohne Erkenntlichkeit scheinen mir dem Könige gleich zu seyn, den Jupiter den Fröschen gab. Ich kenne die Undankbarkeit nur in so fern, als ich selbst durch sie gelitten habe, und kann, ohne Affectation fremder, mir unnatürlicher Gesinnungen, behaupten, daß ich jeder Größe entsagen würde, wenn sie die Freundschaft ausschlöße.

*

„Ich verachte die Jesuiten zu sehr, als daß ich ihre Schriften lesen sollte; ein schlechtes Herz verdunkelt bei mir die Fähigkeiten des Geistes. Ueberdem leben wir nur so kurze Zeit, und unser Gedächtniß ist so schwindend, daß nur das Ausgesuchteste uns unterrichten sollte.

*

„Die Deutschen Prinzen verachten gemeiniglich die Gelehrten. Die unmodische Kleidung, der Bücherstaub, der diesen etwa anhangt, und das wenige Verhältniß, das zwischen einem Kenntnißreichen Kopf und dem leeren Hirn dieser Herren stattfinden kann, macht, daß sie sich über ihr Aeußeres aufhalten und den großen Mann ohne Hofkleid ganz und gar nicht gewahr werden.*) Der Höfling hält das Urtheil des Fürsten zu hoch, als daß er anders als Er zu denken sich getrauen sollte; sie affectiren also auch, die zu verachten, die tausendmal mehr als sie selbst werth sind. O Zeiten! o Sitten! Ich, der ich mich überhaupt nicht für das Zeitalter geschaffen fühle, in dem wir leben, mag dem Beispiele meiner Herren Mitbrüder nicht nachfolgen; ich predige ihnen unaufhörlich, daß der Gipfel der Unwissenheit Hochmuth sey, und glaube, daß ein großer Mann, der über mir ist, auch meine Achtung verdiene.

*

„Das lebhafteste Vergnügen, das ein vernünftiger Mensch in der Welt haben kann, ist neue Wahrheiten zu entdecken; das nächste nach diesem ist, alter Vorurtheile los zu werden.

*

*) Diese und einige andre Bemerkungen Friedrichs haben sich Gottlob seitdem hie und da verändert. A. d. H.

1 ff. T. I, S. 105, Br. 24, 6. Juli 1737. — 2. dem Könige, bei Friedrich la bûche, dem Klotze; vgl. S. 82, Z. 4 und Herders Werke, Hempelsche Ausgabe Bd. VIII, S. 114 (Phädrus' Fabeln I, 2 [nach Düntzer]). S. W. S. XXVI, S. 301 ff. — 7. Ebenda später S. 108. — 12. Der vorige Brief S. 111, 112. — 21. O Zeiten, o Sitten, bei Friedrich steht der Ciceronische Ausruf lateinisch. D. S. Büchmanns Geflügelte Worte. 15. Aufl. S. 262. — 27 ff. Der erste Satz T. I, S. 127, Br. 28, 27. Sept. 1737; der zweite ist aus dem Anfang dieses Absatzes herausgezogen.

„Die meisten Prinzen haben eine besondre Leidenschaft für die Stammbäume; eine Art Eigenliebe, die bis auf die entferntsten Vorfahren hinaufsteigt, ja die sie nicht nur für Vorfahren in gerader, sondern auch in jeder Seitenlinie intereßiret. Ihnen sagen, daß unter ihren Ahnen schlechte, mithin verächtliche Menschen gewesen, hieße ihnen ein Schimpf, den sie nie verzeihen; und wehe dem profanen Autor, der in das Heiligthum ihrer Geschichte verwegen dränge, und die Schande ihres Hauses unter die Leute brächte! Wenn diese Delicateße sich blos auf den guten Ruf ihrer Ahnen mütterlicher Seits erstreckte, so wäre er noch zu entschuldigen; aber verlangen, daß funfzig, sechzig Vorfahren, alle nach der Reihe, die honnetsten Menschen von der Welt gewesen seyn, das heißt die Tugend in Eine Familie bannen, und dem menschlichen Geschlecht Unrecht thun. Eines Tages hatte ich die Unbedachtsamkeit, in Gegenwart Jemandes zu behaupten, daß ein Herr von — so etwas gethan habe, das einem Cavalier nicht gezieme; unglücklicher Weise war dieser Herr von — zweites Geschwisterkind mit dem, in dessen Gegenwart ich dies sagte. Er formalisirte sich sehr darüber, und als ich ihn um die Ursache fragte, mußte ich erst durch einen langen Stammbaum paßiren, um meine Beleidigung zu erfahren. Da war nun kein andrer Rath, als dem Unwillen meines Beleidigten alle meine Vorfahren Preis zu geben, die etwa nicht verdient hätten, es zu seyn. Man tadelte mich; ich rechtfertigte mich aber damit, daß jeder Mann von Ehre, jeder honnette Mann meines Stammes sey, und ich sonst keinen dafür erkennte.

*

„Gern würde ich unter einem gemäßigten Klima leben, gern als Privatmann die Freundschaft und Achtung würdiger Menschen verdienen, und dem entsagen, wornach die Meisten lüsten und streben; aber ich fühle zu sehr, daß wenn ich nicht Prinz wäre, ich wenig seyn würde. Euch reicht Euer Verdienst zu, geachtet, beneidet, bewundert zu werden; ich habe Ahnen, Wappen, Titel, Einkünfte nöthig, um die Augen der Menschen auf mich zu ziehen. Ein großer Fürst fiel einmal in die Hände seiner Feinde;

1. T. I, S. 197, Br. 38, 19. Jan. 1738. — 27ff. Ebenda später S. 199, 200. — Vor „Ein großer Fürst" fehlt ein Satz. Die zwei letzten Sätze sind umgestellt. Es heißt bei Friedrich einfach: er sagte diese wenigen Worte, die einen großen Sinn umschließen.

er sahe seine Hofleute um sich her weinen, verzweifeln: „Ach, sagte er, an Euren Thränen merke ich, daß ich noch König bin!“ Wenige Worte, aber voll großen Sinnes!

*

„Brüssel und fast das ganze Deutschland ist seiner alten Barbarei noch nicht los; die Künste werden in ihm wenig geachtet, also auch wenig cultiviret. Der Adel dient unter den Truppen, oder mit sehr leichten Studien tritt er in Collegia und spricht das Recht, daß es eine Lust ist. Edelleute mit Renten leben auf dem Lande, oder vielmehr in den Wäldern, wo sie denn auch so wild werden als die Thiere, die sie jagen. Der Adel unsres Landes gleicht zwar im Ganzen dem andern Deutschen Adel; doch hat er mehr Lust, sich zu unterrichten, mehr Lebhaftigkeit und wenn ich sagen darf, mehr Genie als der größere Theil der Nation, insonderheit der Westphälische, Fränkische, Schwäbische, Oesterreichische Adel. Dies giebt Hoffnung, daß die Künste einst auch hier, aus der untern Classe gezogen, gute Häuser und Paläste bewohnen werden. Berlin hat, (wenn ich mich so ausdrücken darf) Funken aller Künste in sich, man sieht das Genie von allen Seiten hervorglimmen, und es bedürfte nur eines glücklichen Hauchs, um das Leben den Wissenschaften wieder zu geben, die Athen und Rom einst berühmter machten, als ihre Eroberungen im Kriege. Ich freue mich, diese glücklichen Produktionen meines Vaterlandes zu sehen: sie sind Rosen die unter Dornen und Disteln wachsen, Funken des Genies, die durch die Asche hervorblicken, mit denen sie unglücklicher Weise bedeckt sind. (Geschrieben im Jahr 1739.)

*

„Eben hatte ich einen Brief angefangen über die Mißbräuche der Mode und der Gewohnheit, als die Gewohnheit des Erstgeburtrechts mich auf den Thron rief und mir meinen Brief wegzulegen befahl. Gern hätte ich ihn in eine Satyre gegen diese Gewohnheit umgeändert, wenn nicht Satyre aus dem Munde der Fürsten verbannt seyn müßte.

*

2 f. Düntzer sagt: Bei dem „großen Fürsten“ schwebt der von Alexander besiegte Darius vor, nach der Erzählung des Curtius, V, 8. Hier sagt aber Darius nur: Fides vestra et constantia, ut regem me esse credam, facit. — 4 ff. T. I, S. 407, Br. 92, 7. Juli 1739 (bis „Eroberungen im Kriege“). Der Rest T. I, S. 460, Brief 105, 4. Dez. 1739. — 27. T. II, S. 9, Br. 3, 12. Juni 1740.

„Gewöhnlicher Weise macht man sich in der Welt von den großen Revolutionen der Reiche eine abergläubige Idee; wenn man in den Coulissen ist, sieht man, daß die größten Zauberscenen durch die gemeinsten Triebfedern, durch Taugenichte hervorgebracht werden, die, wenn sie sich öffentlich, wie sie sind, zeigten, nur den Unwillen des Publikum auf sich ziehen würden. Betrug, Hinterlist, Doppelsinn, Treulosigkeit sind unglücklicher Weise der herrschende Charakter der meisten Menschen, die an der Spitze der Nationen stehen, und ihnen Exempel seyn sollten. In solchen Fällen ists demüthigend, das menschliche Herz kennen zu lernen; tausendmal schon habe ich meine liebe Einsamkeit, meine Studien, meine Freunde, meine ehemalige Unabhängigkeit zurückwünschend bedauret. (1742.)

*

„Meine Ode auf den Krieg enthält meine wahren Gedanken. Man unterscheide den Stand des Mannes von ihm selbst; man kann Krieg führen aus Gründen, ein Staatsmann seyn aus Pflicht und ein Philosoph aus Neigung. Fast nie sind die Menschen an Plätzen, die sie sich selbst wählen würden; daher giebs so viele schlechte Schuster, schlechte Priester, schlechte Minister und Fürsten. (1749.)

*

„Hier ist eine Apologie der armen Könige, über die jedermann glossiret; und doch beneidet jeder ihr vorgegebnes Glück hundertmal. Die Versification ist unvollkommen; dies Studium erfordert einen Menschen ganz; mich ziehen tausend Pflichten, tausend Beschäftigungen aus einander. Ich bin ein angeketteter Galeerensklave auf dem Schiff des Staats, oder ein Pilot, der weder sein Steuer verlassen, noch einschlafen darf, ohne Furcht das Schicksal des unglücklichen Palinurs zu haben. Die Musen fodern Stille und eine gänzliche Gleichheit der Seele; keine von beiden ist mein Theil Es giebt auch gewisse privilegiirte Seelen, die im Tumult der Höfe sowohl, als im Gefängniß der Bastille, oder auf dem Strohsack der Reise dichten können; die meinige

1 ff. T. II, S. 93, Br. 45, 3. Febr. 1742. — 14 ff. T. II, S. 206, Br. 94, 13. Febr. 1749. — 15. Man unterscheide den Staatsmann vom Philosophen. — 21. T. II, S. 211, Br. 95, 5. März 1749 (eine lange Stelle ist ausgelassen). — Apologie der armen Könige, s. Poesies Diverses, Berlin 1760, p. 226, Epitre XIX, A Darget, Apologie des Rois. — 23. Palinurus, der Steuermann des Äneas, wird von einem Gotte eingeschläfert und stürzt ins Meer, Äneis Buch V, V. 840 ff. Äneas sieht ihn in der Unterwelt, Buch VI, 337 ff.

ist nicht von dieser Zahl. Es ist eine Ananas, die nur im Treibhause fortkommt, an frischer Luft aber verdirbt.“ (1749.)

— — Doch ich ermüde Sie mit Vorzeigung ausgerissener Blumen, die eigentlich nur auf der Stelle, da sie stehen, in der Situation, die sie hervorbrachte, den schönsten Reiz haben. Stünde mir die Versification eines Jacobi zu Gebot, und ich hätte Ihnen die eingestreueten Verse in der leichten Manier des Originals mitgeben können; freilich, da wäre es anders!

9.

Sie wollen also, daß ich meine Blumenlese auch in den reiferen, schwereren Jahren des Königs fortsetze; Ihr Wille geschehe! Fast mit jedem Jahre wächst meine stille Bewunderung des großen Mannes, und in den Zeiten des siebenjährigen Krieges steigt sie fast zum hohen tragischen Mitleid. Eine Seele, die zum Genuß, zur schönsten Wirksamkeit in Zeiten der Ruhe und des Friedens geschaffen war, die in jugendlichen Jahren ihren ersten und zweiten Ausflug nach dem Kranz kriegerischer Ehre gleichsam nur in der Begeisterung des Augenblicks, gelockt oder aufgefodert von Staatsgründen, von sogenannten Rechten und der damaligen Lage Europa's, rasch und glücklich gethan hatte, muß jetzt diesen leicht erworbenen Kranz schwer und theuer erkaufen. Alle Mächte Europa's vereinigen sich, den schwachgeglaubten, einzelnen Mann zu erdrücken, und seine unglaubliche Tapferkeit, sein unerschütterter Muth fodert, statt ihre Rache zu besänftigen, diese nur mehr auf. Er sieht die niedrigen Urheber und Werkzeuge seines fast schon unvermeidlichen Unglücks; mehr als Ein Ungewitter zieht er mit künstlich-kühner Hand auf seine Feinde selbst hernieder; und doch sammeln sich die Wolken immer furchtbarer über ihn zusammen. In diesen Augenblicken der Gefahr, des Sieges, der größeren Gefahr und des fast unvermeidlichen Untergangs sind tief aus der Seele des Helden geschriebene Briefe Dinge, die wir bei keiner andern Nation, weder bei Alten noch Neueren, finden. Aus Cato, Cäsars, Brutus, Otho Seele haben wir nichts dergleichen; keiner

6. Des Liederdichters Georg Jacobi. D. (2. Sept. 1740 — 4. Jan. 1814.)

von ihnen hat auch die Gefahren bestanden, aus denen Friedrich sich, vielleicht in Jahrtausenden unerreichbar, herauszog. Da wirds merkwürdig, was dieser starke, friedliche Mann jetzt über Menschen, über das Schicksal der Welt dachte.

Sogleich der erste vortrefliche Brief (9. Octob. 1759.) der sich mit den Worten endigt:

Pour moi, menacé du naufrage,
Je dois, en affrontant l'orage,
Penser, vivre et mourir en Roi

und mehrmals übersetzt ist, enthüllet die Denkart des Königes. In andern sind fürchterliche Ausruffe mit gefaßter Stärke: „Ich kann meinen Feinden sagen, wie Demosthenes den Atheniensern: Wohl dann! wenn Philippus todt ist, was wäre es, ihr Athenienser? Ihr würdet euch bald einen andern Philippus machen. O Oestreicher, euer Hochmuth, eure Sucht alles zu beherrschen, würden euch bald andre Feinde machen; der Freiheit Deutschlands und Europa's wird es nie an Vertheidigern fehlen!"

Indessen betrübt ihn der Tod seiner Schwester aufs zarteste, „für die er sein Leben unter diesen Unglücksfällen gern würde hingegeben haben."

Er wird geschlagen, und sagt, wie Franz: „Alles ging verlohren, nur nicht die Ehre."

„Je älter man wird, je mehr überredet man sich, daß die heilige Majestät, der Zufall, drei Viertheile dieser elenden Welt regieret, und daß die, die sich die Weisesten zu seyn einbilden, die größten Narren der Gattung sind, die ohne Federn auf zwei Füßen gehet, zu der wir zu gehören die Ehre haben.

*

„In den großen Bewegungen, denen ich entgegen gehe, habe ich nicht Zeit, zu wissen, ob jemand Pasquille gegen mich schreibt in Europa; das weiß ich, und dessen bin ich Zeuge, daß meine Feinde, mich zu erdrücken, alle Kräfte aufbieten. Ich weiß nicht, ob es der Mühe lohnet.

*

5 ff. II, S. 258, Br. 115, 9. Okt. 1757. — 11 ff. II, S. 262, Br. 117, 16. I. 1758. — 18 ff. II, S. 267, 268, Br. 122, 6. Okt. 1758. Die Schwester ist die Markgräfin von Baireuth, welche am 14. Oktober 1758 starb. Das Datum des Briefes ist also falsch. Nach Düntzer wäre er vom 6. November. — 21 f. II, S. 271, Br. 123, 2. Jan. 1759. — 23 ff. Franz I. von Frankreich nach der Schlacht bei Pavia. II, S. 275, Br. 126, 12. März 1759. — 28 ff. II, S. 277, Br. 127, 21. März 1759.

„Es scheint, man vergißt in diesem Kriege, was Wohlstand sey. Die policirtesten Nationen kriegen wie wilde Thiere. Ich schäme mich der Menschheit; ich erröthe über das Jahrhundert. Laßet uns die Wahrheit gestehen: Philosophie und Künste verbreiten sich nur auf eine geringe Zahl Menschen. Die große Masse, das Volk und der gemeine Adel bleiben das, wozu sie die Natur gemacht hat, boshafte Thiere.

*

„Ihr habt der Sorbonne ein Grab gemacht; baut auch dem Parlement ein Grabmahl. Es radotirt so stark, daß es mit ihm bald aus seyn muß.

*

„Ihr wünschet Frieden; wendet euch an die, die ihn der Welt geben können. Das sind aber Leute, die ihren Kopf voll hochmüthiger Projecte haben; sie wollen eigenmächtige Schiedsrichter der Regenten seyn, und das mögen Menschen, die wie ich denken, nicht leiden. Ich liebe den Frieden; aber keinen andern, als einen guten, standhaften, Ehrenvollen Frieden. Sokrates und Plato hätten wie ich gedacht, wenn sie auf dem verwünschten Punkt gestanden hätten, den ich in dieser Welt einnehme.

„Glaubt Ihr, daß es ein Vergnügen sey, dies alberne Leben fortzuführen? Menschen, die man nicht kennt, um sich sterben sehen und sie dem Tode selbst zu überliefern, Tag für Tag seine Bekannte und Freunde zu verlieren, seinen Ruf dem Eigensinn des Ungefährs unaufhörlich ausgesetzt zu sehen, das ganze Jahr durch in Unruhe und scheuer Erwartung zuzubringen, ohne End' und Maas sein Leben und Glück aufs Spiel zu setzen?

„Gewiß, ich kenne den Werth der Ruhe, die Annehmlichkeiten der Gesellschaft und die Freuden des Lebens; auch ich wünsche glücklich zu seyn, wie irgend Jemand. So sehr ich aber diese Güter begehre, so wenig mag ich sie durch Niederträchtigkeit und Ehrlosigkeit erkaufen. Die Philosophie lehrt uns, unsre Pflicht thun, unserm Vaterlande selbst mit unserm Blut treu dienen, ihm unsre Ruhe, ja unser ganzes Daseyn aufopfern.

*

1ff. II, 283, Br. 130, 11. April 1759. — 8ff. II, 294, Br. 134, 18. Mai 1759. — 11ff. II, 304, Br. 139, 2. Juli 1759. Der Anfangssatz ist aus dem Sinn des vorhergehenden Gedichtes hinzugethan.

„Trotz aller Schulen der Philosophie wird der Mensch immerhin das bösartigste Thier der Welt bleiben; Aberglaube, Eigennutz, Rache, Verrath, Undankbarkeit werden bis ans Ende der Zeiten blutige, traurige Scenen hervorbringen, weil Leidenschaften uns beherrschen, selten die Vernunft. Immer wirds Kriege, Proceße, Verwüstungen, Pest, Erdbeben, Banqueroute geben; um solche Dinge drehen sich die Annalen der Welt. Für Unglücksfälle ist die Aegide des Zeno gemacht; die Kränze aus dem Garten Epikurs sind für das Glück.

*

„Ich stehe auf dem Punkt, mich mit den Rußen zu setzen; es bleiben mir also nur die Königin von Ungarn, die Mandarinen des heil. Reichs und die Lappländischen Räuber fürs künftige Jahr übrig. Mein Herz hat mich diesen Gang thun heißen, ein Gefühl der Menschlichkeit, das gern die Ströme Bluts versiegen machen möchte, die beinah unsre ganze Sphäre überschwemmen, das gern den Mördereien, Barbareien, Mordbrennereien und allen den Abscheulichkeiten ein Ende machen möchte, die Menschen gegen einander ausüben, und durch die unglückliche Gewohnheit, sich im Blute zu baden, Tag für Tag wilder werden. Dauret dieser Krieg fort, so muß Europa in die Finsterniß der Unwissenheit zurückfallen, und unsre Zeitgenossen werden wilde Thiere. Es ist Zeit, diesen Scheußlichkeiten ein Ende zu machen. Alle dies Unglück ist eine Folge der Ehrsucht Oesterreichs und Frankreichs. Laß sie ihren ungeheuren Projecten Gränze setzen; laß, wenn die Vernunft sie nicht weise machen kann, sie durch die Erschöpfung ihrer Finanzen, durch den übeln Zustand ihrer Sachen weise werden! Erröthen mögen sie, wenn sie hören, daß der Himmel, der die Schwachen gegen den Anfall der Starken unterstützt hat, den ersten auch Mäßigung gnug verlieh, um von ihrem Glück keinen Mißbrauch zu machen, und diesen den Frieden anzutragen. Das ist alles, was ein armer, ermatteter, gereizter, gekratzter, gebißener, hinkender, geknickter Löwe Euch sagen kann. (1759.)

*

1ff. Ebenda später S. 306, der letzte Satz noch später. — 8. Kränze aus dem Garten Epikurs, Epikuros gründete um 306 in seinem Garten zu Athen seine Schule. — 10ff. II, S. 323, Br. 145, 19. Nov. 1759.

„Schwert und Tod haben unter uns abscheulich gewütet, und was das traurigste ist, wir sind noch nicht am Ende der Tragödie. Ihr könnt leicht denken, was so grausame Stöße auf mich für Wirkung gehabt haben; ich hülle mich in meinen Stoicismus, so gut ich es kann. Fleisch und Blut empören sich oft gegen die tyrannische Herrschaft der Vernunft; sie müßen aber nachgeben. Wenn ihr mich sehen solltet, würdet ihr mich kaum wiedererkennen: ich bin alt, verfallen, greis, voll Runzeln; ich verliere Zähne und Lustigkeit. Wenn das fortwährt, wird an mir nichts überbleiben als die Tollheit, Verse zu machen, und eine unverletzbare Anhänglichkeit an meine Pflichten, und an die wenigen tugendhaften Menschen, die ich kenne. Meine Laufbahn ist schwer, voll Dornen und Disteln. Ich habe allen Gram erprobt, der irgend die Menschheit kränken kann, und mir oft die schönen Verse wiederholt:

Beglückt, wer in der Weisen Tempel u. s.

*

„Ihr eifert gegen Jesuiten und Aberglauben. Es ist gut, gegen den Irrthum zu streiten; glaubt aber nicht, daß die Welt sich je ändern werde. Der menschliche Geist ist schwach; mehr als drei Viertheile der Menschen sind zu Sklaven des ungereimtesten Fanatismus gebohren. Die Furcht vor Hölle und Teufel benebelt ihnen die Augen; sie verabscheuen den Weisen, der ihnen Licht schaffen will. Der große Haufe unsres Geschlechts ist dumm und boshaft. Umsonst suche ich in ihm das Bild der Gottheit, das ihm, wie die Theologen sagen, aufgeprägt worden. Jeder Mensch hat ein wildes Thier in sich; wenige wissen es zu bändigen, die meisten lassen ihm den Zügel, wenn die Furcht der Gesetze sie nicht zurückhält.

„Vielleicht findet ihr mich zu menschenfeindlich. Ich bin krank; ich leide; und ich habe mit einem Halbdutzend *** und *** zu thun, die einen Sokrates und Antonin selbst außer Faßung bringen möchten. Ihr seyd glücklich, dem Rath des Candide zu folgen und euren Garten zu bauen; nicht Jedermann in der Welt

1 ff. II, S. 326, Br. 146, 24. Febr. 1760. — 17 ff. II, S. 343, Bd. 151, 31. Okt. 1760. — 30 f. einem Halbdutzend *** und ***, une demi-douzaine de coquins et de coquines. — 32. Candide, Voltaire, Candide ou l'Optimisme, Chap. XXX (der letzte Satz). — S. Kant, Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik, den letzten Satz.

kann es so gut haben. Der Ochs muß den Pflug ziehen, wie die Nachtigall singen, der Delphin schwimmen, und ich Krieg führen.

*

„Je mehr ich dies Handwerk treibe, desto mehr überrede ich mich, daß das Glück die größeste Rolle dabei spiele. Ich glaube nicht, daß ich es lange treiben werde; meine Gesundheit nimmt zusehends ab, und es kann leicht seyn, daß ich bald in das Land wandre, wo Gram und Schmerz, wo unsre Vergnügen und Hoffnungen uns nicht mehr folgen, wo man sich in dem Zustande findet, in dem man vor der Geburt war. Vielleicht belustigt Ihr euch bald mit meiner Grabschrift, und gebt Rechenschaft von mir, wie Babouc dem Engel Ithuriel von Paris gab — ·—“

Gnug! Muß man nicht unwillig werden, wenn man sieht, wie ein blühender Baum, eine so große, schöne Seele, nicht vom Sturme des Schicksals, sondern von giftigen Winden und Stürmen einer herrschsüchtigen Politik weniger schlechter Menschen so gebeugt und zerknickt wird? Die veste Eiche daurete aus; der schöne Palmbaum erhob sich; seine fröhliche, jugendliche Gestalt kam ihm aber nie ganz wieder. Friedrich that seinem Lande wohl, wie sein Geist im großen Ganzen es erforderlich und nöthig hielt; aber hart zu seyn hatte er wider Willen in einer schweren Schule gelernet. Er sahe die Gefahr seiner Länder, seiner Krone, der Fortdauer seiner Macht; denn er hatte sie gegen ganz Europa behaupten müßen. Wie anders, als daß er fortan ernst und strenge an die Zukunft dachte? und der von ihm gegründeten Monarchie wenigstens das zum Schutz ließ, was er ihr lassen konnte, Gerechtigkeit, innere Ordnung, Kriegsheere und Geld. Man verzeihe ihm, wenn er für diese Dinge auch auf harten Wegen sorgte. Die böse Politik, die leider das Staatssystem Europa's ausmacht, zwang ihn dazu; und freilich gingen manche zartere Zweige der Humanität, die der an sich selbst fühlbare, fröhliche Charakter Friederichs gewiß würde angebauet haben, dabei ver-

3ff. In demselben Briefe fortfahrend. — 11. Babouc, Voltaire, Le monde comme il va, vision de Babouc. Der Engel Ituriel fordert den Skythen Babouc auf, nach Persepolis zu gehen und ihm über diese Stadt Bericht zu erstatten. Unter dieser Einkleidung werden natürlich die Verhältnisse von Paris geschildert.

lohren. Hat überhaupt die Menschheit in Europa einen größeren Feind, als diese Politik der Höfe in jenem sogenannten großen Staatensystem, nebst allem, was dazu gehöret?*)

10.

An den Kaiser.

Den Priester rufst du wieder zur Jüngerschaft
Des großen Stifters, machest zum Unterthan
Den Jochbeladnen Landmann, machst den
Juden zum Menschen. Wer hat geendet,

Wie du beginnest? Wenn von des Ackerbau's
Schweiß nicht für ihn auch triefet des Bauren Stirn,
Pflügt er nicht Eigenthum dem Säugling,
Seufzet er mit, wenn von Ernte-Lasten

Der Wagen seufzt: so bürdet Tyrannen-Recht
Dem Unterdrückten Landes-Erhaltung auf,
Dienst, den die blutge Faust des Stärkern
Grub in die Tafel. Und die zerschlägst Du.

Wen faßt des Mitleids Schauer nicht, wenn er sieht,
Wie unser Pöbel Kanaans Volk entmenscht?
Und thut der's nicht, weil unsre Fürsten
Sie in zu eiserne Feßel schmieden?

Du lösest ihnen, Retter, die rostige
Eng-angelegte Feßel vom wunden Arm;
Sie fühlens, glaubens kaum. So lange
Hats um die Elenden her geklirret.

Wir weinten Unmuth, daß uns der Römer Rom
Zwar nicht beherrschte, aber doch peinigte;
Und blutig ist die andre Thräne,
Daß uns der Römlinge Rom beherrschet,

*) Die Folge des Briefwechsels enthält eine Fortsetzung dieses Auszuges. A. d. H.

5ff. Klopstocks Ode „An den Kaiser“, gedichtet in den letzten Monaten 1781, 1782 nach der Abschrift eines Freundes in einer Sonderausgabe zu Greifswald und in den „Greifswalder kritischen Nachrichten“ gedruckt, darauf von Klopstock selbst in den Vossischen Musenalmanach auf 1783 gegeben und in der Ausgabe der Werke 1798 wieder abgedruckt. S. Friedrich Gottlieb Klopstocks Oden. Herausgegeben von Franz Muncker und Jaro Pawel. Stuttgart 1889. 2. Bd., S. 29, 30.

Daß Deutschlands Kaiser Bügel des Zelters hielt,
Daß Deutschlands Kaiser nackt um die Teufelsburg
Herging, erfror, wenn nicht Mathildis —
Aber du kommst kaum und siehst, so siegst Du.

Nun mag der Dreikron-tragende Obermönch
Mit allen seinen Purpurbemäntelten
Mönchlein das Kanonsrecht, wie weit es
Walte, beschielen: denn Du wirst sehen!

So bewillkommte Klopstock den Kaiser Joseph auf seinem Kaiserthrone; mit welcher sonderbaren Empfindung lasen wir die Ode, die ich vorher nicht gekannt hatte, eben jetzt nach seinem vernommenen Tode. Es entspann sich darüber zwischen meinem Freunde und mir eine Art elegischen Gesprächs, das ich Ihnen hersetzen will, so weit ich mich dessen erinnere.

Gespräch
nach dem Tode des Kaiser Josephs II.

A. Ein sonderbares Ding ist der Tod eines Monarchen. Wir sahen ihn bei Joseph vorher, wir wußten, daß der Kranke sich ihm nahte; und jetzt, da über ihm die Todtenglocken tönen, welch eine andre Empfindung! Ohne ihn gekannt, und von ihm eine Wohlthat genoßen zu haben, hätte ich weinen mögen, da ich die letzten Umstände seines Lebens las. Vor neun Jahren, da er auf den Thron stieg, ward er als ein Hülfsgott angebetet, und von ihm das Größeste, Rühmlichste, fast das Unmögliche erwartet; jetzt trägt man ihn als ein Söhnopfer der Zeit zu Grabe. Hat je ein Kaiser, hat je ein Sterblicher, möchte ich sagen, mehr gewollt, sich mehr bemühet, mehr angestrebet, rastloser gewirket, als Er? Und welch ein Schicksal, vorm Angesichte des Todes in den besten Lebensjahren die Erreichung seiner Absichten nicht nur aufgeben, sondern die ganze Mühe und Arbeit seines Lebens förmlich widerrufen, feierlich ausstreichen zu müßen, und so zu sterben! Mir ist kein Beispiel in der Geschichte bekannt, daß es einem Monarchen so hart gegangen wäre.

2. nackt um des Buhlen Schloß (in der Ausg. 1798). — 5. der kronentragende Obermönch (1798). — 8. beschielen. Du hast gesehen (1798). — 9. Kaiser Joseph, s. zu S. 18, 8.

B. Das war das Schicksal des Monarchen; setzen Sie noch das Verhängniß hinzu, das ihn, als Menschen traf. Das Einzige, was er in seinem Hause mit Zärtlichkeit liebt, der letzte Gegenstand seiner Familienhoffnung wird ihm genommen; und damit der Schmerz so empfindlicher sey, eben nach dem Aufblick der Freude, unerwartet genommen! Sein Liebling muß so dicht vor ihm das Opfer des Grabes werden, daß seine Leiche die Ihrige aus dem Kaiserhause gleichsam wegdrängt, und sein Leben sich nur so lange zu fristen scheint, damit vor seinen Augen noch dessen letzte Freude zerknickt werde! — „Begrabet sie, sprach er, damit für meine Leiche Platz werde!“ Ein einziges Schicksal!

A. Der Unglückliche konnte zuletzt nicht sagen: „ich kam, ich sah, ich siegte!“ kaum: „ich kam, ich sah, ich wollte!“

B. Beruhigen Sie sich. Auch darinn schon liegt viel, wie Er sagen zu können: ich sah und wollte!

Er hat viel, sehr viel, und weniges müßig gesehen. Allenthalben, wo es in andern Ländern beßer war, oder ihm beßer zu seyn schien, sammlete er, mit rastloser Thätigkeit Gedanken, Entwürfe in seine Seele —

A. Die der Tod ihm jetzt alle raubet! — Ja, ja! er hat Vieles, fast zu Vieles gesehen. Nicht nur die Länder Europa's, die er bereisete; nicht nur das Innere seiner Länder, die er als Erbe und Mitregent früh und lange genug, bis zum kleinsten Detail, kennen lernte; nicht dies nur! Er sah eben damit auch Gruben des Schlammes, die ihn erbitterten, Pfützen und Moräste von Untreue, Schwelgerei, Ueppigkeit, Trägheit, Unordnung, die er mit Gewalt ausfüllen und zum gesunden Garten machen wollte, und in deren Abgrunde er erliegt. Der Unrath schlägt über ihm zusammen, und vielleicht kommt die ganze alte Verfassung wieder.

B. Das wollen wir nicht glauben. Er bekommt einen Nachfolger, der ein geprüfter Haushälter, ein versuchter Regent ist, von dem Joseph selbst zum Theil gelernt und geborgt hatte —

A. Und doch wollte Er, fast ohne Ausnahme, der letzten Absicht nach, lauter Billiges, Nützliches, Gutes! Oft war, was er wollte, nur Erste Pflicht der Vernunft, der Humanität, der gesellschaftlichen Rechte; an etwas Außerordentliches und Ueberseines war während seiner Regierung lange noch nicht zu denken.

12 f. ich kam, ich sah, ich siegte, s. S. 46, 4.

Dennoch erregt er in allen Provinzen und Ländern, auch bei Ständen, denen er am meisten helfen wollte, murrende Unzufriedenheit; er stirbt beim Ausbruch eines allgemeinen Ungewitters, des Aufruhrs in seinem weiten Reiche —

B. Wollen wir nicht, m. Fr., diesen Ort verlassen, wo die Todtenglocken uns übertäuben? Was hilft über einen Unglücksfall das bloße Staunen? Wir wollen freie Luft suchen und uns darüber frei unterreden.

(Wir gingen auf eine angenehme Höhe, auf der die zahlreichen Dörfer der ringsum liegenden Ebene ein angenehmer Anblick waren. Die Todtenglocken, die von den Landkirchthürmen in der Entfernung tönten, machten eine sanftere Harmonie, und unser Gespräch knüpfte sich bald von neuem an.)

B. Woher glauben Sie denn, daß das ungewöhnliche Schicksal Josephs gekommen sey? Alle Dinge in der Welt haben ihre Ursache.

A. Wie mich dünkt, stand er dem großen Friedrich zu nahe; und es war Natur der Sache —

B. Wie so zu nahe? Friedrich hat ihm doch nicht geschadet. Er hat ihm zu einem größern Schlesien, den Königreichen Gallizien und Ludomirien geholfen; aus dem Bairischen Succeßionskriege gegen Friedrich kam Joseph auch mit fast unerwarteter Ehre. Ueberdem hat Friedrich von ihm meistens sehr günstig geurtheilt, und der alte König glaubte wohl nicht, daß Joseph ihm sobald nachfolgen würde.

A. So meyne ichs nicht. Denken Sie sich die Lebensgeschichte des Kaisers. Mit ihm als einem Säuglinge mußte seine Mutter nach Ungarn flüchten und ihn als einen Gegenstand des Mitleidens den Ständen zeigen; vor wem flüchtete sie? gegen wen erbat sie sich Mitleid und Beistand? Was war also natürlicher, als daß der Name Friedrichs dem Kinde und Jünglinge oft genannt werden mußte: denn eben auch die Jahre, in denen der Geist des Menschen aufwacht, fielen bei Joseph in die Zeit des siebenjährigen Krieges —

B. Dem er dazu nicht beiwohnen durfte!

A. Nothwendig ward Friedrich ihm als Nachbar, als Feind seines Hauses, noch mehr aber als der König und Kriegsmann, für den er damals mit einem ganz einzelnen Glück und Ruhm galt —

B. Und immer gelten wird! —

A. Ein Gegenstand der dringendsten Nacheiferung.

B. Und worinn eiferte er ihm zuerst nach?

A. In Allem. Er wollte selbst regieren, wie Friederich.

B. Das Selbstregieren ist ein erhabener Gedanke; wäre es aber vom Alleinbefehlen nicht sehr unterschieden? Friedrich theilte die Geschäfte, die auszuführen waren, mit großem Bedacht nicht nur ein, sondern auch aus. Er verrichtete, was für ihn gehörte, mit Leichtigkeit und überließ andern, was sie thun sollten.

A. Das that Joseph auch. Haben Sie das Reglement nicht gelesen, das er bei seiner zweiten Reise nach Italien den Chefs aller seiner Departements nachließ? Er wollte nur befohlen haben, und sie sollten ausführen; sie sollten seine Befehle selbst nach Ort und Stelle modificiren.

B. Das ist mehr, als ein Gesetzgeber sonst zu verstatten pflegt. Aber auf die Geschäfte und die Geschäftigkeit des Monarchen selbst wieder zu kommen, Friedrich sah nicht nur, sondern er übersah auch Vieles, sobald er nur seinen Hauptzweck erreichte.

A. Ob dieses ein uneingeschränktes Lob wäre?

B. Dafür gebe ich es auch nicht; gnug, als ein einzelner Mensch erreichte er damit seinen Endzweck. Er blickte in das Detail der Dinge nicht zu tief, damit er sich nicht verwirrte.

A. Die Ersparung würde Joseph mit der Zeit auch gelernt haben.

B. Friedrich fing nicht zu viel, nicht Alles auf Einmal an.

A. Joseph thats, weil für ihn so viel, ja Alles zu thun war. Vielleicht ahndete er, daß er nicht lange leben würde; zudem verwickelte ihn Eins ins andre; er glaubte, nichts könne ganz geschehen, wenn nicht Alles begonnen würde. Hatte er darinn so ganz Unrecht?

B. Nicht Unrecht; aber es ging über Menschenkräfte. Ueberdem zerstreuete Friedrich sich nicht; er reisete nicht —

A. Dem Kaiser waren diese Zerstreuungen Belehrung; sie waren ihm das einzige Vergnügen, seiner Gesundheit selbst unentbehrlich.

B. Friedrich, der in jüngern Jahren zu reisen außerordentliche Lust hatte, entsagte, sobald er Regent war, allen Reisen in fremde Länder; er betrachtete sich als Steuermann auf dem Schiff

seiner Staaten. So angenehm er in Gesellschaften hätte werden können; so begnügte er sich dennoch an Einer Gesellschaft weniger erlesenen Freunde, und wählte sich eine andre noch einsamere Ergötzung, die er unausgesetzt, obwohl sehr regelmäßig trieb, ja die ihm bald so unentbehrlich ward, als den Morgenländern das Opium —

A. Sie meynen die Lectüre?

B. Die Lectüre und Schriftstellerei; das Lesen und Schreiben; beide sind von einander auch vielleicht unzertrennlich. Durchs Schreiben lernt man lesen und hören; durchs Hören lernt man schreiben, und wird dazu getrieben, begeistert.

A. Ob das aber einen Regenten nicht zu sehr zerstreuen möchte? Kaiser und Autor?

B. Autor muß ein Kaiser und jeder Regent unausbleiblich werden, indem er Gesetze, Verordnungen bekannt macht. Soll er also nur vor fremde Werke seinen Namen schreiben, so schreibet er sie meistens nur vor Werke, deren er sich selbst schämet.

A. Das war Josephs Fall nicht. Er schrieb selbst Gesetze.

B. Und großentheils vortrefliche. Glauben Sie aber, daß das ewige Gesetzschreiben einem Regenten gnug ist, zur geistigen Erheitrung, zur Verjüngung seiner Seele? Friedrich las und schrieb blos und allein zu Bildung seines Geistes, zur Erfrischung und Ordnung seiner Gedanken: dann vergaß er Politik und Staatssorgen. Er lebte unter den Alten, dachte mit ihnen, mit großen Männern einer edlern Zeit. Er stärkte sich damit in jener hohen Einfalt vester Grundsätze und der Erfüllung seiner Pflichten; er ward selbst ein Alter —

A. Welches alles freilich dem immer-thätigen Joseph entgehen mußte! —

B. Ihn, scheint es, hatte die Muse, als er gebohren ward, mit ihrem himmlischen Auge nicht gesegnet. Jesuiten hatten ihn nicht gelehrt, was Friedrich in der schweren Schule seiner Jugend durch eignen Aufschwung seines Geistes sich selbst lehrte.

A. Von Schriftstellern soll er überhaupt nicht groß gedacht haben.

B. So wenig groß, daß er den ganzen Bücherhandel für einen Käsehandel ansah. Ihm war also die Hauptquelle der innern

17. sie, Suphan verbesserte „ihn". — 30f. Ihn ... gesegnet, Anspielung auf Horaz' Oden, IV, 3. D.

höheren Freude und Ermunterung versagt, aus welcher Friedrich schöpfte. Er wußte nur in unsrer Zeit zu leben; daher auch sein Zeitalter unklaßisch geblieben.

A. Es hat indessen doch vortrefliche Schriftsteller in Wien, in Böhmen, selbst in Ungarn unter ihm gegeben.

B. Unter ihm; aber nicht durch ihn.

A. Bei Friedrich mochte das derselbe Fall seyn.

B. Friedrich fand die Literatur seiner Länder auf einem Fuß, daß sie sich selbst forthelfen konnte. Sie war sogar gegen die Barbarei seines Vorgängers bestanden; mithin, sobald Er nur die Freiheit zu denken nachließ, und selbst einen großen, edlen Geschmack zeigte; so eiferte man nach, ja man flog voran.

A. Auch Joseph verstattete die Freiheit zu denken.

B. Vortreflich; und noch edler, daß er sie nie zurückrief, wenn die Freiheit gleich Frechheit ward, und ihn selbst antastete. Möge dieser große Geist sich auf seine Nachkommen fortbreiten! Damit aber erfüllte Joseph die Hoffnungen lange nicht, die man fast unglaublich von ihm hatte —

A. Ueberspannte Hoffnungen!

B. Nicht überspannte; weil alles für ihn bereit stand und nur auf seinen Wink wartete. Welch ein Zeitalter hätte Joseph erwecken können, für sich und für andre! Bei dem unendlich vielen, was er sah, übersah er dieses.

A. Der deutschen Sprache und Schaubühne indeß hat er doch genutzet.

B. Ich glaube es. Und wie viel andern hätte er mit der leichtesten Mühe nutzen können, wenn ihm von Kindheit auf der Geschmack daran beigebracht wäre! Unglücklich ist ein künftiger Regent, dem in seiner Jugend der Quell verschloßen oder trübe gemacht wird, der ihm in seiner künftigen, ewig zerstreuenden und ermüdenden Laufbahn doch allein die schönste Erquickung geben kann und muß. Nur durch die Wissenschaften gewinnt ein Regent das Maas seiner selbst, eine Sammlung seiner Gedanken, ein geistiges Organ die Dinge anzusehen und zu genießen. Ohne Liebe zur Wissenschaft bleibt er ein sinnlicher Mensch, dem bei aller seiner Thätigkeit von außen in entscheidenden Fällen dennoch das innere Auge, das innerste Herz zu fehlen scheinet.

(Hier verbreitete sich unser Gespräch auf einzelne verdiente Männer in den Oesterreichischen Staaten, auf die reiche Ernte, die

in diesem weiten Felde für die künftige Zeit zu erwarten stehet; endlich beschieden wir uns auf den morgenden Tag zu dieser Stunde wieder auf diesen angenehmen Hügel. Und wir setzten das Gespräch fort:)

* * *

B. Mich dünkt, aus unserm gestrigen Gespräch erhellete, daß Joseph dem alten Könige nicht in Allem, nicht im Vornehmsten nachgeeifert habe; wissen Sie etwas anderes, worinn dieser ihm schädlich gewesen?

A. In dem Kriegs- in dem Eroberungsgeist, den er ihm wider Willen einflößte.

B. Friedrich ihm? So viel ich weiß, war seit dem siebenjährigen Kriege dem großen Könige die Lust zu kriegen ganz vergangen; er suchte und predigte Frieden. Zur Theilung Polens that nicht Er den Vorschlag; und als er ihn annahm, begnügte er sich mit dem kleinsten Theil des Erwerbes. Seinetwegen hätte Joseph immer in Ruhe regieren, und seine Staaten ordnen können; ja als er nach Bayern griff, setzte eben Friedrich sich seinem Länder-Erwerb blos in der Absicht entgegen, daß künftig ein so böser Zunder zu Kriegen, der Länder-Erwerb, in Deutschland nicht mehr statt haben sollte. Mich dünkt, dieser Habgeist dorfte Joseph nicht eben anderswo herkommen; leider war er ja die ererbte Politik des Habsburgischen Hauses. Joseph dachte, wie bekannt ist, an die Länder, die Oestreich hatte aufopfern müssen, und vergaß, wie es zu manchen Ländern gekommen sey. Offenbar war auch, wenigstens im damaligen Moment, der Zeitgeist für dergleichen Erwerbe nicht gestimmt. Mit seinen Ansprüchen auf Bayern und die Schelde verlor der Kaiser das Zutrauen Europa's; mit Anmaßungen in Deutschland verlor er das Zutrauen des Reichs, vielleicht mehr, als ers verdiente. Mit dem traurigen Türkenkriege endlich —

A. Denken Sie nicht an diesen Krieg! Feldherrn, Freunde, Gesundheit, Ruhe und Leben opferte der zu freigebige Bundsgenoß einem Feldzuge auf, der ihm vielleicht hätte fremde seyn mögen.

B. Und fremde seyn müssen, da die innere Einrichtung seines Reichs, sein männlich großes Werk alle seine Kräfte foderte. Jetzt, indem er die Krimm durchwanderte, wohin nie ein Römischer

Kaiser gekommen war, und nie einer zu einem solchen Zweck hätte kommen mögen, fingen die Niederlande an zu glühen.

A. Und im unglücklichen Türkenkriege loderten fast alle Provinzen in hellen Flammen auf. Verwünscht seyn überhaupt alle Eroberungskriege! Aus dem civilisirten Europa wenigstens sollten sie durch einen *allgemeinen Fürstenbund* alle verbannt seyn. König Friedrich mit seinem eroberten Schlesien, das er durch seinen siebenjährigen Krieg schwer gnug vertheidiget hat, möge die Reihe der Eroberer, als beinah unübertreflich, schließen!

B. So werden auch in Friedenszeiten die deßhalb gemachten drückenden Anstalten aufhören. Glauben Sie, m. Fr., reine Bemühungen zum Besten der Menschheit können in einem Staat schwerlich gedeihen, so lange der Eroberungsgeist die Fahne schwingt, und die erste Staatslivrei träget. Wir sind sodann und bleiben, was wir bereits zu Tacitus Zeit waren, „auch im Frieden zum Kriege gewaffnete Barbaren".

A. Das Lob des Kriegshelden gebe ich gern auf, und beklage vielmehr, daß Joseph diesen Dienst auch persönlich sich so sauer werden ließ, als selten ein gemeiner Soldat thun würde.

B. Friedrich war nie Soldat; er war Feldherr.

A. So wollen wir denn lieber von Josephs Feldzügen gegen den *Aberglauben*, gegen die *Intoleranz* und *Pfäfferei* reden. Hier ist doch sein Verdienst unstreitig.

B. Unstreitig; ich hoffe auch unsterblich.

A. Es ward ihm auch sauer gnug. Die Hyder gewann immer neue Köpfe. Und doch war im Meisten seine Absicht eben so unverkennbar, als gerecht, nützlich, unentbehrlich. Was war z. B. rechtmäßiger, als daß er die Geistlichkeit seines Landes fremder Gerichtsbarkeit, die Sünden seines Landes fremder Dispensation entnahm?

B. Oder billiger, als die Freiheit, die er der Büchercensur gab?

A. Oder pflichtmäßiger, als daß er die Klöster verminderte, und den Unterricht des Volks vermehrte?

B. Oder rühmlicher, als daß er alle Religionspartheien vor Bedrückungen schützte? Aber, m. Fr., wer hätte ihm bei diesem Allen die Hände binden können?

15f. *auch ... Barbaren*, Tacitus, Germania c. 31: nam ne in pace quidem cultu mitiore mansuescunt. Er sagt es von den Chatten.

A. Sie kennen die Hyder nicht!

B. Wenn der Kaiser es unverrückt gewollt, wenn er bei jedem Schritt, den er thun wollte, die Folgen überdacht, die Auskunft gegen sie zum voraus bestimmt, so viel möglich, alle Aergernisse vermieden, sodann aber auch ruhig den Bann oder das Interdict erwartet hätte.

A. Dazu wäre es wohl nie gekommen; die innern Verdrießlichkeiten und Unordnungen aber waren desto größer.

B. Laßen Sie es uns gestehen; an denen der Kaiser zum Theil selbst Schuld war. Durch Nachgeben, durch Aergernisse, durch unvorgesehene Folgen u. f. Ueberhaupt scheinet es, daß er bei der Religionsänderung auf keinen vesten Grund gebauet habe; alles blieb schwankend, und die harte Behandlung der Deisten in Böhmen —

A. Diese war eine Uebereilung!

B. Nein! es war eine Folge des Unwillens, daß sich diese Leute von ihm selbst nicht bekehren laßen wollten. Ein andrer Regent hätte sich gefreuet, ein Völkchen solcher Art zu finden; und wenn ers mit seinem Schutze beehrt hätte, würde er hie und da vielleicht nicht unverwerfliche Funken erweckt haben. Jetzt ward der Name, den Jeder hochschätzen muß, er sey Christ, Jude, Türk, Heide, der Name Deist, vom toleranten Joseph gemißhandelt; das thut mir weh, für ihn selbst und zum Besten der Menschheit.

(Hier verbreitete sich das Gespräch abermals auf mehrere Anstalten des Kaisers, auf die Beschaffenheit und die Vertheidiger seines Kirchenrechts u. f.; am folgenden Tage endlich kamen wir zu den Hauptmerkwürdigkeiten seiner Regierung.)

A. Daß Joseph sich des unterdrückten Landmanns annahm, wird also wohl sein größester Ruhm bleiben.

B. Sein größester, und wahrlich ein humaner Ruhm. Golden sind die Grundsätze, die er in mehreren Befehlen äußert: „Ist es nicht Unsinn, zu glauben, sagt er, daß die Obrigkeiten das Land beseßen, bevor noch Unterthanen waren, und daß sie das Ihrige unter gewissen Bedingungen an die letztern abgetreten haben? Müßten sie nicht auf der Stelle vor Hunger davon laufen, wenn niemand den Grund bearbeitete? Eben so absurd wäre es, wenn sich ein Landesfürst einbildete, das Land gehöre ihm und nicht Er dem Lande zu; Millionen Menschen seyn für ihn, und nicht Er für sie gemacht, um ihnen zu dienen."

A. Aehnliche Stellen sind in allen seinen Befehlen. Er kannte den Quell des Verderb'ens, und nahm sich seiner bis auf den Grund an. Jede Saite des menschlichen Elends hat er berühret.

B. Daß Joseph dies that, bleibt sein ewiger Ruhm, wenn er gleich nicht allenthalben durchdrang. Seine Verordnungen gegen die Leibeigenschaft, über Majorate, Steuern u. f. enthalten so viel Merkwürdiges, daß eine spätere Zeit gewiß beßer und sichrer verfolgen wird, was Er hie und da übereilt angab. Vielleicht trauete er gelesenen Theorien zu sehr, that große Schritte, und lebte nicht lange gnug, seine Schritte zu behaupten.

A. Welchen Widerstand hat er auch hierinn erfahren!

B. Einen größeren, als ihm selbst die Pfaffen in *ihrem* Kreise entgegensetzen konnten. *Der* Widerstand wird immer wieder kommen, sobald ein Regent sich des Landmanns annimmt, zumal in denen von Slavischen Nationen bewohnten Ländern. Hier gilts aber, was Kaiser Siegmund sagte: „wer über ein Ding nicht springen kann, muß drunter wegkriechen"

A. Das dünkte Joseph nicht der königliche Weg.

B. Drum ist er auch dem Sprunge erlegen. Alles, m. Fr., läßt sich in der Welt nicht auf Einmal, nicht mit Gewalt ausführen, dazu ohne Gehülfen, ohne Werkzeuge, woran es dem Kaiser so sehr fehlte.

A. Das wundert mich indeß, daß er auch das *Volk* nicht mehr gewann, gegen welches er doch so popular war. Er suchte das Beste desselben so entschieden! —

B. Stieß aber dabei auch das Volk in Manchem so vor die Stirn, beleidigte unschuldige, ja angenehme Vorurtheile desselben so sehr, daß der arme Haufe von Pfaffen und andern sich gegen seinen eignen Wohlthäter selbst ins Netz jagen ließ.

A. Welche unschuldige Vorurtheile des Volks hat er beleidigt?

B. Aus vielen führe ich nur wenige an; zuerst das Vorurtheil der *Sprache*. Hat wohl ein Volk, zumal ein uncultivirtes Volk etwas Lieberes, als die Sprache seiner Väter? In ihr wohnet sein ganzer Gedankenreichthum an Tradition, Geschichte, Religion und Grundsätzen des Lebens, alle sein Herz und Seele Einem solchen Volk seine Sprache nehmen oder herabwürdigen, heißt ihm sein einziges unsterbliches Eigenthum nehmen, das von Eltern auf Kinder fortgeht.

A. Und doch kannte Joseph mehrere dieser Völker persönlich und sehr genau.

A. Um so mehr ists zu verwundern, daß er den Eingriff nicht wahrnahm, den er sich damit in ihre beliebtesten Rechte erlaubte. „Wer mir meine Sprache verdrängt, (glaubt der Idiot nicht ungründlich,) will mir auch meine Vernunft und Lebensweise, die Ehre und Rechte meines Volks rauben.“ Wahrlich, wie Gott alle Sprachen der Welt duldet, so sollte auch ein Regent die verschiednen Sprachen seiner Völker nicht nur dulden, sondern auch ehren.

A. Er wollte aber eine schnellere Betreibung der Geschäfte, eine schnellere Cultur bewirken.

B. Die beste Cultur eines Volks ist nicht schnell; sie läßt sich durch eine fremde Sprache nicht erzwingen; am schönsten, und ich möchte sagen, einzig gedeihet sie auf dem eignen Boden der Nation, in ihrer ererbten und sich forterbenden Mundart. Mit der Sprache erbeutet man das Herz des Volks, und ists nicht ein großer Gedanke, unter so vielen Völkern, Ungarn, Slaven, Wlachen u. s. Keime des Wohlseyns auf die fernste Zukunft hin ganz in ihrer Denkart, auf die ihnen eigenste und beliebteste Weise zu pflanzen?

A. Was brauchte Joseph dazu für Hände! Ihm schien es ein größerer Gedanke, alle seine Staaten und Provinzen, wo möglich, zu Einem Codex der Gesetze, zu Einem Erziehungssystem, zu Einer Monarchie zu verschmelzen.

B. Ein Lieblingsgedanke unsres Jahrhunderts! Ist er aber ausführbar? ist er billig und nützlich? Brabanter und Böhmen, Siebenbürger und Lombarden, stehen sie auf Einer Stuffe der Cultur? gehören sie also in Ein Institut der Erziehung? in Einen Codex der Gesetze und Strafen? Gott selbst hat sich eine solche Zusammenschmelzung nicht erlaubt; daher er jedes Volk nach seiner Weise unterrichtet.

A. Leider war der ganze Normalzuschnitt der Collegien und Schulen ein Exjesuitischer, armer Begriff! —

B. Der indessen ganze Völker aufbrachte. Ueber Armseligkeiten solcher Art empörte sich die Universität Löwen, die Niederlande machten dem erregten Feuer gerne Platz; so grif es weiter! —

A. Und doch meinte es auch hierinn Joseph gut mit den Völkern. Was er ihnen gab, war freilich nicht das Beste; aber

doch ein Beßeres, als sie besaßen. Er war selbst nicht beßer erzogen worden.

B. Und seine Gesetzbücher?

A. Mit denen ging er freilich etwas schnell zu Werk.

B. In einer Nothdringenden Sache mußte die Bahn gebrochen werden. Was ich dabei am meisten bedaure, ist, daß Joseph durch manche Gesetze seinen eignen Absichten völlig entgegen zu arbeiten schien.

A. Zum Beyspiel?

B. Z. B. in seinem Criminalcodex die Häufung der Verbrechen gegen den Staat.

A. Dagegen er ja aber die Verbrechen der beleidigten Majestät aufhob.

B. Geringe Aufopferung gegen ein viel größeres Unheil, dem Platz gemacht wurde. Zum Verbrechen gegen den Staat kann alles, auch das kleinste Vergehen gegen die Polizei gemacht werden. Denn was wäre nicht gegen den Staat, sobald man statt der sichtbaren, doch nur leibhaften Majestät, dies willkührliche, unbestimmte Phantom auf den Thron erhöbe?

A. Freilich, auch die Mitleidswerthesten Krankheiten der Natur können sodann zu Rebellen gegen den Staat gemacht werden, z. B. der unglückliche Selbstmord. Der Aermste der Menschen hat sich dem Staat entzogen; mithin müßen alle körperliche Beschimpfungen, die niedrigsten Schläge sein Loos seyn. Was die gütige Natur selbst nicht verhindern konnte, will der Monarch im Namen des Staats durch knechtische Beschimpfungen nicht verhindern, sondern rächen und strafen.

B. Schweigen Sie, Freund. Die Vernachläßigung, ja ich möchte sagen, die Vernichtung des Gefühls für Ehre und Schande hat mich in Josephs Gesetzgebung ganz irre gemacht. Vernichte das Gefühl der Ehre, den Namen der Familie und Verwandten, die den Todten gebührende Achtung u. f.; womit willst du es ersetzen? Die Natur selbst sträubt sich gegen solche Einrichtungen, die Joseph daher bald selbst einschränken, einstellen mußte, oder auch bald unglücklicher Weise nicht einstellte. In wenigen Jahren hätte er auf Straßen und Gaßen zwischen lauter Verbrechern gegen den Staat wandeln müßen; ein fürs Volk, für den Regenten, und für alles, was Mensch oder Halbmensch ist, abscheulicher Anblick! —

A. Ich weiß selbst nicht, wie Joseph bei seinem übrigens guten Herzen zu diesem Mangel an Mitempfindung und Delicateße kam?

B. *Ein* Wort würde Ihnen dies erklären. Können Sie es läugnen, daß bei Joseph der Schein der *Selbstherrschaft* das Meiste, ja Alles verderbte?

A. Kaum wage ichs zu läugnen. Er wollte das Beste, aber er wollte es als *Despot*. Selbst in dem schönen, ich möchte sagen väterlichen Aufsatze, den er an die Chefs seiner Collegien schrieb, von dem wir gesprochen haben, sind davon Spuren.

B. Und die willkührliche Verkürzung zugesicherter Gehalte? könnte manche derselben auch die äußerste Noth entschuldigen?

A. Kaum.

B. Und die Benutzung der Waisengelder für den Staat? Und die Art der Klosteraufhebung und der Veräußerung geistlicher Güter? Und die Verwaltung der Religionskaßen? Und die Conduitenlisten? Und die Verfügungen auf dieselbe? Warum ließ er sich in Ungarn nicht krönen? warum entzog er den Ungarn ihre Krone? Ich könnte noch lange so fragen.

A. Und doch war er in seinem mühseligen Leben nichts weniger, als ein Sardanapal. Er diente dem Staat als Taglöhner, als unabläßiger Werkmann.

B. Wie gefährlich ists, auf der oder jener Stelle, aus der oder jener Fürstengattung zum Thron, zu Thronen *gebohren* zu *seyn*! Eine unglückliche Fee bringt an der Wiege des Prinzen einen unauslöschlichen Queerstrich in die Seele des Kindes, und giebt ihm die schreckliche Verwünschung mit, daß nach Verhältniß der besten Bemühungen des unglücklichen Halbgotts der Queerstrich für ihn selbst und andre unzerstörlich wachse.

A. Unglücklich!

B. Wem unterlag also Joseph? Nicht der Schwachheit der menschlichen Natur; sondern der geglaubten, und von Kindheit auf genährten *Allgewalt des Selbstbeherrschers*. Nicht das Schicksal; die Natur der Dinge, der Wille seiner Unterthanen hat ihn gebeuget.

(Natürlicher Weise ging das Gespräch hier auf eine Menge einzelner Umstände seines Lebens nnd Todes über, die mein Freund wußte; es erhob sich endlich wieder:)

A. Seine Fehler hat Joseph schwer gebüßet —

B. Und in sein Grab genommen; das Gute, das er gewollt und Anfangs weise bewirkt hat, wird, obwohl Eines Theils in zerfallenden Resten, bleiben, und dereinst glücklicher an den Tag treten: denn es ist dem größten Theile nach ein reines Gute zum Ertrage der Menschheit. Er hat es seinen Nachfolgern schwer gemacht —

A. Ich dächte, leicht gemacht: sie dürfen nur seiner Bahn folgen.

B. Vor der Hand schwer gemacht. Er hat an allen Säulen gerüttelt und den Staat beweget. Wer künftig hin eine Säule nur angreift, wird die Aufmerksamkeit aller auf sich ziehen, und man wird ihn durch Liebkosungen und Schreckbilder von dem Werk abzuziehen suchen, das Joseph begann und unmöglich endigen konnte. Er hat die Bedürfniße seiner Staaten tiefer gekannt, als vielleicht kein Regent unsrer Zeiten.

A. Und ämsiger besorgt, als vielleicht kein Regent unsrer Zeiten.

B. Oft ist der Wille größer, als die That; das Unternehmen edler als die Ausführung. Ich weiß nicht, ob viele nach seinem Tode viel zu seinem Lobe schreiben werden; aber was man dazu aus Ansicht der Dinge schreibt, wird die billigere Nachwelt gut heißen, seinen Schatten ehren, und nicht mehr mit Bedauren, sondern mit frohem Erstaunen einst sagen: „auch Er schon sah dies, und wollte!"

A. Kennen Sie seinen Brief, den er im Jahr 1784. an die Stadt Ofen schrieb, als sie ihm eine Ehrensäule setzen wollte? Hier ist er:

„Wenn die Vorurtheile werden ausgewurzelt, und wahre Vaterlandsliebe, und Begriffe für das allgemeine Beste werden beigebracht seyn; wenn Jedermann in einem gleichen Maaße das Seinige mit Freude zu den Bedürfnißen des Staats, zu dessen Sicherheit und Aufnahme beitragen wird; wenn Aufklärung durch verbeßerte Studien, Vereinfachung in der Belehrung der Geistlichkeit, und Verbindung der wahren Religionsbegriffe mit den bürgerlichen Gesetzen; wenn eine bündigere Justiz, Reichthum durch vermehrte Population und verbeßerten Ackerbau; wenn Erkenntniß des wahren Intereße des Herrn gegen seine Unterthanen, und dieser gegen ihren Herrn; wenn Industrie, Manufacturen, und

deren Vertrieb, die Circulation aller Producte in der ganzen Monarchie unter sich werden eingeführt seyn, wie ich es sicher hoffe; alsdann verdiene ich eine Ehrensäule, nicht aber jetzt."

B. Wenn dies alles geschehen ist, bedarf der große Wollende keiner Ehrensäule mehr; sein Unternehmen, sein schwerer Anfang ist ihm allein schon ein Koloß für die Nachwelt.

* * *

So endete unser Gespräch; und die Glocken verhallten. Wünschen Sie nicht auch mit mir ein Leben Josephs zur Lehre für die Nachwelt?

11.

Wie kommt es, m. Fr., daß unsre Poesie, verglichen mit der Poesie älterer Zeiten, an öffentlichen Sachen so wenig Theil nimmt? Die Poesie der Hebräer in den heiligen Büchern ist ganz patriotisch; die Poesie der Griechen nach ihren Hauptarten nahm in den besten Zeiten sehr vielen, die Poesie der Römer einen bei weitem schon geringeren Antheil an öffentlichen Begebenheiten und Geschäften. Seitdem endlich die Barden und Leiermänner ziehender Heere Trompetern und Paukern ihre Stellen überließen, seitdem —

Doch sofern beantworte ich mir die Frage selbst, auf die ohnedem andre bereits geantwortet haben. Wie kommts aber, daß auch seitdem die Dichterei gedruckte Kunst ist, ihr Antheil an der gemeinen Sache zu verschiednen Zeiten so ungleich gewesen, und jetzt sogar gering zu seyn scheinet? Mehrere tapfere Gedichte auch aus unserm Vaterlande von Luther, Opitz, Logau, und nach einem großen Sprunge der Zeiten von Kleist, Gleim, Uz,

25. Martin Opitz (geb. 23. Dez. 1597 zu Bunzlau, gest. 20. Aug. 1639 in Danzig). 1633 erschienen von ihm die 1621 geschriebenen „Trostgedichte in Widerwärtigkeiten des Krieges". — Friedrich von Logau (geb. Jan. 1605 in Schlesien, gest. 24. Juli 1655). Seine Sinngedichte erschienen zuerst 1638, dann 1654. 1759 gaben Lessing und Ramler eine Ausgabe seiner Sinngedichte in zwölf Büchern. — 26. Ewald von Kleist (geb. März 1715, gest. 24. Aug. 1759 zu Frankfurt a. O., bei Kunersdorf verwundet). S. S. 63. — Johann Wilhelm Ludwig Gleim (geb. 2. April 1719 im Halberstädtischen, gest. 18. Febr. 1803). Er schrieb „Preußische Kriegeslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier". „Zeitgedichte" seit 1792 in mehreren kleinen Sammlungen. — Johann Peter Uz (geb. 3. Okt. 1720 zu Ansbach, gest. 12. Mai 1796). S. S. 22.

Klopstock, Stolberg, Bürger u. a. sind uns in Herz und Seele geschrieben; ist diese Muse anjetzt entschlafen? oder hat sie, wie Baal, etwas Anderes zu schaffen, daß sie vom Geiste der Zeit nicht erweckt, das Geräusch um sich her nicht höret?

Mich dünkt, so ist es; sie hat etwas Anderes zu schaffen: schlagen Sie darüber die neueren Dichter nach. Und doch erwarten wir, wenn wir von einem neuen Dichter hören, zuerst und vor Allem ein Wort des Herzens zum Herzen, einen Laut der allgemeinen Stimme, des Wunsches und Strebens der Nationen, den Hauch und Nachklang des mächtigen Zeitgeistes.

Der göttliche Mund der Muse ist in aller Welt gepriesen. Sie darf Dinge sagen, die die Prose nicht zu sagen wagt, und flößet sie unvermerkt in Herz und Seele. Gab sie der Fabel einst jenen lieblichen Ton, jene Süßigkeit, nach welcher wir auch nach Jahrtausenden noch, wie nach einer Erquickung lechzen: wie? und sie sollte der auf uns dringenden Wahrheit wenigstens einen gefälligen Anzug, eine einladende Gestalt nicht zu geben vermögen?

Oft beunruhigen mich in meiner Einsamkeit die Schatten jener alten mächtigen Dichter und Weisen. Jesaias, Pindar, Alcäus, Aeschylus stehen als gewaffnete Männer vor mir, und fragen: „was würden wir in euren Zeiten gedacht, gesagt, gethan haben?“ Luthers edler Schatte schließet sich an sie an, und wenn die Erscheinung vorüber ist, finde ich um mich Oede.

Gewiß, meine Freunde, wir wollen auf Alles merken, was uns der göttliche Bote, die Zeit, darbeut. Keiner ihrer edlen Laute soll uns entschlüpfen.

Glauben Sie nicht, daß ich damit die armselige Zunft jener Tyrannenbändiger und Regentenwürger zurückwünsche, die vor einigen Jahren ihre Wuth ausließ. Es war Geschrei, darum ists verhallet; ein Nachklang ohne Kraft und Wesen. Die wahre

1. Friedrich Leopold Graf zu Stolberg (geb. 7. Nov. 1750 zu Bramstedt in Holstein, gest. 5. Dez. 1819 zu Sondermühlen bei Osnabrück); Christian Graf zu Stolberg (geb. 15. Okt. 1748, gest. 18. Jan. 1821). Gedichte der Gebrüder Stolberg 1779, Vaterländische Gedichte 1815, Jamben Leipzig 1784. — Gottfried August Bürger (geb. 31. Dez. 1747, gest. 8. Juni 1794). Gedichte 1778, 2te Aufl. 1789. — 10. Zeitgeistes, „A. Gombert in seinen Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands deutschem W.-B. (Beigabe zum Jahresbericht des Gymn. zu Groß-Strehlitz O/S 1882) S. 2: „Da Adelung das Wort noch nicht hat, so dürfen wir es bis auf weiteres als ein zuerst von Herder gebrauchtes ansehen.“ Häufiger begegnet hier und in den zugehörigen älteren Stücken ‘Geist der Zeiten’, ‘Geist der Zeit’. Vgl. Goethes ‘Genius der Zeit’.“ Suphan.

Muse ist sittsam; lene consilium et dat et dato gaudet alma; diesen sanften Rathschluß empfing sie vom Himmel und haucht ihn dem Geiste der Zeit ein —

Finire quaerentem labores
Aonio recreat antro.

Hold und schön klingen mir hierüber die Töne der Alten, und ich wünschte, daß wie einst dem Horaz so auch mir die Muse des Simonides, Alcäus, Stesichorus noch ertönte.*) Aber sie liegt im Staube, und wir müßen uns nur an dem, was der Vergessenheit entrann, den Geist erheben und das Herz stärken. Mit unbeschreiblicher Freude habe ich in diesen Tagen jenes feine Echo der Griechen, den Horaz, gelesen und wiedergelesen. Er lebte in einer kritischern Zeit als wir leben, war mit Glück und Person an August und Mäcen gefeßelt; und wie edel, wie stolz und unterrichtend ist seine Muse! Sie bricht die Blüthe der Zeit und schwebt auf den Fittigen ihres reinsten Lufthauches.

---

*) Anspielung auf Horaz Ode 9. B. 4.

Non si priores Maeonius tenet
Sedes Homerus, Pindaricae latent,
Coaeque et Alcaei minaces,
Stesichorique graues camoenae. A. d. H.

1. Horaz' Ode III, 4, V. 41:

Vos lene consilium et datis et dato
Gaudetis, almae (sc. Camenae).

Herder selbst übersetzt dies (s. Hempelsche Ausgabe Bd. 8, S. 30):

Ihr sanften Rath verleihende, freuet euch
Des sanftverleihten Rathes! (S. W. S. XXVI, S. 215.)

— 4 f. Dieselbe Ode V. 37:

Vos Caesarem altum, militia simul
Fessas cohortes addidit oppidis,
Finire quaerentem labores
Pierio recreatis alto.

In Herders Übersetzung:

Den hohen Cäsar, wenn die ermatteten
Cohorten er nun ruhig in Städten barg,
Erquickt Ihr, müde von den Schlachten,
Musen, in Euren geweihten Grotten.
(S. mit kleinen Abweichungen S. W. S. XXVI, S. 215.)

— 17. Auch diese Ode hat Herder übersetzt (s. a. a. O. S. 35, 36). Die Strophe lautet:

Dem Mäoniden ziemet der erste Sitz,
Doch darum schweigen Pindarus' Töne nicht,
Simonides', noch des Alcäus
Droh'nde, Stesichorus' ernste Muse.

12.

Mich dünkt, Ihre Fragen über den geringen Antheil, den die heutige Dichtkunst an den Händeln der Zeit nimmt, haben Sie sich selbst beantworten können: denn der Stoff dazu liegt völlig in Ihrem Briefe.

Schaffen Sie uns den Zustand der Griechen wieder; und Alcäus, Pindar, Aeschylus, sind mit ihnen auch da. In vielerlei Rücksicht aber würden wir diese Zeiten nicht wünschen; und uns dagegen an unserer dichterischen Untheilnehmung begnügen. So wäre es auch in Ansehung der Zeiten Horaz oder gar der Kreuzzieher und Harfner. Opitz und Logau fühlten die Drangsale des dreißigjährigen Krieges; wider ihren Willen mußten sie an dem Elende, das er verbreitete, Theil nehmen; der Widerschein seiner Flammen glänzt in ihren Gedichten. Kleist, Uz und Gleim trafen auf die Zeiten der Preußisch-Oesterreichschen Kriege; alle drei fanden darinn unverwelkliche Lorbeern, der erste aber auch bei vieler Noth, die er als Krieger mit bedrücktem Herzen sah, seinen blutigen Tod. Was diese Dichter uns aus theurer Erfahrung sangen, warum müßte es uns, durch neue Erfahrung theuer erkauft, wieder gesungen werden? Tönt uns Kleists Stimme nicht noch?*)

Ihr, denen zwanglose Völker der Herrschaft Steuer vertrauten,
Führt ihr durch Flammen und Blut sie zur Glückseligkeit Hafen?
Was wünscht ihr, Väter der Menschen, noch mehrere Kinder? Ists wenig
Viel Millionen beglücken? erforderts wenige Mühe?
O, mehrt derjenigen Heil, die eure Fittige suchen,
Deckt sie, gleich brütenden Adlern. Verwandelt die Schwerter in Sicheln,
Erhebt die Weisheit im Kittel und trocknet die Zähren der Tugend.

*) Die folgenden Verse sind aus Kleists erster eigner Ausgabe des Frühlings genommen; wer will, vergleiche sie mit der jetzt gangbaren Ausgabe. A. d. H.

22ff. u. 29f. „Der Frühling" erschien zuerst 1749, in Umarbeitung 1756, Ramlers erste Ausgabe 1760. S. „Ewald von Kleists Werke, herausg. von A. Sauer, I. Teil". In der Ausgabe von 1749 bilden die zitierten Verse V. 128—137 (Ausgabe Sauer S. 182), drei Verse sind ausgelassen. Ausgabe von 1756 V. 87—94 (Sauer S. 212, 213). In dieser Umarbeitung fehlen zwei Verse, also hat H. nur noch einen, wohl ohne Absicht, weggelassen. (Also hat H. vermutlich diese Ausgabe benutzt.) Nach „Sicheln" (V. 6 des Zitats):

„Laßt güldne Wogen im Meer, fürs Land, durch Schifffahrt sich thürmen."

Ramlers Bearbeitung von 1760 (V. 83—94, Sauer S. 340) lautet so:

Ihr, denen unsklavische Völker das Heft und die Schätze der Erde
Vertrauten, ach, tödtet Ihr sie mit ihren eigenen Waffen?
Ihr, Väter der Menschen, begehrt Ihr noch mehr glückselige Kinder,
So kauft sie doch ohne das Blut der erstgeborenen! — Hört mich,

Die rührende Stimme seines Grab- und Geburtsliedes, seine Sehnsucht nach Ruhe, sein Abschied hinter Cißides und Paches tönt noch jedem Leser ins Herz, nachdem der Dichter die Gesinnungen seiner Seele mit Leben und Blut versiegelt. So ists mit den patriotischen Oden Uz, Klopstocks; und der Preußische Kriegssänger ist eben sowohl Volks- Friedens- Staatssänger geworden, hat bis auf die neuesten Zeiten fast an jeder großen Angelegenheit Antheil genommen, die seinem Gesichtskreise irgend nur nahe lag*) — —

Aber, m. Fr., nach unsrer Lage der Dinge halte ich das zu nahe, zu starke Theilnehmen der Dichter an politischen Angelegenheiten beinahe für schädlich. Zubald nimmt der Dichter einseitige Parthei, und thut der besten Sache, (geschweige einer schwachen, wankenden) mit dem besten Willen Schaden. Dadurch schwächt er die gute Wirkung seiner Gedichte selbst: denn in kurzem ist die Situation der Zeit vorüber; man siehet die Dinge anders an; man behandelt ihn als einen abgekommenen Barden. Also bleibe die Poesie in ihrem reinen Aether, der Sphäre der Menschheit,

Coetusque vulgares et udam
Spernat humum fugiente penna.

In diesem höheren, freieren Raume begegnen sich alle politische Meinungen als Freundinnen und Schwestern: denn im Elysium wohnt keine Feindschaft.

*) Seitdem sind Gleims Zeitgedichte in einer Sammlung erschienen, (1792.) die keinem, der am Geiste der Zeit Antheil nimmt, unintereßant seyn kann. A. d. H.

Ihr Fürsten, daß Gott Euch höre! Gebt seine Sichel dem Schnitter,
Dem Pflüger die Rosse zurück! Spannt Eure Segel dem Ost auf
Und erntet den Reichtum der Inseln im Meer! Pflanzt menschliche Gärten,
Setzt kluge Wächter hinein! Belohnt mit Ansehn und Ehre
Die, deren nächtliche Lampe den ganzen Erdball erleuchtet!
Forscht nach in den Hütten, ob nicht, entfernt von den Schwellen der Großen,
Ein Weiser sich selber dort lebt und schenkt ihn dem Volke zum Richter!
Er schlage das Laster im Palast und helfe der weinenden Unschuld.

19f. Horaz' Ode III, 2:

Virtus recludens immeritis mori
Caelum negata tentat iter via,
Coetusque volgares et udam
Spernit humum fugiente penna.

Herders Übersetzung (Hempelsche Ausgabe Bd. 8, S. 41):

Die Tugend, auf schleußt Todesunwerthen sie
Den Himmel, wandelt sicher, wo Niemand ging,
Verschmähet Pöbelwahn und seichte
Niedre, mit Fittigen auf sich schwingend.
(S. W. S. XXVI, S. 213.)

Sehr gut also, daß unsre Musenalmanache äußerst wenige politische Oden mit sich führen. Bald würden zween gegen einander im Streit liegen; und überhaupt ists doch nur Spiel, wenn Genien mit Waffen der großen Götter spielen.

Das aber glauben Sie, daß die Poesie als eine Stimme der Zeit unwandelbar dem Geiste der Zeit folge; ja oft ist sie eine helle Weißagung zukünftiger Zeiten. Lesen Sie in Stolbergs Jamben, 1784 gedruckt, (S. 66), den Rath und mehrere Gedichte; lesen Sie mehrere, frühere und spätere Oden Klopstocks, und läugnen noch, daß auch auf Deutschen Höhen oder in ihren Thälern ein prophetischer Geist der Zeiten wehe. Schade nur, daß er nicht vernommen wird: denn um aller Deutschen Redlichkeit willen, welcher Mann von Geschäften läse ein Gedicht, um in ihm die Stimme der Zeit zu hören! —

Wir, meine Freunde, wollen den Garten der Grazien und Musen in der Stille bauen. Verständiger Homer, edler Pindar, und ihr sanften Weisen, Pythagoras, Sokrates, Plato, Aristoteles, Epikur, Zeno, Mark-Antonin, Erasmus, Sarpi, Grotius, Fenelon, St. Pierre, Penn, Franklin, sollt die heiligen Mitbewohner unsrer friedlichen Gärten werden. Das aufschießende Korn bedarf mancherlei Witterung; die Saat in der Erde will Ruhe und milden, erquickenden Regen.

13.

Milden erquickenden Regen wünschet die keimende Saat der Humanität in Europa; keine Stürme. Die Musen wohnen friedlich auf ihren heiligen Bergen, und wenn sie ins Schlachtfeld, wenn sie in die Rathskammern der Großen treten, entbieten sie Frieden. Eine edle würdige That zu loben ist ihnen ein süßeres Geschäft, als alle Flüche Alcäus oder Archilochus auf taube Unmenschen herabzudonnern.

Wenn es z. B. in unsern Zeiten einen Regenten gäbe, der an seinem Theil dem barbarischen Menschen-Erkauf im andern Welttheil entsagte, und damit andern Staaten zu ihrem Erröthen ein Beispiel gab; wenn er nach Jahrhunderten der erste wäre,

der die Sklaverei willkührlicher Frohnen und andre erdrückende Lasten seinem Volk entnahm, und ein andres seiner Völker von eben so drückenden Einschränkungen im Handel befreiete; wenn dieser Regent ein Hoffnungsvoller königlicher Jüngling, und Einrichtungen dieser Art nur das Vorspiel seiner Regierung wären; Heil dem Dichter, der solche Thaten ohne alle Schmeichelei würdig und schön darstellte! Heil jedem Leser und Hörer, der diesem Sänger einer reinen Humanität mit reinem Herzen zujauchzte! Dännemark ist das friedliche, glückliche Land, dem dieser Stern aufgehet: sein Kronprinz ist der königliche Jüngling, der seine Laufbahn also beginnet, und F. L. Stolberg, der Dichter, der ihm hierüber würdig danket.

An den Kronprinzen von Dänemark.

Noch nie erscholl ein Name der Mächtigen
Zu meiner Leier, Jüngling; ich weihte sie
Den Freunden nur und Gott, und süßem
Häuslichen Glück, und der Liebe Thränen,

Und Dir, Natur, im Hain und am Meergestad',
Und Dir, o Freiheit! Freiheit, du Hochgefühl
Der reinen Seelen! Deinen Becher
Kränzt' ich mit Blumen des kühnen Liedes.

Und werd' ihn kränzen, weil eine Nerve mir
Noch zucket! werd' ihn kosten mit zitternder
Und blauer Lippe, wenn des Todes
Hand mir ihn reichet in hehrer Stunde.

Nun wind' ich junge Blumen im Kranze Dir,
O Jüngling, weil du früh es nicht achtetest,
Zu herrschen über Sklaven, weil du
Forschetest, hörtest, beschloßest, thatest!

13 ff. Das Gedicht war erschienen in „Musen-Almanach für 1793. Herausgegeben von Joh. Heinr. Voß" S. 167—171. — 23. zucket, zücket.

Das Joch des Landmanns drückte Jahrhunderte;
Du brachst es! Hör es, heiliger Schatte du
Von meinem Vater, der das Beispiel
Diesseit der Eider und dann am Sund gab*).

Du brachst es, Jüngling! wandtest erröthend dich
Vom Dank des Landes, sahst auf dem Ocean
Der Handlung Bande, die des Neides
Hand und der Habsucht im Finstern knüpfte:

Zerrißest leicht wie Spinnengewebe sie,
Daß nicht die stolze Fichte des Normanns mehr
Dem Bruderhafen huldigt, eh sie
Schwellende Segel dem Ostwind öffne.**)

Nicht gleiche Gaben spendet des Vaters Hand
Den Völkern Eisen starret im Schachte dort,
Hier wanken Aehren, unsres Tisches
Freude gedeihet auf fernen Bergen.

Zum freien Tausche ladet der Vater ein;
Doch schmiedet, hart und klügelnd, der blinde Mensch
Dem Tausche Zwang; der biedre Normann
Kaufte sein Brod auf verengtem Markte.

Nun reifen fremde Saaten für ihn, wenn früh-
Erwacht der Winter auf dem Gebürge sich
Ausstrecket und von starrer Schulter
Glänzende Flocken in Thäler schüttelt.

Ich sah dich handeln, Jüngling, und freute mich,
Doch nur mit halber Freude. Lud Danien
Nicht häufend noch auf seine Schulter
Fluch des zertretnen, zerrißnen Volkes,

*) Des Dichters Vater war der erste in Holstein, der den Bauern seines Guts Freiheit und Eigenthum gab. Die Königin Sophia Magdalena aus dem Hause Brandenburg, Großmutter des jetzigen Königs von Dännemark, gab den Bauern des Amts Hirschholm auf seinen Rath, und nach der Einrichtung, die er Trotz aller in den Weg gelegten Schwierigkeiten mit Muth durchsetzte, Freiheit und Eigenthum.

**) Den Norwegern ist die Ueberfahrt nach Westindien leichter als den Dänen, deren Schiffe der Kategat oft aufhält. Jene dieses Vortheils zu berauben, verpflichtete man die Schiffer, vor der Fahrt nach Westindien erst in Koppenhagen einzulaufen. Man nannte das, *sich präsentiren*.

29 u. 34. Die Anmerkungen sind von Stolberg. Doch schreibt dieser in der ersten: Mein Vater.

Uneingedenk der heiligen Lehren, und
Für jene Ader fühllos, die Gottes Hand
Im Herzen spannte, daß sie klopfend
Unrecht und Recht und Erbarmen lehre?

Von Menschen kaufte Menschen der Mensch, und ward
Ein Teufel! — Wer vermag den getrübten Blick
Zu heften auf des armen Mohren
Elend und Schmach und gezuckte Geißel?

Aufs schwangre Weib, das jammernd die Hände ringt
Am krummen Ufer; — Thränenlos starret sie
Dem fernen Segel nach; noch schallt ihr
Dumpf in den Ohren das Hohngelächter

Des Treibers, noch der klirrenden Kette Klang,
Und ihres Mannes Klage, das Angstgeschrei
Der jüngsten Tochter, die der Wütrich
Ihr aus umschlingenden Armen losriß. —

Du setzest Ziel dem Gräuel, ein nahes Ziel!
Erröthend staun' und ahme dem Beispiel nach
Der Britte, will er werth der Freiheit
Seyn, die auf Weisheit und Recht sich gründet.

Gott setze deinen Tagen ein fernes Ziel,
O Jüngling! keins dem Segen, der dein einst harrt.
Sei deinen Tausenden noch lange
Bruder! Nur Einer ist Aller Vater.

F. L. Gr. z. Stolberg.

Wenn mehrere solcher Gesänge über Anläße solcher Art uns zukommen, meine Brüder: so wollen wir einander unsre Freude ja mittheilen: denn besangen Horaz und Pindar je ein edleres Thema edler?

8. gezuckte, gezückte. — 18. dem, dein.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Zweite Sammlung.

Riga, 1793.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt

der zweiten Sammlung.

14.

Mehrmals finde ich in Ihren Briefen den Geist der Zeit genannt; wollen wir uns einander nicht diesen Ausdruck aufklären?

Ist er ein Genius, ein Dämon? oder ein Poltergeist, ein Wiederkommender aus alten Gräbern? oder gar ein Lufthauch der Mode, ein Schall der Aeolsharfe? Man hält ihn für Eins und das Andre.

Woher kommt er? wohin will er? wo ist sein Regiment? wo seine Macht und Gewalt? Muß er herrschen? muß er dienen? kann man ihn lenken?

Hat man Schriften darüber? Wie lernt man ihn aus der Erfahrung kennen? Ist er der Genius der Humanität selbst? oder dessen Freund, Vorbote, Diener?

15.

Warum sollte ich Ihnen auf Ihren lakonischen Brief nicht eben so räthselhaft antworten, als Sie gefragt haben?

„Was ist der Geist der Zeiten?" Allerdings ein mächtiger Genius, ein gewaltiger Dämon. Wenn Averroës glaubte, daß das ganze Menschengeschlecht nur Eine Seele habe, an welcher jedes Individuum auf seine Weise, bald thätig, bald leidend Theilnehme: so würde ich diese Dichtung eher auf den Geist der Zeit anwenden. Wir stehen alle unter seinem Gebiet bald thätig, bald leidend.

„Ist er ein Schall der Aeolsharfe? ein Lufthauch der Mode?" Die flüchtige Mode ist seine unächte Schwester; er ist ihr nicht gewogen, lernt aber auch von ihr, und hat mit ihr zuweilen lehrreichen Umgang. Desto entschiedner hasset er seinen wahren Feind

19. Averroës (Ibn Roschd), der letzte arabische Aristoteliker. (1126—1198)

und Verläumder, den Geist des Aufruhrs, der Zwietracht, den unreinen, abgeschmackten Pöbelsinn und Wahnsinn. Wo dieser sich hören läßt, in welchen Gesellschaften und Kreisen er ihn auch nur vermuthet, flieht er vor ihm und verachtet selbst die Lehre aus seinem Munde. Die Stimme des geläuterten Zeitgeistes ist verständig, überredend, sanft, freundlich. Bald läßet er sich wie ein Laut auf der Aeolsharfe hören; bald tönt sie in vollen Chören. Der geläuterte Geist der Zeiten (möchte ich mit jenem alten Buche sagen,) ist „heilig, einig, mannichfalt, scharf und behende, rein und klar, ernst und frei, wohlthätig, leutselig, vest, gewiß, sicher. Er vermag alles, siehet alles, und gehet durch alle Geister, wie verständig, lauter und scharf sie sind."

„Woher kommt er?" Wie sein Name sagt, aus dem Schoos der Zeiten. Der menschlichen Natur einwohnend hatten ihn einst in unserm rauheren Klima die Pfäfferei und der wilde Kriegsgeist lange unterdrückt gehalten; sie schlossen ihn ein in Hölen, Thürme, Schlösser und Klöster. Er entkam; die Reformation machte ihn frei; Künste und Wissenschaften, am meisten aber die Buchdruckerei gaben ihm Flügel Seine ernste Mutter, die *selbstdenkende Philosophie* hat ihn, zumal an den Schriften der Alten, unterwiesen; sein ernster Vater, der mühsame *Versuch* hat ihn erzogen, und durch die Vorbilder der würdigsten, größten Männer gereift und gestärket. Er ist kein Kind mehr, wiewol er bei jeder neuen Begebenheit ein Kind scheinet; alle Erfahrungen voriger Zeiten sind in seine Seele gedrückt, sind auf seine Glieder verbreitet.

„Wohin will er?" Wohin er kommen kann. Er hat aus den vorigen Zeiten gesammlet, sammlet aus den jetzigen, und dringt in die folgenden Zeiten. Seine Macht ist groß, aber unsichtbar; der Verständige bemerkt und nutzt sie; dem Unweisen wird sie, meistens zu spät, nur in erfolgten Wirkungen glaubhaft.

„Muß der Geist der Zeit herrschen oder dienen?" Er muß beides an Stelle und Ort. Der Weise giebt ihm nach, um zu rechter Zeit ihn zu lenken; wozu aber eine sehr behutsame, sichre Hand gehöret. Indessen wird er offenbar gelenkt; nicht von der Menge, sondern von wenigen, tiefer als andre blickenden, standhaften und glücklichen Geistern. Oft leben und wirken diese in

8. *jenem alten Buche*, Buch der Weisheit 7, 22f. D.

der größesten Stille; aber Einer ihrer Gedanken, den der Geist der Zeiten auffaßt, bringt ein ganzes Chaos der Dinge zur Wohlgestalt und Ordnung. Glücklich sind Die, denen die Vorsehung solch einen erhabnen Platz gab, in welchem Stande sie auch leben; selten wird dieser Platz durch Mühe erstrebt, selten durch lautes Geräusch angekündigt, meistens nur in Folgen bemerkt; oft müssen die großen Lenker auch viel wagen, viel leiden.

„Hat man Schriften über den Geist der Zeiten?" Das weiß ich nicht; am besten lernt man ihn aus Geschichten, die im Geist ihrer Zeiten geschrieben sind und aus der Erfahrung kennen, wo Eins das Andre erläutert. Ohne nachdenkende Erfahrung versteht man die Bücher nicht; diese wiederum machen uns auf den lebendigen Geist der Zeiten aufmerksam. Das Rad rollet fort, ist immer dasselbe, und zeigt immer eine andre Seite.

„Geist der Zeiten, ist er der Genius der Humanität selbst; oder dessen Freund, Vorbote, Diener?" Ich wollte, daß er das Erste wäre, glaube es aber nicht; das Letzte hoffe ich nicht nur, sondern bin dessen fast gewiß. Daß er ein Freund, ein Vorbote, ein Diener der Humanität werde, wollen auch wir an unserm unmerklichkleinen Theile befördern.

16.

Schwerlich wird unser Freund mit der räthselhaften Auflösung seines Räthsels befriediget seyn; also darf ich in einem offenern, wenn auch etwas schwerern Tone fortfahren.

Was Geist ist, läßt sich nicht beschreiben, nicht zeichnen, nicht mahlen; aber empfinden läßt es sich; es äußert sich durch Worte, Bewegungen, durch Anstreben, Kraft und Wirkung. In der sinnlichen Welt unterscheiden wir Geist vom Körper, und eignen Jenem alles das zu, was den Körper bis auf seine Elemente beseelet, was Leben in sich hält und Leben erwecket, Kräfte an sich zieht und Kräfte fortpflanzet. In den ältesten Sprachen also ist Geist der Ausdruck unsichtbarer strebender Gewalt; dagegen Leib, Fleisch, Körper, Leichnam entweder die Bezeichnung todter Trägheit, oder einer organischen Wohnung, eines Werkzeuges, das der einwohnende Geist als ein mächtiger Künstler gebrauchet.

Die Zeit ist ein Gedankenbild nachfolgender, in einander verketteter Zustände; sie ist ein Maas der Dinge nach der Folge unsrer Gedanken; die Dinge selbst sind ihr gemessener Inhalt.

Geist der Zeiten hieße also die Summe der Gedanken, Gesinnungen, Anstrebungen, Triebe und lebendigen Kräfte, die in einem bestimmten Fortlauf der Dinge mit gegebnen Ursachen und Wirkungen sich äußern. Die Elemente der Begebenheiten sehen wir nie; wir bemerken blos ihre Erscheinungen, und ordnen uns ihre Gestalten in einer wahrgenommenen Verbindung.

Wollen wir also vom Geist unsrer Zeit reden: so müssen wir erst bestimmen, was unsre Zeit sei, welchen Umfang wir ihr geben können und mögen. Auf unsrer runden Erde existiren auf einmal alle Zeiten, alle Stunden des Tages und Jahres, vielleicht auch alle Zustände des menschlichen Geschlechts; wenigstens können wir voraussetzen, daß sie existirt haben und existiren werden. Alle Modificationen wechseln auf ihr, haben gewechselt und werden wechseln, nachdem der Strom der Begebenheiten langsamer oder schneller die Wellen treibet.

Wenn wir uns demnach auf Europa bezirken: so ist Europa auch nur ein Gedankenbild, das wir uns etwa nach der Lage seiner Länder, nach ihrer Aehnlichkeit, Gemeinschaft und Unterhandlung zusammenordnen. Denken wir uns das einst oder jetzt katholische, oder überhaupt das christliche Europa: so ist auch in ihm nach Ländern und Situationen der Geist der Zeit sehr verschieden. Er ändert sich sogar mit Classen der Einwohner, geschweige mit ihren Bedürfnissen, Neigungen und Einsichten. Ein einziger Umstand, eine vielleicht falsche oder übertriebene Nachricht, kurz ein Wind und Wahn stimmt oft die Denkart und Meinung eines ganzen Volkes.

Wenn also unser Freund vom Geist der Zeiten als einem verständigen, scharfen, klaren Wesen sprach: so kann er damit nur die Grundsätze und Meinungen der scharfsichtigsten, verständigsten Männer gemeint haben. Sie machten sich vom Wahne des Pöbels los, und lassen sich nicht nach jedem Winke lenken. So wenig ihrer hie und da seyn mögen; um so vester sind sie in sich selbst, um so standhafter hangen sie mit andern zusammen, und bilden allerdings eine Kette im Fortgange der Zeiten. Das Lesen der Alten und Neuern, Gespräche und eine gemeinschaftliche Bemerkung dessen, was vorgegangen ist und täglich vorgeht, binden

sie vest und vester an einander; sie machen wirklich eine unsichtbare Kirche, auch wo sie nie von einander gehört haben. Diesen Gemeingeist des aufgeklärten oder sich aufklärenden Europa auszurotten ist unmöglich; wozu wäre aber auch die unnütze Mühe? Je aufgeklärter er ist, gewiß desto weniger ist er schädlich. Wo er irrt, kann er nur durch Wahrheit, nicht durch Zwang gebessert werden: denn Geist allein kann mit Geist kämpfen.

Erlauben Sie mir zu Ende meines Briefes auch ein Räthsel. Irre ich nicht, so sind *drei Hauptbegebenheiten* oder Epochen *Europa's*, an denen dieser Europäische Weltgeist haftet. Eine ist längst vorüber; sie dauerte fünf- bis achthundert Jahre und kommt hoffentlich nie wieder. Die zweite ist geschehen und geht in ihren Wirkungen fort; ihr Werth ist anerkannt und muß, der Natur der Sache nach, immer mehr anerkannt werden. Ueber der dritten brütet der Weltgeist, und wir wollen ihm wünschen, daß er in sanfter Stille ein glückliches Ei ausbrüten möge. Es ist aber ein gewaltiggroßes Straußen-Ei; der glühende Sand und die allmächtige Sonne mögen es ihm ausbrüten helfen!

17.

Lassen Sie uns zusehen, ob ich Ihr Räthsel inne habe. Die erste Begebenheit, an welcher der Europäische Zeitgeist haftet, ist die *Bepflanzung unsres Welttheils* nach den *Römischen Zeiten, die politische und religiöse Organisation der Völker*, die jetzt Europa bewohnen. Sie ist der Einschlag zum Gewebe; die meisten zweifelhaften Fragen der folgenden Zeiten bezogen sich auf die Einrichtung, die damals gemacht ward. Einen Theil dieser Fragen hat die zweite große Begebenheit, die *Wiederauflebung der Wissenschaften und die Reformation* aufgelöset; vom eilften bis zum sechzehnten Jahrhunderte hat die Zeit über vieles entweder schon entschieden und entscheidet noch, oder sie sammlet Kräfte und Athem, um künftig entscheiden zu können. Wahrscheinlich ist das die dritte Begebenheit, von der Sie reden.

Merken Sie sich aber, m. Fr., Eins. Bei der Reformation war größtentheils von blos *geistigen* Gütern, von Freiheit des Gewissens und Denkens, von Glaubensartikeln und Religion die

Rede: denn an den Gebrauch der Kirchengüter wollen wir nicht, können auch nicht allemal mit billigendem Vergnügen denken. Die fortgehende Cultur des Menschengeschlechts, die aus der Erweckung der Wissenschaften entsprang, ist auch ein geistiges Gut; man kann ihren Fortgang hemmen, aber nicht vernichten.

Eine andre Beschaffenheit scheinet es mir mit der Reformation zu haben, von der jetzt die Rede seyn soll; wie wäre es, wenn wir darüber den alten Reformator selbst hörten?

Luthers Gedanken von der Regimentsänderung.

„Des weltlichen Regiments Werk und Ehre ist, daß es aus wilden Thieren Menschen macht, und Menschen erhält, daß es nicht wilde Thiere werden.

„Meinest du nicht, wenn die Vögel und Thiere reden könnten, und das weltliche Regiment unter den Menschen sehen sollten; sie würden sagen: o ihr Lieben, ihr seyd nicht Menschen, sondern Götter gegen uns. Wer will dies Regiment nun erhalten, ohne wir Menschen, denen es Gott befohlen hat, und die sein auch selbst wahrlich bedörfen? Die wilden Thiere werdens nicht thun; Holz und Steine auch nicht. Welche Menschen aber können erhalten? Fürwahr nicht allein, die mit der Faust herrschen wollen, wie jetzt viel sich lassen dünken: denn wo die Faust allein soll regieren, da wird gewiß zuletzt ein Thierwesen draus, daß wer den andern übermag, stoße ihn in den Sack; wie wir vor Augen wol Exempel gnug sehen, was Faust ohne Weisheit und Vernunft Gutes schafft. Darum sagt auch Salomo: „Weisheit müße regieren und nicht die Gewalt. Weisheit ist besser, denn Harnisch oder Waffen. Weisheit ist besser, denn Kraft;" daß kurzum nicht Faustrecht, sondern Kopfrecht regieren muß unter den Bösen sowohl, als unter den Guten."

An einem andern Ort sagt er: „Ehe das geschehen wird, daß Kaiser, Könige und Fürsten mit dem ganzen Reich dazu thäten, das Regiment zu bessern, wollen wir den obersten Herrn aller Herren oben in den Wolken sehen kommen und mit ihm davon

9ff. S. Dr. Martin Luthers sämtliche Werke. Zwanzigster Band. (Erste Abteilung, 20. Bd.) Erlangen 1829. „Predigt, daß man die Kinder zur Schule halten soll, Anno 1530", S. 25, 26. Die Stelle ist beträchtlich gekürzt und demnach hie und da etwas verändert. — 25ff. Weisheit ... denn Kraft, Prediger 9, 16. 18. — 29ff. Dieselbe Ausgabe Bd. 39. Der 101. Psalm durch D. Martin Luther ausgelegt. (Wittenberg 1534.) S. 354, 355 (mit einigen Kürzungen).

fahren. Indeß mag das Regiment, der böse Pelz, ein plumpes Regiment bleiben, und (die Personat ungemenget!) Gott befohlen lassen seyn, welchen er will hervorziehen und erheben. — Aenderung der Regiment und Rechte gehen ohn groß Blutvergießen nicht ab, wie alle Historien zeugen; und ehe man in Deutschland eine neue Weise des Reichs anrichtete, so würde es dreimal verheeret."

„Wiewohl mich auch zuweilen dünkt, daß die Regiment und Juristen wohl auch eines Luthers bedürften; aber ich besorge, sie möchten einen Münzer kriegen; darum ich nicht hoffen kann noch will, daß sie einen Luther kriegen werden. Es ist nicht zu rathen, daß man es ändere; sondern flicke und pletze daran, wer kann, weil wir leben, strafe den Misbrauch, und lege Pflaster auf die Blattern. Wird man die Blattern ausreißen mit Unbarmherzigkeit: so wird den Schmerzen und Schaden niemand mehr fühlen, denn solche kluge Barbierer. Aendern und Bessern sind zweierlei. Eines steht in der Menschen Händen und in Gottes Verhängen, das andre in Gottes Händen und Gnaden."

Ferner sagt er: „Wenn das natürliche Recht und Vernunft in allen Köpfen steckte, die Menschenköpfen gleich sind, so könnten die Narren, Kinder und Weiber eben so wohl regieren und kriegen als David, Augustus, Hannibal, und müßten Phormionen so gut seyn, als Hannibals; ja alle Menschen müßten gleich seyn und keiner über den andern regieren. Welch ein Aufruhr und wüst Ding sollt hieraus werden? Aber nun hats Gott also geschaffen, daß die Menschen ungleich sind, und einer den andern regieren, einer dem andern gehorchen soll. Zween können mit einander singen (d. i. Gott alle gleich loben;) aber nicht mit einander reden (d. i. regieren). Einer muß reden, der andre hören. Darum findet sichs auch also, daß unter denen, die sich natürlicher Vernunft und Rechts vermessen und rühmen, gar viel weidliche und große natürliche Narren sind; denn das edle Kleinod, so natürlich Recht und Vernunft heißt, ist ein selten Ding unter Menschenkindern.

Aber das ist der Teufel und Plage in der Welt, daß wir allen Dingen, an leiblicher Stärke, Größe, Schöne, Gütern, Ge-

18 ff. Dieselbe Schrift S. 284. Hinter „Menschenkindern" ist eine lange Stelle ausgelassen. Dann S. 287 weiter (einige geringfügige Änderungen). — 21. Phormionen, nach Cicero, De oratore II $18_{75, 76}$. Phormio ist ein peripatetischer Philosoph, der zu Ephesus in Gegenwart des verbannten Hannibal eine Rede über das Kriegswesen hält, ohne je ein Lager gesehen zu haben. Hannibal bemerkt darauf, von allen unsinnig schwatzenden Greisen, die er gesehen, habe keiner so geschwatzt wie Phormio.

sicht, Farbe, unter einander ungleich sind; und allein in der Weisheit und Glück alle wollen gleich seyn, da wir doch am allerungleichsten unter einander sind. Und was noch wohl ärger ist, ein jeglicher will hierinn über den andern seyn; und kann den schändlichen Narren und Klüglingen niemand nichts rechts thun, wie Salomon spricht! „ein Narr dünkt sich klüger seyn, denn sieben Weisen, die das Recht setzen.“

Also schreibt auch Plato, es sei zweierlei Recht, Naturrecht und Gesetzrecht; ich wills das gesunde Recht und das kranke Recht nennen. Denn was aus Kraft der Natur geschieht, das gehet frisch hindurch, auch ohn alles Gesetz, reißt auch wohl durch alle Gesetze. Aber wo die Natur nicht da ist und solls mit Gesetzen herausbringen, das ist Bettelei und Flickwerk; geschieht gleichwohl nicht mehr, denn in der kranken Natur steckt. Als wenn ich ein gemein Gesetz stellete: man soll zwo Semmel essen und ein Nösel Wein trinken zur Mahlzeit. Kommt ein Gesunder zu Tisch, der frißet wohl vier oder sechs Semmel, und trinket eine Kanne oder zwo, und thut mehr denn das Gesetz giebt. Kommt ein Kranker dazu, der ißt eine halbe Semmel und trinkt drei Löffel voll, und thut doch nicht mehr an solchem Gesetz, denn seine kranke Natur vermag; oder muß sterben, wo er soll das Gesetz halten. Hie ists nun besser, ich lasse den Gesunden ohn alles Gesetz essen und trinken, was und wieviel er will; dem Kranken gebe ich Maas und Gesetze, wieviel er kann, daß er dem Gesunden nicht nachmüße.

Nun ist die Welt ein krank Ding und eben ein solcher Pelz, da Haut und Haar nicht gut an ist. Die gesunden Helden sind selten und Gott giebt sie theuer, und muß doch regiert seyn, wo Menschen nicht sollen wilde Thier werden. Darum bleibts in der Welt gemeiniglich eitel Flickwerk und Bettelei; und ist ein rechter Spital, da es beide Fürsten und Herrn und allen Regierenden fehlet an Weisheit und Muth, d. i. an Glück und Gottes Treiben, wie den Kranken an Kraft und Stärke. Darum muß man hie flicken und pletzen, sich behelfen aus den Buchstaben oder Büchern, mit der Helden Recht, mit Sprüchen und Exempeln; und müssen also der stummen Meister (d. i. der Bücher) Schüler seyn und bleiben. Und machens doch nimmermehr so gut, als daselbst geschrieben stehet; sondern kriechen hienach und halten uns dran als

6 f. ein Narr ... setzen, Sprüchwörter 26, 16.

an den Bänken oder Stekken, folgen auch daneben dem Rath der Besten, so mit uns leben; bis die Zeit kommt, daß Gott wieder einen gesunden Helden oder Wundermann giebt, unter dessen Hand alles besser gehet, oder ja so gut als in keinem Buch stehet, der das Recht entweder ändert oder also meistert, daß es im Lande alles grünet und blühet, mit Friede, Zucht, Schutz, Strafe, daß es ein gesund Regiment heißen mag; und dennoch daneben bei seinem Leben aufs höchste gefürchtet, geehret, geliebt und nach seinem Tod ewiglich gerühmet wird. Und wenns ein Kranker oder Ungleicher demselben wollt nachthun und gleich oder besser seyn, den hat Gott gewiß zur Plage der Welt geschickt, wie die Heiden auch schreiben: der Helden Kinder sind eitel Plagen.

Denn was hilft große hohe Weisheit und treflich herzlich guter Muth oder Meinung, wenns nicht die Gedanken sind, die Gott treibt und Glück dazu giebt? Es sind doch eitel Fehlgedanken und vergebliche Meinung, ja auch wohl schädliche und verderbliche. Darum ists sehr wohlgeredt: „die Gelehrten, die Verkehrten.“ It. „ein weiser Mann thut keine kleine Thorheit“. Und zeigen alle Historien, auch der Heiden, daß die weisen und gutmeinenden Leute haben Land und Leute verderbet. Welches alles gesagt ist von den Selbstweisen oder kranken Regierenden, die Gott nicht getrieben, noch Glück dazu gegeben hat; und habens doch wollen seyn. Also ist ihnen das Regiment zu hoch gewest, habens nicht können ertragen noch hinausführen, sind also drunter erdruckt und umkommen, als Cicero, Demosthenes, Brutus, die doch aus der Maassen verständige und hochweise Leute waren, daß sie möchten heißen Licht in natürlichem Recht und Vernunft; und haben zuletzt das elende Klaglied singen müssen: „ich hätt’ es nicht gemeinet.“ Ja Lieber! das gute Meinen macht viel Leute weinen. Summa, es ist eine hohe Gabe, wo Gott einen Wundermann giebt, den er selbst regiert; derselbe mag ein König, Fürst und Herr heißen mit Ehren, er sei selbst Herr oder Rath zu Hofe. Darum spricht auch Salomo: „zu laufen hilft nicht schnell seyn; zum Streit hilft nicht stark seyn; zum Reichthum hilft nicht klug seyn; Angenehm seyn, dazu hilft nicht, alles wohl können; sondern es liegt alles an der Zeit und am Glück.“ Was ist das anders gesagt, denn so

12. Der ... Plagen, sprichwörtlich: Ἀνδρῶν ἡρώων τέκνα πήματα. Ähnliche Sprüche finden sich bei Homer (Odyssee II, 276 f.), Euripides und Demosthenes (Düntzer), heroum filii noxae (Suphan).

viel: Weisheit mag da seyn, hohe Vernunft mag da seyn, schöne Gedanken und kluge Anschläge mögen da seyn; aber es hilft nichts, wenn sie Gott nicht giebt und treibt, sondern gehet alles hinter sich.“ So weit *Luther*.

18.

Luther war ein patriotischer großer Mann. Als Lehrer der Deutschen Nation, ja als Mitreformator des ganzen jetzt aufgeklärten Europa ist er längst anerkannt; auch Völker, die seine Religionssätze nicht annehmen, genießen seiner Reformation Früchte. Er griff den geistlichen Despotismus, der alles freie, gesunde Denken aufhebt oder untergräbt, als ein wahrer Herkules an, und gab ganzen Völkern, und zwar zuerst in den schwersten, den *geistlichen* Dingen den Gebrauch der Vernunft wieder. Die Macht seiner Sprache und seines biedern Geistes vereinte sich mit Wissenschaften, die von und mit ihm auflebten, vergesellschaftete sich mit den Bemühungen der besten Köpfe in allen Ständen, die zum Theil sehr verschieden von ihm dachten; so bildete sich zuerst ein *populares literarisches Publikum* in Deutschland und in den angrenzenden Ländern. Jetzt las, was sonst nie gelesen hatte; es lernte lesen, was sonst nicht lesen konnte. Schulen und Akademieen wurden gestiftet, Deutsche geistliche Lieder gesungen, und in Deutscher Sprache häufiger als sonst gepredigt. Das Volk bekam die Bibel, wenigstens den Katechismus in die Hände; zahlreiche Sekten der Wiedertäufer und andrer Irrlehrer entstanden, deren viele, jede auf ihre Weise, zu gelehrter oder popularer Erörterung streitiger Materien, also auch zu Uebung des Verstandes, zu Politur der Sprachen und des Geschmacks beitrug. Wäre man seinem Geist gefolgt, und hätte in dieser Art freier Untersuchung auch Gegenstände beherzigt, die zunächst nicht in seiner Mönchs- und Kirchen-Sphäre lagen, daß man nämlich auf sie die Grundsätze anwendete, nach denen Er dachte und handelte. — Doch was nützt es, vergangne Zeiten zu lehren oder zu tadeln? Laßet uns seine Denkart, selbst seine deutlichen Winke, und die von ihm eben so stark als naiv gesagten Wahrheiten für unsre Zeit nutzen und anwenden! Ich habe mir aus seinen Schriften eine ziemliche Anzahl Sprüche und Lehren angemerkt, in denen er (wie er sich selbst

mehrmals nannte) sich wirklich als Ecclesiastes, als Prediger und Lehrer der Deutschen Nation darstellt. Neulich führte ich an, was er von der Regimentsveränderung dachte; laßet uns jetzt hören, was er vom Pöbel und von den Tyrannen hält.

Luthers Gedanken vom Pöbel und von den Tyrannen.

„Die Heiden, weil sie nicht erkannt haben, daß weltliches Regiment Gottes Ordnung sei, (denn sie habens für ein menschlich Glück und That gehalten,) die haben hie frisch darein gegriffen, und nicht allein billig, sondern auch löblich gehalten, unnütze, böse Obrigkeit abzusetzen, zu würgen und zu verjagen. Es ist aber dahinten eine böse Folge oder Exempel, daß wo es gebilligt wird, Tyrannen zu morden oder zu verjagen, reißt es bald ein, und wird ein gemeiner Muthwille daraus, daß man Tyrannen schilt, die nicht Tyrannen sind, und sie ermordet, wie es dem Pöbel in Sinn kommt; als uns die römischen Historien wohl zeigen, da sie manchen feinen Kaiser tödteten, allein darum, daß er ihnen nicht gefiel, oder nicht ihren Willen thät und ließ sie Herren seyn. Man darf dem Pöbel nicht viel pfeifen, er tollet sonst gern; und ist billiger, demselben zehn Ellen abbrechen, denn Eine Hand breit, ja eines Fingers breit einräumen in solchem Fall: Denn der Pöbel hat und weiß keine Maasse, und steckt in einem jeglichen mehr denn fünf Tyrannen. Die Rache ist mein, sagt Gott, ich will vergelten! Ein böser Tyrann ist leidlicher, dann ein böser Krieg; welches du mußt billigen, wenn du deine eigne Vernunft und Erfahrung fragst. Gott läßt einen Buben regieren um des Volks Sünde willen. Gar fein können wir sehen, daß ein Bube regiert; aber das will niemand sehen, daß er um des Volks Sünde willen regieret. Laß dich nicht irren, daß die Obrigkeit böse ist; es liegt ihr die Strafe und Unglück näher, denn du begehren möchtest."

— „Obrigkeit ändern und Obrigkeit bessern, sind zwei Dinge, so weit von einander als Himmel und Erde. Aendern mag leichtlich geschehen; bessern ist mißlich und gefährlich. Warum? Es stehet nicht in unserm Willen oder Vermögen, sondern allein in Gottes Willen und Hand. Der tolle Pöbel aber fragt nicht viel, wie es besser werde, sondern daß es nur anders werde; wenn es denn

7 ff. Luthers Werke, Bd. 22. 1833. „Ob Kriegsleute auch in seligem Stande sein können" (1526), S. 257—264 (sehr stark gekürzt).

ärger wird, so will er abermal ein Anderes haben. So kriegt er denn Hummeln für Fliegen, und zuletzt Hornisse für Hummeln. Und wie die Frösche vorzeiten auch nicht mochten den Klotz zum Herren leiden, kriegten sie den Storch dafür, der sie auf den Kopf hackte und fraß sie. Es ist ein verzweifelt, verflucht Ding um einen tollen Pöbel, welchen niemand so wohl regieren kann, als die Tyrannen; dieselbigen sind der Knittel, dem Hunde an den Hals gebunden. Sollten sie besserer Weise zu regieren seyn, Gott würde auch andre Ordnung über sie gesetzt haben, denn das Schwert und die Tyrannen. Das Schwert zeigt wohl an, was es für Kinder unter sich habe, nämlich eitel verzweifelte Buben, wo sie es thun dörften."

— „Deßgleichen will ich und kann auch nicht getröstet haben unsre Nephilim, die Tyrannen, Wuchrer und Schelmen unter dem Adel, die sich lassen dünken, Gott habe uns das Evangelium darum gegeben, daß sie mögen geizen, schinden, und allen Muthwillen treiben, ihre Fürsten pochen, Land und Leute drücken, und Alles in Allem seyn wollen; das ihnen nicht befohlen, sondern verboten ist. Diese sind es, so dazu helfen, daß Gottes Zorn den Türken zum Drescher über uns, über sie selbst auch schicket, wo sie nicht Buße thun werden. Denn unmöglich ists, daß Deutschland sollte stehen bleiben, auch unträglich und unleidlich, wo solche Tyrannei, Wucher, Geiz, Muthwille des Adels, Bürgers, Bauers und aller Stände so sollten bleiben und zunehmen; es behielte zuletzt der arme Mann keine Rinde vom Brod im Hause, und möchte lieber oder ja so gern unter den Türken sitzen, als unter solchen Christen. Es stellen und zieren sich fast der mehrere Theil des Adels so lästerlich und so schändlich, daß sie damit dem gemeinen Mann böses Blut und argen Wahn machen, als sei der ganze Adel durch und durch kein Nutze."

— „Woher werden Tyrannen? Weil sie ihr Vertrauen auf ihre Macht setzen. Alle Weltweisen haben geklagt über die Beschwerung, so im Regiment ist; und daher pflegen auch die Tyrannen zu kommen, welche, wenn sie sehen, daß ihre Rathschläge und ihr Thun, das alles sehr fein verordnet, keinen Fortgang oder Glück haben, oder daß ihnen andre Widerstand thun, so werden

13 ff. Luthers Werke, Bd. 32. 1842. „Vermahnung zum Gebet wider den Türken" (1541), S. 97. — 14. Nephilim, Giganten, nach Luther zu 1. Mos. 6, 1. D. — 31 ff. Bd. 40. 1846. „Der 117. Psalm ausgelegt" (1530), S. 281.

sie gar toll und unsinnig, und werden aus frommen Fürsten Tyrannen, die mit Gewalt und andrer Leute Schaden, (welche sie meinen, daß sie ihnen im Wege liegen,) sich unterstehen, hindurchzubrechen und damit ihre Gewalt zu erhalten: denn es sind nicht tapfere Helden, die sich selbst zwingen könnten, sondern hangen und folgen ihren Begierden nach."

— „Also werden auch zur Zeit des Antichrists etliche seyn, welche so genau auf den Frommen Achtung geben werden, ob er etwas aus Unvorsichtigkeit rede oder thue, das sie entweder mit Gewalt oder mit List können verdrehen, oder gewaltsamer Weise auf so einen Verstand ziehen, der wider den heiligen Sitz der Bestie sei, damit sie alsobald nach Gewohnheit unsrer Papisten schreien können „zum Feuer!" da doch derjenige, der es gesagt, entweder niemals daran gedacht, oder es doch niemals hat öffentlich vorbringen wollen. Ja wenn auch der Fromme etwas mit aller möglichsten Vorsicht geredet hat, und sich keiner Gefahr befürchten können: so wird doch dieses der Gottlosen Amt seyn, die besten Reden zu verlästern und in den unschuldigen Sylben Gift, wie die Spinne in den Rosen, zu finden. Dieses thun sie ihrem Bedünken nach nicht aus unweiser Absicht, (sintemal sie dieses aus der Erfahrung als eine gewiße Sache haben, daß es um ein tyrannisches Reich nicht gar zu sicher und glücklich stehe) wenn sie nur diejenige zu Grunde richten, die entweder als Schuldige können überwiesen, oder doch der fälschlichen Anklage können verdächtig gemacht werden; sondern man müße auch allen andern zum Exempel und Schrecken diejenigen plagen, die sich nichts weniger befürchtet, als daß sie einmal in dergleichen Fallstricke und Netze verfallen sollten. Daß also niemand ist, der sich nicht für einem Tyrannen zu fürchten habe, wenn er sich gleich auf sein gut Gewissen verlassen kann und sich keines bösen Anschlags wider den Tyrannen bewußt ist." So weit abermals Luther. Bewahre der Himmel uns vor solchen Zeiten! denn leider es ist nur Ein Ding, Pöbelsinn und Tyrannei, mit zwei Namen genannt, wie die rechte und linke Seite.

19.

Treu und Glaube ist der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft. Auf Treu und Glaube sind Freundschaft, Ehe, Handel und Wandel, Regierung und alle andre Verhältnisse zwischen Menschen und Menschen gegründet. Man untergrabe diesen Grund; alles wankt und stürzt; alles fällt aus einander.

Es giebt keine einseitigen Pflichten und einseitige Rechte. Pflichten und Rechte gehören zusammen, wie die obere und untere, wie die rechte und linke Seite. Was hier convex ist, ist dort concav; und bleibt dieselbe Sache, derselbe Körper.

Laßet Staaten, laßet Stände gegen einander Treu und Glauben verlieren; wer seinen Pflichten entsagt, verliert die Rechte, die der Pflicht anklebten; er täuscht und wird getäuschet; er handelt einseitig, so wird man auch gegen ihn handeln

Manche Vorzüge des Geistes und der Lebensweise hat man unsrer Nation absprechen wollen; das Lob, das man ihr, das man ihren braven Männern, ihren guten Regenten und Helden durch alle Zeiten zugestand, war die so genannte Deutsche Biederkeit, Treu und Glaube. Ihre Worte galten mehr als gesiegelte Briefe und Eidschwüre; der Herr bauete auf seine Unterthanen, Unterthanen auf ihren Herren; wenigstens ist dieses der Schild, den die meisten alten Sprüche und Apophthegmen der Deutschen vor sich tragen.

Laßet uns hören, was zu seiner Zeit der alte Luther darüber sagte:

Deutsche, Deutschland.

Es ist zwar eine gemeine Klage in allen Ständen und Leben über falsche verlogne Leute, wie man spricht: „Es ist keine Treu noch Glauben mehr." Die alten Römer haben solch Laster an den Griechen getadelt, wie auch Cicero sagt: „ich gebe den Griechen, daß sie gelehrte, weise, kunstreiche, geschickte, beredte Leute sind; aber Treu und Glauben achtet das Volk nicht." Wohlan, es hat auch solch untreu falsch Volk itzt lange her seine Strafe gelitten vom Türken, der sie auch baar=über bezahlet. Welschland hat es nachher auch gelernet, daß sie dörfen zusagen und schwören was man will

27 ff. Bd. 39. „Der 101. Psalm ausgelegt" (1534), 7. Vers, S. 355—357 (etwas gekürzt). — 30. Cicero pro Flacco IV, 9 (ed. Ad. du Mesnil S. 72, 73).

und darnach spotten, wenn sie es halten sollen. Darum haben sie auch ihre Plage redlich, und müßen beide Griechen und Wahlen Exempel seyn des andern Gebots Gottes, da er spricht: „Er solle nicht ungestraft bleiben, wer Gottes Namen misbraucht.“ Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmet und wie ich glaube bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja Ja, Nein Nein laßen seyn, wie deß viel Historien und Bücher Zeugen sind. Wir Deutsche haben noch ein Fünklein (Gott wolle es erhalten und aufblasen) von derselben alten Tugend, nämlich, daß wir uns dennoch ein wenig schämen, und nicht gerne Lügner heißen, nicht dazu lachen, wie die Wahlen und Griechen, oder einen Scherz daraus treiben. Und obwohl die Welsche und Griechische Unart einreißet, so ist dennoch gleichwohl noch das übrige bei uns, daß kein ernster, gräulicher Scheltwort jemand reden oder hören kann, denn so er einen Lügner schilt oder gescholten wird. Und mich dünkt, (soll es dünken heißen) daß kein schädlicher Laster auf Erden sei, denn lügen und Untreu beweisen; welchs alle Gemeinschaft der Menschen zertrennet. Denn Lügen und Untreue zertrennet erstlich die Herzen; wenn die Herzen getrennet sind, so gehen die Hände auch von einander; wenn die Hände von einander sind, was kann man da thun oder schaffen? Darum ist auch in Welschland solch schändlich Trennen, Zwietracht und Unglück. Denn wo Treu und Glauben aufhöret, da muß das Regiment auch ein Ende haben. Gott helf' uns Deutschen!

20.

Ist Ihnen eine Ode Klopstocks zu Gesicht gekommen, die während des letzten Nordamerikanischen Seekrieges erschien, und auch schon damals in der Art diesen fürchterlichen Krieg zu führen, Spuren einer zunehmenden Humanität bemerkte? Sie wird Ihnen angenehm seyn, auch nur als ein poetischer Traum, als das Gemählde einer Glückweißagenden Phantasie, gewiß aber noch mehr als eine Prophetenstimme der Zukunft betrachtet:

Der jetzige Krieg.

O Krieg, des schöneren Lorbeers werth,
der unter dem schwellenden Segel, des Windes Fluge
jetzo geführt wird, du Krieg der edleren Helden,
dich singe die Leier, die keine Kriege sang.

Ein hoher Genius der Menschlichkeit
Begeistert dich!
Du bist die Morgenröthe
Eines nahenden großen Tag's.

Europa's Bildung erhebt sich mit Adlerschwunge,
Durch weise Zögrung des Blutvergußes,
Durch weisere Meidung,
Durch göttliche Schonung

In Stunden, da den Bruder tödtend
Der erhabene Mensch zum Ungeheuer werden muß:
Denn die Flotten schweben umher auf dem Ocean,
Und suchen sich und finden sich nicht.

Und wenn sie verwehet oder verströmt sich endlich erblicken,
So kämpfen sie länger als je
Den viel=entscheidenden Kampf
Um des Windes Beistand.

Und muß es denn zuletzt doch auch beginnen,
Das Treffen, so schlagen sie fern. Fürchterlich brüllet
Ihr Donner; aber er rollt
Seine Tod' in das Meer.

Kein Schiff wird erobert, und keins zu belastet
Von der hineinrauschenden Woge, versinkt;
Keins flammt in die Höh', und treibet,
Scheiter, umher über gesunknen Leichen.

Der Flotten und der Schiffe Gebieter
Schlagen so, ohne gegebenes Wort.
Was brauchen sie der Worte? Die tieferdenkenden
Männer, sie handeln, verstehn sich durch ihr Handeln.

1 ff. Vossischer Musenalmanach auf 1782. S. Klopstocks Oden, herausgegeben von Franz Muncker und Jaro Pawel. Stuttgart 1889. Bd. II, S. 20—21; s. daselbst die Varianten der späteren Ausgabe.

Erdeköniginn, Europa, dich hebt bis hinauf
Zu dem hohen Ziele deiner Bildung, Adlerschwung,
Wenn unter deinen edleren Kriegen
Diese heilige Schonung Sitte wird.

O denn ist, was jetzo beginnt, der Morgenröthen schönste:
Denn sie verkündiget
Einen seligen, nie noch von Menschen erlebten Tag,
Der Jahrhunderte stralt

Auf uns, die noch nicht wußten, der Krieg sey
Das zischendste, tiefste Brandmahl der Menschheit.
Mit welcher Hoheit Blick wird, wen die Heitre
Des goldnen Tages labt, auf uns herabsehn!

Bist du wahrer Zukunft Weißagerin,
Leier, gewesen? Hat der Geist, der dich umschwebt,
Göttermenschen, oder hat er
Vernichtungsscheue Gottesläugner gesehn?

Was Klopstock beim Seekriege bemerkt, ließe es sich prosaisch nicht auch beim Landkriege, noch mehr aber beim Handel, bei jeder Art des Gewerbs und Fleißes, selbst in der Art der Erhebung öffentlicher Gefälle und Lasten, bei Behandlung stehender Heere zu Friedenszeiten, (diesem entsetzlichen Druck der Menschheit,) bei Einrichtung öffentlicher Gebäude, insonderheit der Gefängniße und Krankenhäuser, bei Behandlung der Krankheiten und einer der ärgsten Krankheiten unsres Welttheils, der Rechtshändel und rechtlichen Strafen, noch klärer endlich in Behandlung der Wissenschaften, Einrichtungen der Policei, öffentlichen Religion, Erziehung und des ganzen häuslichen Lebens bemerken? Durch Noth gezwungen, wider unsern Willen müßen wir einmal, Gott gebe bald, vernünftigere, billigere Menschen werden.

21.

Verzeihen Sie, meine Freunde, daß ich Ihrem hoffnungsvollen Glauben an den Geist der Zeiten nur furchtsam und zweifelnd beitrete. Denn sobald man dem Wort seine magische Gestalt nimmt, was bedeutet es mehr, als die herrschenden Meinungen,

Sitten und Gewohnheiten unsres Zeitalters; und sollten diese eines so hohen Lobes werth seyn? Sollten sie so große und sichre Hoffnungen für die Zukunft gewähren?

Mir ist wohl bekannt, was für schön klingende Worte seit geraumer Zeit in Schriften und Gesellschaften im Umlaufe sind; sehen Sie aber auf die Grundsätze der Menschen, die in Handlungen zur täglichen Lebensweise übergehen, was finden Sie da? Alle wahre, thätige Gesinnungen zum Besten des Ganzen sind ihrer Natur nach mit Aufopferung verbunden; und wer opfert zu unsrer Zeit gern auf? Versuchen Sie's einmal, und bringen die kleinste Sache, die Mühe, Geld, Entsagung von Privatvortheilen, am meisten von der Eitelkeit fodert, zu Stande; und Sie werden gewahr, daß Sie ein Saitenloses Clavier spielen. Die lautsten Patrioten sind oft die engherzigsten Egoisten; die wärmsten Vertheidiger des Guten sind nicht selten die kältesten Seelen; Adler in Worten, in Handlungen Lastthiere der Erde.

Hoffen Sie viel, sehr viel von aufgeklärten, guten Fürsten; das Unmögliche aber hoffen Sie nie! Auch sie sind Menschen; und nach ihrer gewöhnlichen Erziehung ists oft zu bewundern, daß sie es noch blieben. Sie tragen die Feßeln ihres Standes; die engste Feßel ist ihre eigne von Kindheit auf gewonnene Denkart. Selten giebt es einen Friederich, der sich über das Gewohnte seiner Zeit früh und doch mit Weisheit hinaussetzt; selten! Zudem bedürfen sie als Regenten gnugsame Kenntniß der Dinge, Ueberlegung mit andern, zur Ausführung Werkzeuge. Wenn sie diese nun nicht finden, wenn diese sie hintergehen und täuschen, wenn sie endlich aus Mißtrauen zu diesen unschicklicher Weise selbst zur Sache greifen; so wird die Geschichte Josephs II. daraus, der mit den reinsten, nothwendigsten, besten Absichten von der Welt im Hafen selbst scheiterte. Ach, es muß ein Gott vom Himmel kommen, oder außerordentlich-gute und große, das ist, wahrhaftig göttliche Menschen senden; oder die Verbeßerung der Welt auf dem gewöhnlichen Wege der Zeit geht sehr langsam.

Laßen Sie mich die herrschenden Gesinnungen andrer Stände und Innungen nicht durchgehn. Jede Zunft hat ihren Zunftgeist; der feßelt, zumal in unsern Zeiten, auch den besten Gemüthern Herzen und Hände. Man fühlt die Wände des alten Systems erschüttert, und fürchtet den Fall des ganzen Gebäudes; um so mißtrauischer hält man sich also an jeden Balken, an jeden Span

des Balkens, und glaubt, mit ihm schon gehe Alles verloren. Das alte Schwert ist verrostet; desto ängstlicher putzt man Griff und Scheide.

Ans Volk, wollen wir eher mit Bedauren und Großmuth, als mit Stolz und Zuversicht denken. Jahrhunderte lang ists unerzogen geblieben; daß es erzogen werde, kann unser einziger Wunsch seyn, nicht daß es herrsche, nicht daß es gebiete und lehre. Die Beßerung muß vom Haupt kommen, nicht von Füßen und Händen; ich kenne nichts abscheulicheres, als eines wahnsinnigen Volks Herrschaft.

Laßen Sie sich auch die Stimmen unsrer Philosophen nicht bis zur Täuschung bezaubern; die wärmsten sind nicht immer die hellesten Köpfe. Von ihren Wünschen, vom Anschein der guten Sache eingenommen, vom thätigen Leben und von der wahren Gestalt der Dinge entfernt, gefallen sie sich in Spekulationen; oder als der zarteste empfindlichste Theil des Publikums trösten sie sich über das, was nicht ist, mit Träumen, was seyn sollte, also auch seyn wird. Der kranke, zarte, fast nur in der Einbildung lebende Roußeau, hat er mit seinen stark-ausgedrückten, rege-gefühlten Visionen mehr Nutzen oder mehr Schaden gebracht? Ich wage es nicht zu entscheiden.

Wie ich fürchte, strebt der Geist unsrer Zeiten vorzüglich zur Auflösung hin. Dem Einen Theil der Welt sollen alle Bande aufhören; Alles soll leicht und lustig werden, weil wir des Alten satt, träge und erschlaft sind. Der andre Theil der Menschen, der sich im Besitz, leider auch oft mit Härte und Uebermuth fühlet, verachtet die Beschwerden der andern, und scheint die Trommeten vor Jericho zu erwarten. Ein nicht erfreulicher Zustand. Ich kenne keine schlimmere Jahrszeit, als die, in welcher alle Elemente gegen einander zu seyn scheinen, wenn Kälte, Regen und Sturmwinde toben.

Selten hat eine Verfaßung, welche es auch sey, vom Grundgesetz ihrer Entstehung sich so weit abbiegen können, daß sie ohne Sturz ihre Basis hätte verlaßen mögen. Die Staaten Europa's sind auf ein System kriegerischer und religiöser Eroberung gegründet; die Pfeiler dieses Systems wanken; die Zeit nagt an ihnen; stürzen sie, so, fürchte ich, geht unter den Trümmern des Schlechteren auch das Beste mit unter. Vergönnen Sie mir also, daß ich vom Geist unsrer Zeiten hinwegsehe, und mich noch etwas

weiterhin an einige Gedanken des alten Philosophen zu Sans-Souci halte, der auch die Welt kannte.

Hierauf folgen bei Herder wieder achtzehn ausgezogene Stellen des Briefwechsels Friedrichs II. mit Voltaire aus den Jahren 1738—1775. Sie sprechen von den vielen Vernunftwidrigkeiten und Thorheiten im Leben der M nschen, besonders bei den Königen, an den Höfen und in der Politik.

22.

Gern geben wir Ihnen den größesten Theil Ihrer Zweifel, die Sie mit dem Ansehen des großen Königes unterstützt haben, zu; aber was folgt daraus? Sollen wir, wenn wir auch Ursache hätten, an der höchsten Vollendung des edelsten Werks zu zweifeln, dies Werk deßwegen aufgeben, und an der guten Sache verzweifeln? Das wollte der große König nicht; er blieb seiner Pflicht getreu, und ließ die Hand nicht vom Steuer, wenn er gleich wußte, daß er sein Schiff nicht ewig regieren könnte. Zu dieser Thätigkeit munterte er seine Freunde auf, hielt seine Unterthanen an; sie war ihm die Seele des Lebens. Auch sahe er wohl, daß die Zeit fortrückte. Es scheinet, (sagt er im Jahre 1777.) daß Europa jetzt im Zuge ist, sich über alle Gegenstände, die auf das Wohl der Menschheit am meisten Einfluß haben, aufzuklären, und man muß Euch das Zeugniß geben, daß Ihr mehr als Einer unsrer Zeitgenossen dazu beigetragen habt, es mit der Fackel der Philosophie zu erleuchten." Wenn er auf seinem Standpunkt, dazu im höchsten Alter nicht in jede brausende Hoffnung der Encyklopädie einstimmen konnte, so war dies nicht nur ihm verzeihlich, sondern sehr vernünftig. Der Menschheit zu viel und zu wenig zutrauen wollen; beides ist schädlich.

Daß es zu unsrer Zeit edle, gute, große, selbst aufopfernde Seelen gebe, diesen Glauben wird mir niemand rauben: denn ich habe ihn durch Erfahrung bewähret. Daß selbst diese Großmuth aber, wie alles Andre, das Gewand der Zeit tragen müße, kann uns nicht unerwartet seyn. Weil wir sogar viel bedürfen, sind wir von gar viel Feßeln gebunden; daß diese drückenden Feßeln

18. im Jahre 1777, am 18. November. D.

aber wenigstens der Großmuth loser gemacht werden möchten, wer wünschet dies mehr als die ächte Humanität selbst? Fast kann sie ihres Wunsches auch nicht ungewiß seyn, da bei dem immer wachsenden unersättlichen Bedürfniß die Natur der Dinge selbst einen neuen Anfang herbeizuführen scheinet. Wenn jeder Einzelne fühlt, er könne in seinem jetzigen Verhältniß der leidenden Menschheit nicht zu Hülfe kommen, wie er sollte; so werden, so müßen sich diese Verhältnisse mit der Zeit ändern. Die Natur selbst arbeitet daran, und keine menschliche Kraft kann es hindern. Ist das Salz, das den Körper würzen soll, abgeschmackt; wozu ist es nach dem Evangelium nütz, als daß man es hinauswerfe, und laße es die Leute zertreten?

Auch darüber wollen wir uns also nicht wundern, wenn gewisse alte Aeste und Zweige unserer Verfassung nicht mehr so viel Cultur erhalten, als ehmals. Man fühlt, daß sie dürre Aeste sind und wünscht junge Sproßen an ihre Stelle. Laßet uns die beklagen, die als fruchtbare Zweige auf einem dürren Ast stehen; laßet uns die tadeln, die den Ast verdorren ließen oder ihm seinen Saft entzogen; die Achtung und Meinung der Zeit aber kann sich nur nach dem was da ist, nicht was es ehemals war oder künftig seyn wird, gestalten. Jedes der Menschheit erwiesene Unrecht rächet aufs fürchterlichste sich selbst; und wehe, wem der Glaube oder Nichtglaube hieran mit Spott und Verachtung in die Hand kommt.

Stände veralten; mithin verjüngen sich auch Stände. Es ist Ein und dasselbe Gesetz der Natur, daß diese Seite des Rades hinunter, jene emporkehrt. *Neuen Most*, sagt das Evangelium, *faße man in neue Schläuche; so werden sie beide erhalten.*

Was hilft es, gegen die Vorurtheile der Erziehung Klage erheben? Man beßre die Erziehung, so fallen die Klagen weg. Philosophie aber kann dies nicht allein thun; sie ist nur der linke Arm, Regierung ist der rechte Arm der Menschheit. Nur mit beiden läßt sich das große Werk, und alsdann sehr leicht vollführen.

Was nützt es, über ungeschaffene oder halbgeschaffene Menschen zu klagen, deren Ausbildung ja uns allein überlassen ward? Dem trägen Erdklos hauche Othem des Lebens ein; er wird sich munter bewegen, und dir frölich danken.

26ff. *Neuen Most ... halten*, Matth. 9, 17. D.

Ists gnug, auch in der Regierung der Völker Uebel zu bedauren, die wir heilen, denen wir zuvorkommen können? Laßet Stände, laßet Menschen in allen Aemtern und Bedienungen human und gerecht, groß, gut und billig denken; der Regent kann nicht anders, als mit und gleich ihnen denken. Denn nur aus einzelnen Theilen besteht das Ganze; verbessern sich die Theile, und halten zusammen; das Ganze wird gut, ehe mans merket.

Tadeln Sie mir also nicht meine Philosophen, auch bei ihren kränklichen Klagen, oder bei ihren überspannten Wünschen. Ist nicht der kränkliche Theil des Körpers der Witterung am meisten empfindlich? Der Hygrometer muß zart, das Quecksilber muß in einer gläsernen Röhre verschlossen seyn, wenn sie ihr Amt thun sollen. Anderntheils muß wer andre ermuntern, entflammen will, selbst warm und munter seyn. Der kältere Beobachter oder Geschäftsmann wird ihn schon zurechtweisen.

Welch ein Unglücksprophet sind Sie aber, daß Sie das barbarische Kriegs- und Eroberungssystem für die unerschütterliche Grundveste Europa's halten? Das hat der große König nicht gemeint, so manchen Einfall er sich zumal in jüngern Jahren über den guten Abbt St. Pierre erlaubte. Wäre diese traurige Behauptung wahr, was könnte man anders sagen, als: zum Wohl der Menschheit gehe das unglückliche Europa unter! Hat es nicht lange gnug sich selbst und die Welt beunruhigt? Triefen nicht alle Länder vom Blut derer, die es erschlug, vom Schweiß derer, die es als Sklaven quälte? Auf den Tafeln der Natur stehet das große Gesetz der Billigkeit und Wiedervergeltung geschrieben: „man mache gut, was man böse gemacht hat; oder büße durch eigne Verbrechen.“ Ich hoffe das Erste. Europa wird gut machen, was es im Taumel der Leidenschaft, unter den Hüllen des Aberglaubens und der Barbarei, unter dem Joch der Vorurtheile und des Despotismus böse gemacht hat; und die ganze Menschheit wird sich seiner kläreren Vernunft, seiner gesetzteren Billigkeit, seines richtigern Calculs freuen.

Denken Sie sich eine Gattung Thiere, die nicht Bedürfnisses, sondern des Vergnügens, der Kunst, der Raserei eines Einzigen ihrer Art wegen, sich selbst aufriebe; was würden Sie vom Urheber der Natur sagen? Sich selbst zu regieren, einander zur Glückseligkeit zu helfen, dazu ist das menschliche Geschlecht gemacht; nicht einander zu sieden, zu braten, und künstlich zu morden.

Der große Friederich nannte die Kriege Fieberanfälle der Menschheit. Dem Fieber ruft man einen Arzt; auch dies Fieber wird seinen Arzt finden, der seine Anfälle wenigstens lindre und mindre. Denn das Menschengeschlecht dauert fort; was Eine Zeit nicht thun konnte, kann die andre. Plus ultra, ist der Spruch der Menschheit, plus ultra! Kein Herkules hat an ihre letzten Säulen gereicht; niemand wird sie erreichen.

23.

Ists Braga's Lied im Sternenklang,
Ists, Tochter Dval's,*) dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt
Und mich, ach meinen Staub durchdringt? —
— Kann dies die Stäte seyn, wo wir
Ins Thal des Schweigens flohn? —
Wie reizend, wie bezaubernd lacht
Die heitre Gegend, wie voll sanfter Pracht!
In schön'rer Majestät, in reiferm Strale
Glänzt diese Sonne. Milder fließt vom Thale
Mir fremder Blüthen Frühlingsduft,
Und Balsamgeister steigen durch die Luft. —
— — Ha nicht also in festlichem Gewand
Grüßt' ich dich einst, mein mütterliches Land.
Unfreundlich, ungeschmückt und rauh und wüste
In trübem Dunkel schauerte die Küste.
Kein Himmel leuchtete mild durch den Hain,
Kein Tag der Aehren lud zu Freuden ein.
In Hölen lauschte Graun und Meuterei,
Und was am Ufer scholl, war Kriegsgeschrei. —

In sanfter ätherischer Musik schallten diese Worte um mein Ohr, indeß mein schlummerndes Auge im Traum ein sehr erfreuliches Gesicht sahe. An der Hand eines ehrwürdigen Barden

*) Die nordische Parze. Braga ist der Gott der Dichtkunst. A. d. H.

1f. Fieberanfälle der Menschheit, „la fièvre chaude héroïque de l'Europe“ nennt er am 16. Januar 1758 den damaligen Krieg. D. — 9ff. S. S. 94 Z. 36 u. zu Z. 36. Anfang des ersten Gesanges. Variante: Z. 12 Auch mich. Braga und Dval werden erklärt in „Erläuterung der Eddensprache und der Anspielungen in diesem Gedichte,“ die dem Werke voraufgeht, S. 3. — 13. Vierter Gesang, V. 2ff. Variante: Z. 14 flohn? kaum glaub' ich dir! — 20. ströhmen (So auch Mst. älterer Redaktion. S. W. S. XVII, S. 109.) durch die Luft. Hiernach fehlen acht Verse.

erschien ein altdeutscher Druide. Der Druide suchte vergebens seinen längst zerstörten heiligen Hain, seine zertrümmerte Opferstäte. Der Barde suchte die verlohrnen Fußtapfen seiner Helden; er sah neue Gesetze, neue Anstalten für Ruhe, Ordnung, Recht und Wohlstand der Menschen; Gärten und Fluren lachten um ihn her; neue Lieder erklangen, nicht blutige Heldenlieder. Da ergrif er seine längst verstummte Harfe; er sang die Töne, deren einzelne Laute ich eben aus der Erinnerung angeführt habe, und das Gesicht zog vorüber.*)

* * *

Nur die zauberische Gegend blieb vor meinem Auge; ich wachte und träumte. Was ich sah, war die jetzige Welt und die Zukunft; ich glaubte, (so mischen wir im Traum die Dinge unter einander!) mit physisch-moralischen Geist von der unmittelbarsten Gegenwart der Dinge auf ihre Folgen zu schließen; oder vielmehr nicht zu schließen, weil in der wachenden Erscheinung Gegenwart und Zukunft nur Eins war. Es war die Blume in voller Gestalt; es war der Baum mit allen seinen Früchten. Ach, sprach ich zu mir selbst, Ephemeren, die wir glauben, mit uns gehe Himmel und Erde unter! Blinde, die so selten gewahr werden, woran sie selbst arbeiten, und was sich vor ihnen entwickelt. Die Gegenwart ist schwanger von der Zukunft; das Schicksal der Nachwelt ist in unsrer Hand, wir haben den Faden geerbt, wir weben ihn, und spinnen ihn weiter.

Wollen Sie, m. Freunde, etwas aus diesem meinem wachenden Traume wissen? Hier sind einige Züge, von denen ich Ihnen künftig genaue Rechenschaft zu geben hoffe:**) Denn, wie Sie wissen, Träume werden nur aus Erfahrungen, und das Grundgewebe dieser Hoffnungen sind sehr überdachte Gedanken.

Ich stellte mir den Zustand der künftigen Literatur aus dem Zusammenhange der jetzigen und der vergangenen vor; ich sah die Morgenröthe eines schönen werdenden Tages. Was erfindsame, fleißige Geister unsrer Zeit und der Vorzeit Nützliches versuchten, begannen, thaten, sah ich von der Nachwelt gebraucht und übertroffen.

*) Die Stelle ist aus Gerstenbergs Gedicht eines Skalden. Kopenhagen und Leipzig 1766. A. d. H.
**) In der Folge des Briefwechsels finde ich diese Anlagen entwickelt. A. d. H.

34. Gedicht eines Skalden, Kopenhagen, Odensee und Leipzig 1766.

Sie berichtigte Erfindungen, auf Anlagen bauete sie; sie schuf sich gleichsam neue Organe; die ganze Ansicht der Dinge war verändert.

Unsre Bemühungen, die Alten in ihrem Geist zu lesen, waren nichts weniger, als verkannt; ich hörte den Namen einiger meiner Freunde mit Liebe und Hochachtung nennen. Man war aber weiter gekommen; man dachte, und schrieb wie die Alten. Zeiten, denen ähnlich, in denen die edelsten Griechen und Römer schrieben, waren erschienen; man schrieb, was man sah und that; und schrieb merkwürdige Dinge. Der Feldherr und Bürger, der Philosoph und Staatsmann trennten sich nicht von einander.

Zeiten waren gekommen, in denen nicht Strafen allein, sondern auch öffentliche Ehren und Belohnungen waren. Da lebten Künstler, da sangen Dichter. Es war Griechenland und war es auch nicht: denn drittehalb Jahrtausende waren nicht umsonst verflossen in dem immer auf einander bauenden Tempel der Zeiten. Mein Herz erhob sich, da ich aus meinen Tagen einzelne Laute meiner Bekannten und Freunde hörte.

Ich sah ein Theater, wie ichs zu unsrer Zeit nicht gesehen hatte, dem Griechischen sehr ähnlich. Sogar der Chor erschien auf demselben wieder, als Zeuge einer allgemeinen Theilnehmung an dem was verhandelt ward; unserer Zeit fremde.

Ich bemerkte den Zustand der Philosophie; Männer, die mir theuer gewesen waren, erblickte ich als Gesetzgeber und Einrichter der Nachwelt. Meine ganze Seele war wie in den Tagen meiner Jugend.

Gesetze endlich, Regierungen, der Zustand der Menschheit waren so, und so leicht verändert, daß ich mich wunderte, wie wir das alles gewußt, gekannt und nicht angewandt haben konnten. Auch hier nannte man mir heilige, verehrte Namen meiner und der Vorzeit, die ich geliebt hatte. Allenthalben, auch im Tempel der Religion, verehrte man Eine Göttinn, aber nicht mit Worten, sondern in Thaten und Seele, die Humanität. Indem auch ich sie anbeten wollte, riß mich ein neues Traumgesicht fort.

* * *

Durch Sturm und Wellen, über Felsen uvd Wüsten kam ich zum Sitze des alten Menschenfreundes, Prometheus. Er war

34. Äschylos, Prometheus ed. L. Schmidt. V. 1—85. Kratos und Bia, Gewalt und Stärke, führen den Prometheus in die skythische Wüste. Hephaistos fesselt ihn an den Felsen. V. 561—886. Io, von der eifersüchtigen Hera in eine Kuh verwandelt und in Raserei über die Erde getrieben, erfährt von Prometheus ihre noch bevorstehenden Leiden

nicht mehr an seinen Felsen geschmiedet; kein Adler zehrete mehr an seiner nimmerverzehrten Leber. Gewalt und Stärke, die ihn einst angeschmiedet hatten, dieneten ihm; die vom Stachel der Liebe umhergetriebene Io saß in menschlich-göttlicher Gestalt ruhig zu seiner Seite. Der alte Ocean auf seinem geflügelten Roß und die Oceaniden auf ihrem Wagen, alle Menschenfreundlichen Nymphen und Pflegerinnen der Erde waren um ihn versammlet, und er sprach:

„Meine Vorsicht konnte mich nicht trügen, denn ich wußte, was ich den Menschen gegeben hatte mit meinem Geschenk. Unsterblichkeit ist nicht für sie auf Erden; aber mit dem Licht, das ich ihnen vom Olympus holte, hatten sie Alles. Träge Geschöpfe, daß sie so lang in der Dämmerung gingen; endlich haben sie das Mittel gefunden, das in ihnen selbst lag, die Vernunft. Sie giebt das Maas und die Waage, sich selbst zu regieren, Leidenschaften, auch die stärksten und härtesten zu überwinden, und allein meiner Mutter Themis zu gehorchen. Lange litt ich mit ihren Leiden; darum war ich an den Felsen geschmiedet, die Zeit und ein edler Göttersohn, der Sohn meines ärgsten Feindes, haben mich befreiet." Das Traumbild verschwand und ich erwachte.

Multa renascentur quae jam cecidere, cadentque
Quae nunc sunt in honore —
Alter erit tum Typhis, et altera quae vehat Argo
Delectos heroas: erunt etiam altera bella,
Atque iterum ad Troiam magnus mittetur Achilles.

24.

Ich fürchte, Ihr armer Prometheus wird lange noch die Fesseln tragen, die ihm Gewalt und Stärke anlegten. Um indessen nicht alte Zweifel zu wiederholen, lege ich Ihnen nur noch Eine, aber eine Hauptfrage vor:

und die einstige Größe ihres Geschlechts, aus dem Herakles hervorgehen wird. V. 284—396. Okeanos erbietet sich als Vermittler zwischen Prometheus und Zeus, was Prometheus entschieden zurückweist. Die Okeaniden bilden den Chor des Stücks.

16ff. Lange ... befreit, s. Prometheus 874. S. Herders dramatische Dichtung: „Der entfesselte Prometheus. Scenen. 1802." S. W. S. XXVIII, S. 329ff. — 20f. Horat. Ep. II_3 De arte poetica v. 70, 71:

in honore vocabula, si volet usus,
Quem penes arbitrium est et ius et norma loquendi.

— 22ff. Vergil. Buc. IV (Polio) v. 34—36. S. W. S. XVII, 112 setzt richtig „Tiphys".

„Wäre die ganze Idee einer fortgehenden, oder fortschreitenden Vervollkommung des Menschengeschlechts nicht ein bloßer Traum?" Prometheus wußte seinen armen Kranken kein anderes Heilmittel zu geben, als die täuschende, blinde Hoffnung.

„Welche andre Gattung der Geschöpfe läßt sich vorvollkommen? Und für wen? für sich, oder für andre? Welchen Beruf also, welche Sicherheit darüber hätte der einzige Mensch für sich?

„Und wo steht sein Ziel der Vollkommenheit? Die Linie dahin, ist sie eine Asymptote? eine Ellipse? eine Cykloide? oder welch eine andre Curve?"

„Das menschliche Geschlecht besteht nur in einzelnen Menschen. Werden wir vollkommner gebohren, als unsre Vorfahren? vollkommner erzogen? Und wenn dies auch wäre; der einzelne Mensch wächst, culminirt und geht rückwärts. Ein andrer tritt an seine Stelle, wächst, culminirt und geht rückwärts. Er nimmt, was er etwa erworben hatte, ins Grab; der andre hat neue Mühe im Erwerben, und eben den Ausgang."

„Was heißt Vervollkommung? Heißts Vermehrung der Kräfte? Diese bleiben in dem den Menschen von der Natur bestimmten Maas und Kreise. Der Mensch, so oft man ihn auch einen Gott, oder einen Engel nennete, kann nie ein Gott oder ein Engel werden."

„Oder wäre Vervollkommung eine Vermehrung von Werkzeugen und Mitteln zum Gebrauch menschlicher Kräfte? So kommt es immer doch darauf an, ob sie gut gebraucht werden: denn in den Händen des Bösewichts sind vermehrte Mittel, vermehrte Uebel."

„Also veränderte sich die Frage dahin: „wird das menschliche Geschlecht (nicht cultivirter, sondern) moralisch-besser? Besser in Neigungen? in Grundsätzen? in Anwendung dieser Grundsätze zu Ordnung der Neigungen? zu Bezwingung der Leidenschaften? zu mehrerer und schwererer Tugendübung? Getrauen Sie sich dieses zu behaupten?"

„Und woher behaupteten Sies? aus der Natur der Sache? aus dem Wesen der Menschheit? aus der Geschichte und Erfahrung?"

„Ziehen Sie die Zusammenordnung der Menschen auf unserm Erdball klimatisch, local, politisch, und wie Sie ferner wollen, in Erwägung; bemerken Sie den Wechsel der Dinge in Reichen, in Staaten, in Familien, in Ständen; allenthalben werden Sie zwar Macht, Reichthum, Trieb, Leidenschaft, blinde Neigung herrschend

finden; aber auch erleuchtete Vernunft, Weisheit, Güte? und zwar nach dem Fortgange der Zeiten mit wachsendem Lichte?"

„Chronologisch und genealogisch hängt freilich das Menschengeschlecht zusammen, oder rücket fort; aber auch dynamisch? rationell? moralisch?"

„Und verlöre unser Geschlecht dabei, wenn es nicht fortrückte? Der einzelne Mensch nicht: denn der lebt auf seiner Stelle und kommt nicht wieder. Das Ganze auch nicht; dies lebt nur in einzelnen Theilen. Die wachsende Vollkommenheit des Ganzen wäre ein Ideal, das keinem zu gut kommt, das nur in einem alles übersehenden Geist exsistiren könnte, etwa im Geist des Schöpfers; und was wäre für diesen ein solches Spielwerk?"

Vergönnen Sie also, daß ich mit Lessing den ganzen Traum von wachsender Vollkommenheit unseres Geschlechts für einen heilsamen Trug annehme. Der Mensch muß nach etwas Höherem streben, damit er nicht unter sich sinke. Er muß vorwärts getrieben werden, damit er nur von der Stelle komme, und nicht in Trägheit ermatte. Der Wahn einer Perfectibilität und der Trieb dazu scheinet ihm nur als Verwahrungsmittel gegen die Unthätigkeit und Verschlimmerung gegeben. Er geht wie in der Mühle das blinde Pferd, oder wie die kletternde Ziege.

— — Oh man, proud man,
drest in a little brief authority,
most ignorant of what he is most assur'd,
plays such fantastic tricks before high heav'n
as make an angel weep.

Shakesp.

---

13 ff. Zur Erklärung dieses Ausdrucks, der in der „Erziehung des Menschengeschlechts" nicht vorkommt, weist Suphan (Herders Werke Bd. XVIII, S. 612) auf Lessings Brief an J. A. H. Reimarus vom 6. April 1778 (Lessings Briefe ed. Redlich S. 739) und auf eine Äußerung Böttigers (Literarische Zustände und Zeitgenossen II, S 19). In dem Briefe heißt es: „Die Erziehung des Menschengeschlechts ist von einem guten Freunde, der sich gern allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen. . . . . Aber was thut's? Jeder sage, was ihm Wahrheit dünkt, und die Wahrheit selbst sei Gott empfohlen." Böttiger hörte auf seiner Hamburger Reise (1795) von Elise Reimarus, „daß Lessing selbst zu der Zeit, wo er seine Erziehung des Menschengeschlechts herausgab, nicht mehr an diese Träume geglaubt." — 22 ff. Shakespeare, Measure for measure II_2. Siehe Shakespeares Werke, herausg. von Nik. Delius, 3. Aufl. 1872. 1. Bd., S. 132:

but man, proud man!
Drest in a little brief authority,
Most ignorant of what he's most assur'd,
His glassy essence, — like an angry ape,
Plays such fantastic tricks before high heaven,
As make the angels weep.

25.

Alle Ihre Fragen über den Fortgang unsres Geschlechts, die eigentlich ein Buch erforderten, beantworet, wie mich dünkt, ein einziges Wort, Humanität, Menschheit. Wäre die Frage: ob der Mensch mehr als Mensch, ein Ueber= ein Außermensch werden könne und solle? so wäre jede Zeile zu viel, die man deßhalb schriebe. Nun aber, da nur von den Gesetzen seiner Natur, vom unauslöschlichen Charakter seiner Art und Gattung die Rede ist: so erlauben Sie, daß ich sogar einige Paragraphen schreibe.

Ueber den Charakter der Menschheit.

1.

Vollkommenheit einer Sache kann nichts seyn, als daß das Ding sei, was es seyn soll und kann.

2.

Vollkommenheit eines einzelnen Menschen ist also, daß er im Continuum seiner Existenz Er selbst sei und werde. Daß er die Kräfte brauche, die die Natur ihm als Stammgut gegeben hat; daß er damit für sich und andre wuchere.

3.

Erhaltung, Leben und Gesundheit ist der Grund dieser Kräfte; was diesen Grund schwächet, oder wegnimmt, was Menschen hinopfert, oder verstümmelt; es habe Namen, wie es wolle, ist unmenschlich.

4.

Mit dem Leben des Menschen fängt seine Erziehung an: denn Kräfte und Glieder bringt er zwar auf die Welt, aber den Gebrauch dieser Kräfte und Glieder, ihre Anwendung, ihre Entwicklung muß er lernen. Ein Zustand der Gesellschaft also, der die Erziehung vernachläßigt, oder auf falsche Wege lenkt, oder diese falsche Wege begünstigt, oder endlich die Erziehung der Menschen schwer und unmöglich macht, ist insofern ein unmenschlicher Zustand. Er beraubt sich selbst seiner Glieder und des Besten, das an ihnen

11 ff. S. die Einleitung dieses Bandes.

ist, des Gebrauchs ihrer Kräfte. Wozu hätten sich Menschen vereinigt, als daß sie dadurch vollkommenere, bessere, glücklichere Menschen würden?

5.

Unförmliche also oder schiefausgebildete Menschen zeigen mit ihrer traurigen Existenz nichts weiter, als daß sie in einer unglücklichen Gesellschaft von Kindheit auf lebten: denn Mensch zu werden, dazu bringt jeder Anlage gnug mit sich.

6.

Sich allein kann kein Mensch leben, wenn er auch wollte. Die Fertigkeiten, die er sich erwirbt, die Tugenden oder Laster, die er ausübt, kommen in einem kleinern oder größeren Kreise andern zu Leid oder zur Freude.

7.

Die gegenseitig-wohlthätigste Einwirkung eines Menschen auf den Andern Jedem Individuum zu verschaffen und zu erleichtern; nur dies kann der Zweck aller menschlicher Vereinigung seyn. Was ihn stört, hindert oder aufhebt, ist unmenschlich. Lebe der Mensch kurz oder lange, in diesem oder jenem Stande; er soll seine Existenz genießen und das Beste davon andern mittheilen; dazu soll ihm die Gesellschaft, zu der er sich vereinigt hat, helfen.

8.

Gehet ein Mensch von hinnen, so nimmt er nichts als das Bewußtseyn mit sich, seiner Pflicht, Mensch zu seyn, mehr oder minder ein Gnüge gethan zu haben. Alles andre bleibt hinter ihm, den Menschen. Der Gebrauch seiner Fähigkeiten, alle Zinsen des Capitals seiner Kräfte, die das ihm geliehene Stammgut oft hoch übersteigen, fallen seinem Geschlecht anheim.

9.

An seine Stelle treten junge, rüstige Menschen, die mit diesen Gütern forthandeln; sie treten ab, und es kommen andre an ihre Stelle. Menschen sterben, aber die Menschheit perennirt unsterblich. Ihr Hauptgut, der Gebrauch ihrer Kräfte, die Ausbildung ihrer Fähigkeiten ist ein gemeines, bleibendes Gut; und muß natürlicher Weise im fortgehenden Gebrauch fortwachsen.

10.

Durch Uebung vermehren sich die Kräfte, nicht nur bei Einzelnen, sondern ungeheuer mehr bei Vielen nach und mit einander. Die Menschen schaffen sich immer mehrere und bessere Werkzeuge; sie lernen sich selbst einander immer mehr und besser als Werkzeuge gebrauchen. Die physische Gewalt der Menschheit nimmt also zu: der Ball des Fortzutreibenden wird größer; die Maschienen, die es forttreiben sollen, werden ausgearbeiteter, künstlicher, geschickter, feiner.

11.

Denn die Natur des Menschen ist Kunst. Alles, wozu eine Anlage in seinem Daseyn ist, kann und muß mit der Zeit Kunst werden.

12.

Alle Gegenstände, die in seinem Reich liegen, (und dies ist so groß als die Erde) laden ihn dazu ein; sie können und werden von ihm, nicht ihrem Wesen nach, sondern nur zu seinem Gebrauch erforscht, gekannt, angewandt werden. Niemand ist, der ihm hierinn Grenzen setzen könne; selbst der Tod nicht: denn das Menschengeschlecht verjünget sich mit immer neuen Ansichten der Dinge, mit immer jungen Kräften.

13.

Unendlich sind die Verbindungen, in welche die Gegenstände der Natur gebracht werden können; der Geist der Erfindungen zum Gebrauch derselben ist also unbeschränkt und fortschreitend. Eine Erfindung weckt die andre auf; Eine Thätigkeit erweckt die andre. Oft sind mit Einer Entdeckung tausend andre, und zehntausend auf sie gegründete, neue Thätigkeiten gegeben.

14.

Nur stelle man sich die Linie dieses Fortganges nicht gerade, noch einförmig; sondern nach allen Richtungen, in allen möglichen Wendungen und Winkeln vor. Weder die Asymptote, noch die Ellipse und Cykloide mögen den Lauf der Natur uns vormahlen. Jetzt fallen die Menschen begierig über einen Gegenstand her; jetzt verlassen sie ihn mitten im Werk; entweder seiner müde, oder weil ein andrer neuerer Gegenstand sie zu sich hinreißt. Wenn dieser ihnen alt geworden ist, werden sie zu jenem

zurückkehren; oder dieser wird sie gar auf jenen zurückleiten. Denn für den Menschen ist Alles in der Natur verbunden, eben weil der Mensch nur Mensch ist und allein mit seinen Organen die Natur siehet und gebrauchet.

15.

Hieraus entspringt ein Wettkampf menschlicher Kräfte, der immer vermehrt werden muß, je mehr die Sphäre des Erkenntnisses und der Uebung zunimmt. Elemente und Nationen kommen in Verbindung, die sich sonst nicht zu kennen schienen; je härter sie in den Kampf gerathen, desto mehr reiben sich ihre Seiten allmälig gegen einander ab, und es entstehen endlich gemeinschaftliche Productionen mehrerer Völker.

16.

Ein Conflict aller Völker unsrer Erde ist gar wohl zu gedenken; der Grund dazu ist sogar schon geleget.

17.

Daß zu diesen Operationen die Natur viel Zeit, mancherlei Umwandlungen bedarf, ist nicht zu verwundern; ihr ist keine Zeit zu lang, keine Bewegung zu verflochten. Alles was geschehen kann und soll, mag nur in aller Zeit, wie im ganzen Raum der Dinge zu Stande gebracht werden; was heute nicht wird, weil es nicht geschehen kann, erfolgt morgen.

18.

Der Mensch ist zwar das erste, aber nicht das einzige Geschöpf der Erde; er beherrscht die Welt, ist aber nicht das Universum. Also stehen ihm oft die Elemente der Natur entgegen, daher er mit ihnen kämpfet. Das Feuer zerstört seine Werke; Ueberschwemmungen bedecken sein Land; Stürme zertrümmern seine Schiffe, und Krankheiten morden sein Geschlecht. Alle dies ist ihm in den Weg gelegt, damit ers überwinde.

19.

Er hat dazu die Waffen in sich. Seine Klugheit hat Thiere bezwungen, und gebraucht sie zu seiner Absicht; seine Vorsicht setzt dem Feuer Grenzen und zwingt den Sturm, ihm zu dienen. Den Fluthen setzt er Wälle entgegen und geht auf ihren Wogen daher; den Krankheiten und dem verheerenden Tode selbst sucht und weiß

er zu steuren. Zu seinen besten Gütern ist der Mensch durch Unfälle gelangt, und tausend Entdeckungen wären ihm verborgen geblieben, hätte sie die Noth nicht erfunden. Sie ist das Gewicht an der Uhr, das alle Räder derselben treibet.

20.

Ein Gleiches ists mit den Stürmen in unsrer Brust, den Leidenschaften der Menschen. Die Natur hat die Charaktere unseres Geschlechts so verschieden gemacht, als diese irgend nur seyn konnten: denn alles Innere soll in der Menschheit herausgekehrt, alle ihre Kräfte sollen entwickelt werden.

21.

Wie es unter den Thieren zerstörende und erhaltende Gattungen giebt; so unter den Menschen. Nur unter jenen und diesen sind die zerstörenden Leidenschaften die wenigern; sie können und müssen von den erhaltenden Neigungen unsrer Natur eingeschränkt und bezwungen, zwar nicht ausgetilgt, aber unter eine Regel gebracht werden.

22.

Diese Regel ist Vernunft, bei Handlungen Billigkeit und Güte. Eine Vernunftlose, blinde Macht ist zuletzt immer eine ohnmächtige Macht; entweder zerstört sie sich selbst, oder muß am Ende dem Verstande dienen.

23.

Deßgleichen ist der wahre Verstand immer auch mit Billigkeit und Güte verbunden; sie führet auf ihn, er führet auf sie; Verstand und Güte sind die beiden Pole, um deren Axe sich die Kugel der Humanität beweget.

24.

Wo sie einander entgegengesetzt scheinen, da ists mit einer oder dem andern nicht richtig; eben diese Divergenz aber macht Fehler sichtbar, und bringt den Calcul des Interesse unsres Geschlechts immer mehr zur Richtigkeit und Bestimmtheit. Jeder feinere Fehler giebt eine neue, höhere Regel der reinen allumfassenden Güte und Wahrheit.

25.

Alle Laster und Fehler unsres Geschlechts müssen also dem Ganzen endlich zum Besten gereichen. Alles Elend, das aus Vorurtheilen, Trägheit und Unwissenheit entspringt, kann den Menschen seine Sphäre nur mehr kennen lehren; alle Ausschweifungen rechts und links stoßen ihn am Ende auf seinen Mittelpunkt zurück.

26.

Je unwilliger, hartnäckiger, träger das Menschengeschlecht ist, desto mehr thut es sich selbst Schaden; diesen Schaden muß es tragen, büßen und entgelten; desto später kommts zum Ziele.

27.

Dies Ziel ausschließend jenseit des Grabes setzen, ist dem Menschengeschlecht nicht förderlich, sondern schädlich. Dort kann nur wachsen, was hier gepflanzt ist, und einem Menschen sein hiesiges Daseyn rauben, um ihn mit einem andern außer unsrer Welt zu belohnen, heißt den Menschen um sein Daseyn betrügen.

28.

Ja dem ganzen menschlichen Geschlecht, das also verführt wird, seinen Endpunkt der Wirkung verrücken, heißt ihm den Stachel seiner Wirksamkeit aus der Hand drehn, und es im Schwindel erhalten.

29.

Je reiner eine Religion war, desto mehr mußte und wollte sie die Humanität befördern. Dies ist der Prüfstein selbst der Mythologie der verschiednen Religionen.

30.

Die Religion Christi, die Er selbst hatte, lehrte und übte, war die Humanität selbst. Nichts anders, als sie; sie aber auch im weitsten Inbegrif, in der reinsten Quelle, in der wirksamsten Anwendung. Christus kannte für sich keinen edleren Namen, als daß er sich den Menschensohn d. i. einen Menschen nannte.

31.

Je besser ein Staat ist, desto angelegentlicher und glücklicher wird in ihm die Humanität gepfleget; je inhumaner, desto unglücklicher und ärger. Dies geht durch alle Glieder und Verbindungen desselben von der Hütte an bis zum Throne.

32.

Der Politik ist der Mensch ein Mittel; der Moral ist er Zweck. Beide Wissenschaften müssen Eins werden, oder sie sind schädlich wider einander. Alle dabei erscheinende Disparaten indeß müssen die Menschen belehren, damit sie, wenigstens durch eigenen Schaden klug werden.

33.

Wie jeden aufmerksamen einzelnen Menschen das Gesetz der Natur zur Humanität führet; seine rauhen Ecken werden ihm abgestoßen, er muß sich überwinden, andern nachgeben, und seine Kräfte zum Besten andrer gebrauchen lernen: so wirken die verschiedenen Charaktere und Sinnesarten zum Wohl des grössern Ganzen. Jeder fühlt die Uebel der Welt nach seiner eigenen Lage; er hat also die Pflicht auf sich, sich ihrer von dieser Seite anzunehmen, dem Mangelhaften, Schwachen, Gedruckten an dem Theil zu Hülfe zu kommen, da es ihm sein Verstand und sein Herz gebietet. Gelingts, so hat er dabei in ihm selbst die eigenste Freude; gelingts jetzt und ihm nicht, so wirds zu anderer Zeit einem andern gelingen. Er aber hat gethan, was Er thun sollte und konnte.

34.

Ist der Staat das, was er seyn soll, das Auge der allgemeinen Vernunft, das Ohr und Herz der allgemeinen Billigkeit und Güte: so wird er jede dieser Stimmen hören, und die Thätigkeit der Menschen nach ihren verschiednen Neigungen, Empfindbarkeiten, Schwächen und Bedürfnissen aufwecken und ermuntern.

35.

Es ist nur Ein Bau, der fortgeführt werden soll, der simpelste, größeste; er erstrecket sich über alle Jahrhunderte und Nationen; wie physisch, so ist auch moralisch und politisch die Menschheit im ewigen Fortgange und Streben.

36.

Die Perfectibilität ist also keine Täuschung; sie ist Mittel und Endzweck zu Ausbildung alles dessen, was der Charakter unsres Geschlechts Humanität verlanget und gewähret.

* * *

Hebet eure Augen auf und sehet. Allenthalben ist die Saat gesäet; hier verweset und keimet, dort wächset sie und reift zu einer neuen Aussaat. Dort liegt sie unter Schnee und Eise; getrost! das Eis schmilzt; der Schnee wärmt und decket die Saat. Kein Uebel, das der Menschheit begegnet, kann und soll ihr anders als ersprießlich werden. Es läge ja selbst an ihr, wenn es ihr nicht erspriеßlich würde: denn auch Laster, Fehler und Schwachheiten der Menschen stehen als Naturbegebenheiten unter Regeln, und sind oder sie können berechnet werden. Das ist mein Credo. Speremus atque agamus.

26.

Neulich sprach Jemand von einer Gesellschaft, von der er sonderbare Dinge behauptete. Er sagte, „ihre wahren Thaten „seyn so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen könnten, ehe man sagen dürfte: das haben sie gethan! „Gleichwohl hätten sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist „(merke wohl, sagte er: in der Welt!) und führen fort, an alle „dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, (merke „wohl, sagte er, in der **Welt**!) Und, (setzte er hinzu,) die wahren „Thaten dieser Gesellschaft zielen dahin, um größtentheils alles, „was man gemeiniglich gute Thaten nennt, entbehrlich zu machen."

Wer war begieriger über dieses Räthsel als ich? Und hier ist ungefähr unser Gespräch darüber.

Gespräch
über eine unsichtbar-sichtbare Gesellschaft.

Er. Wofür hältst du die bürgerliche Gesellschaft der Menschen?

Ich. Für etwas sehr Gutes.

Er. Ohnstreitig. Aber hälst du sie für Zweck oder Mittel? Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen worden? oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ich. Jenes scheinen einige behaupten zu wollen, dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

10. Speremus atque agamus. S. Herder an Heyne. Mitte März 1793. Von und an Herder. Bd. II, S. 220. — 24 ff. S. die Einleitung dieses Bandes. S. Lessings Ernst und Falk. Gespräche für Freymäurer. (1778). Zweites Gespräch. Lachmanns Ausgabe. Bd. X, S. 263 ff. (Mit einigen Kürzungen.) Nach Z. 28 fehlt eine Erwiderung Ernsts.

Er. So denke ich auch. Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer genießen könne. Das Totale der einzelnen Glückseligkeiten aller Glieder ist die Glückseligkeit des Staats. Außer dieser giebt es gar keine. Jede andre Glückseligkeit des Staats, bei welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, ist Bemäntelung der Tyrannei. Anders nichts. —

Ich. Gut also! Das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfaßungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Er. Nichts als Mittel, und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht läugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müßen. Nun sage mir, wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ich. Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Er. Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist, daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ich. Ich glaube dich zu verstehen. Aber man weiß ja wohl, woher es kommt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also beßer, als die andre; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Er. Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meynst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müßen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nicht gewußt hätte?

Ich. Es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Nach 8, 14, 20, 22, 36 hat Herder Stellen des Lessingschen Textes fortgelassen. — 21. Lessing: öfters nicht.

Er. Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müßen? O zehne für eines.

Ich. Nur Eines erst.

Er. Wir nehmen also die beste Staatsverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben; würden deßwegen alle Menschen in der Welt nur Einen Staat ausmachen?

Ich. Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nämlichen Gesetzen verwaltet würden.

Er. Und jeder dieser kleineren Staaten hätte sein eignes Intereße? jedes Glied desselben hätte das Intereße seines Staats?

Ich. Wie anders?

Er. Diese verschiedenen Intereße würden öfters mit einander in Collision kommen, so wie jetzt; und zwei Glieder aus zwei verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ich. Sehr wahrscheinlich.

Er. Das ist: wenn jetzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet, so begegnet nicht mehr ein bloßer Mensch einem bloßen Menschen, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiedenen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ich. Das ist leider wahr.

Er. Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glücks zu versichern, die Menschen zugleich trennet. Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfniße und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben?

Nach 11, 22 (nach „Menschen") 31 (nach „trennet"), Lücken. — 13. Lessing: derselben. — 15. „mit einander" von Herzer hinzugesetzt. — 22. Lessing: einem Engländer, oder umgekehrt, — 36. Lessing: „Meynst du nicht?"

Ich. Das ist ein gewaltiger Schritt.

Er. Hätten sie das; so würden sie auch, sie möchten heißen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsre Christen und Juden und Türken von jeher unter einander verhalten haben. Nicht als bloße Menschen gegen bloße Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug gegen einander streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ich. Allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerlei Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle Einerlei Religion haben könnten. Ja ich begreife nicht, wie Einerlei Staatsverfaßung ohne Einerlei Religion auch nur möglich ist.

Er. Ich eben so wenig. Auch nahm ich jenes nur an, um dir deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverläßig eben so unmöglich, als das andre. Ein Staat, mehrere Staaten. Mehrere Staaten, mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen, mehrere Religionen. — Nun sieh da das zweite Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft ganz ihrer Absicht entgegen verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hinzuziehen. Laß mich noch das dritte hinzufügen. Nicht gnug, daß die bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. Diese Trennung in wenige große Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch beßer als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ich. Wie so?

Er. Oder meynst du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sei gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe; ohnmöglich können alle Glieder unter sich das nämliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil hätten; so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet

Nach 1, 9, 18 (nach „Religionen"), 22 („hinzuziehen") Lücken. — 7. „gegen einander" von Herder hinzugesetzt.

worden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwei Menschenalter bestehen. Es wird bald reichere und ärmere Glieder geben.

Ich. Das versteht sich.

Er. Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, die in dieser Verschiedenheit der Stände ihren Grund nicht hätten.

Ich. Wenn ich dir doch widersprechen könnte! Aber was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Er. Verkennst du mich so weit? Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann; ich würde sie auch bei weit größern Uebeln noch segnen.

Ich Wer des Feuers genießen will, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Er. Allerdings. Aber weil der Rauch bei dem Feuer unvermeidlich ist, durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? Sieh, dahin wollte ich.

Ich. Wohin? Ich verstehe dich nicht.

Er. Das Gleichniß war doch sehr paßend. — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereinigt werden konnten, als durch jene Trennungen, werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ich. Das wohl nicht.

Er. Werden Sie darum heilig, jene Trennungen?

Ich. Wie heilig?

Er. Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen.

Ich In Absicht . . .

Er. In Absicht, sie nicht größer einreißen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfordert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ich. Wie könnte das verboten seyn?

Er. Aber geboten kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze nicht geboten. Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade außer den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein opus super erogatum seyn, und es wäre blos

Nach 2 („bestehen"), 6 („könnte") Lücken. — 5. Lessing: „das . . . hat". — 14. Lessing: will, sagt das Sprichwort,

zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem operi super erogato freiwillig unterzögen.

Ich. Recht sehr zu wünschen.

Er. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären und genau wüßten, wo Patriotismus Tugend zu seyn aufhöret.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, die dem Vorurtheil ihrer angebohrnen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müße, was sie für gut und wahr erkennen.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staat Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet.

Ich. Recht sehr zu wünschen!

Er. Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch? Nicht blos hier und da, nicht blos dann und wann. Wie wenn es dergleichen Männer jetzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ich. Wollte Gott!

Er. Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten, nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ich. Schöner Traum!

Er. Daß ich es kurz mache. Und diese Männer die *** wären?

(Hier nannte er mir den Namen der Gesellschaft; doch ohne mich im mindesten zu ihr einzuladen. Er, der aufrichtigste Mann, gestand selbst, daß die genannten Absichten zu ihrem Geschäft nur so mit gehörten; daß „dies Geschäft nichts willkührliches, nichts entbehrliches, sondern etwas nothwendiges sey, darauf man durch eignes Nachdenken eben sowohl verfallen könne, als man durch andre darauf geführt wird; daß Worte, Zeichen und Gebräuche, daß die ganze Aufnahme in diese Gesellschaft nichts Nothwendiges, nichts Wesentliches sey;" und durch diese Winke geleitet war ich auf sicherm Wege. Es begann zwischen uns ein zweites Gespräch, ohngefähr folgendermassen:

3. Lessing: Blos zu wünschen; aber recht ... — 4. Lessing: Ich dächte! Recht ... — 18. Nach „Wunsch", 19 nach „wann" Lücken. — 25. Lessing: die Freymäurer wären? Das Übrige ist von Herder hinzugesetzt.

Ich. Wenn es auch außer deiner Gesellschaft eine andre, freiere Gesellschaft gäbe, die das große Geschäft, wovon wir sprachen, nicht als Nebensache, sondern als Hauptzweck; nicht verschlossen, sondern vor aller Welt; nicht in Gebräuchen und Sinnbildern, sondern in klaren Worten und Thaten; nicht in zwei oder drei Nationen, sondern unter allen aufgeklärten Völkern der Erde triebe; nicht wahr, so entließest du mir die Aufnahme in deine kleine Gesellschaft?

Er. Herzlich gern. Das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden einer dunkeln Kammer ansetzt.

Ich. Zumal wenn ich in dieser Gesellschaft, die zu allen Zeiten exsistirt und exsistiren wird, längst gelebt, und in ihr mein Vaterland, meine innigsten Freunde gefunden hätte?

Er. Desto beßer.

Ich. Und in meiner Gesellschaft nichts von dem zu befürchten wäre, was ich in der deinigen immer noch besorgen muß; wo nicht Trug für Wahrheit, so wenigstens pädagogische Anleitung, Pedanterie des Herkommens, Aufhalt?

Er. Ganz nach meinem Sinn; aber nenne mir deine Gesellschaft.

Ich. *Die Gesellschaft aller denkenden Menschen in allen Welttheilen.*

Er. Groß genug ist sie; aber leider eine zerstreute, unsichtbare Kirche.

Ich. Sie ist gesammelt, sie ist sichtbar. Faust oder Guttenberg war, wie soll ich sagen? ihr Meister vom Stuhl, oder vielmehr ihr erster dienender Bruder. Ich treffe in ihr alles an, was mich über jede Trennung der bürgerlichen Gesellschaft erhebt, und mich zum Umgange nicht mit *solchen* und *solchen* Menschen, sondern mit *Menschen überhaupt*, nicht nur einführt, sondern auch bildet.

Er. Ich verstehe dich wohl. Seitdem die Buchdruckerei *ihre* Worte und Zeichen in alle Welt sendet, sollte es, meynst du, keine geheime Worte und Zeichen mehr geben. Indeßen stiftet auch die Buchdruckerei nur eine idealische Gesellschaft.

Ich. Wie es in diesen Dingen seyn muß. Ueber Grundsätze können sich nur Geister einander erklären; die Zusammenkunft der Körper ist sehr entbehrlich, wenn sie nicht zugleich auch meistens sehr zerstreuend und verführerisch wäre. Im Umgange mit Geistern auf Fausts Mantel bleibt meine Seele frei; sie kann jedes Wort, jedes Bild prüfen.

Er. Und sie heben dich über alle Vorurtheile der Staaten, der Religion, der Stände?

Ich. Völlig. Entweder denke ich bei meinen Gesellschaftern Homer, Plato, Xenophon, Tacitus, Mark-Antonin, Baco, Fenelon gar nicht daran, zu welchem Staat oder Stande sie gehörten, welches Volkes und welcher Religion sie waren; oder wenn sie mich daran erinnern, geschiehets gewiß mit weniger Störung, als es in deiner sichtbaren Gesellschaft je geschehen kann und mag.

Er. Gewiß

Ich. Und kann darauf rechnen, daß sich in dieser Gesellschaft, an eben diesen Grundsätzen und Lehren alle edlen Geister der Welt mit mir vereinigen.

Er. Und du kannst selbst mit ihnen sprechen, dich ihnen vernehmlich und hörbar machen auf eben dem Wege.

Ich. Wenn ichs wie du könnte! Ich sprach mit deinem Geist, ehe ich deine Person sah; ich kannte dich, ohne von einer geheimen Gesellschaft zu seyn, am Wort, am Griff, am Schlage. Deine und andrer Thaten haben längst und sicherer bei mir bewirkt, was Gebräuche und Zeichen nur sehr unsicher und langsam bewirken könnten; sie haben mich über jedes Vorurtheil von Staatsverfassung, angebohrner Religion, Rang und Ständen längst erhoben.

Er. Welche Thaten?

Ich. Poesie, Philosophie und Geschichte sind, wie mich dünkt, die drei Lichter, die hierüber Nationen, Sekten und Geschlechter erleuchten; ein heiliges Dreieck! Poesie erhebt den Menschen durch eine angenehme sinnliche Gegenwart der Dinge über alle jene Trennungen und Einseitigkeiten. Philosophie giebt ihm veste, bleibende Grundsätze darüber; und wenn es ihm nöthig ist, wird ihm die Geschichte nähere Maximen nicht versagen.

Er. Ob aber auch diese Grundsätze, diese Maximen und Anschauungen Thaten wirkten? Gäbe nicht die Gesellschaft einen Antrieb mehr?

Ich. Ich nehme dir deine eignen Worte aus dem Munde. „Sage mir nichts, von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschiene. Je mehr Räder, desto wandelbarer.“

31. Lessing: Ernst und Falk. Gespräche für Freymäurer. Erstes Gespräch. Lessings Schriften. Lachmanns Ausgabe. Bd. X, S. 257.

Er. Und was wäre dein einziger Antrieb?

Ich. Humanität. Gäbe man diesem Begriff alle seine Stärke, zeigte man ihn im ganzen Umfange seiner Wirkungen, und legte ihn als Pflicht, als unumgängliche, allgemeine, erste Pflicht sich und andern ans Herz; alle Vorurtheile von Staats-intereße, angebohrner Religion, und das thörichste Vorurtheil unter allen, von Rang und Stande würden —

Er. Verschwinden? Da irrest du dich sehr.

Ich. Nicht verschwinden; aber gedämpft, eingeschränkt, unschädlich gemacht werden; was Deine genannte und vielleicht Verdienstvolle Gesellschaft ja auch nur bewirken konnte, wenn sie es bewirken wollte. Weißt du es nicht beßer als ich, daß alle dergleichen Siege über das Vorurtheil von innen heraus, nicht von außen hinein erfochten werden müßen? Die Denkart macht den Menschen, nicht die Gesellschaft; wo jene da ist, formt und stimmt sich diese von selbst. Setze zwei Menschen von gleichen Grundsätzen zusammen; ohne Griff und Zeichen verstehen sie sich, und bauen in stillen Thaten den großen, edlen Bau der Humanität fort. Jeder, nachdem er kann, in seiner Lage praktisch; er freuet sich aber auch am Werk andrer Hände, weil er überzeugt ist, daß dies unendliche, unabsehliche Gebäude nur von allen Händen vollführt werden kann, daß alle Zeiten, alle Beziehungen dazu erfordert werden, mithin ein Jeder einen Jeden nicht einmal kennen darf, kennen soll, geschweige, daß er ihn durch Eidschwüre, durch Gesetze und Symbole bände.

Er. Du bist auf dem rechten Wege; auf ihm giebt es freie Arbeit. Kein wahres Licht läßt sich verbergen, wenn man es auch verbergen wollte; und das reinste Licht sucht man nicht eben in den Grüften.

Ich. Alle solche Symbole mögen einst gut und nothwendig gewesen seyn; sie sind aber, wie mich dünkt, nicht mehr für unsre Zeiten. Für unsre Zeiten ist gerade das Gegentheil ihrer Methode nöthig, reine, helle, offenbare Wahrheit.

Er. Ich wünsche dir Glück. Glaubst du aber nicht, daß man auch dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde?

Ich. Das wäre sehr inhuman. Wir sind nichts als Menschen; sei du der Erste unsrer Gesellschaft.*)

---

*) Der erste Theil dieses Gesprächs ist aus Leßings Ernst und Falk, Gespräche für Freimaurer, Wolfenbüttel 1781. genommen, denen der zweite Theil des Gesprächs eine andre Wendung giebt. A. d. H.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Dritte Sammlung.

Riga, 1794.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
der dritten Sammlung.

27.

Sie fürchten, daß man dem Wort Humanität einen Fleck anhängen werde*); könnten wir nicht das Wort ändern? Menschheit, Menschlichkeit, Menschenrechte, Menschenpflichten, Menschenwürde, Menschenliebe?

Menschen sind wir allesammt, und tragen sofern die Menschheit an uns, oder wir gehören zur Menschheit. Leider aber hat man in unserer Sprache dem Wort Mensch und noch mehr dem barmherzigen Wort Menschlichkeit so oft eine Nebenbedeutung von Niedrigkeit, Schwäche und falschem Mitleid angehängt, daß man jenes nur mit einem Blick der Verachtung, dies mit einem Achselzucken zu begleiten gewohnt ist. „Der Mensch!"**) sagen wir jammernd oder verachtend und glauben einen guten Mann aufs lindeste mit dem Ausdruck zu entschuldigen: „es habe ihn die Menschlichkeit übereilet." Kein Vernünftiger billigt es, daß man den Charakter des Geschlechts, zu dem wir gehören, so barbarisch hinabgesetzt hat; man hat hiemit unweiser gehandelt, als wenn man den Namen seiner Stadt- oder Landsmannschaft zum Eckelnamen machte Wir also wollen uns hüten, daß wir zu Beförderung solcher Menschlichkeit keine Briefe schreiben.

Der Name Menschenrechte kann ohne Menschenpflichten nicht genannt werden; beide beziehen sich auf einander, und für beide suchen wir Ein Wort.

So auch Menschenwürde und Menschenliebe. Das Menschengeschlecht, wie es jetzt ist und wahrscheinlich lange noch

*) S. das Ende des vorigen Briefes. A. d. H.

**) Adelung hat sogar dem verbannenswürdigen Ausdruck „das Mensch" einen langen Artikel einräumen müssen. A. d. H.

27 f. Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der Hochdeutschen Mundart von Johann Christoph Adelung. 1774—1786. In der Ausgabe Wien 1808 steht der Artikel Bd. 3, S. 176—178, das Mensch S. 178.

seyn wird, hat seinem größesten Theil nach keine Würde; man darf es eher bemitleiden, als verehren. Es soll aber zum Charakter seines Geschlechts, mithin auch zu dessen Werth und Würde gebildet werden. Das schöne Wort Menschenliebe ist so trivial worden, daß man meistens die Menschen liebt, um keinen unter den Menschen wirksam zu lieben. Alle diese Worte enthalten Theilbegriffe unseres Zwecks, den wir gern mit Einem Ausdruck bezeichnen möchten.

Also wollen wir bei dem Wort Humanität bleiben, an welches unter Alten und Neuern die besten Schriftsteller so würdige Begriffe geknüpft haben. Humanität ist der Charakter unsres Geschlechts; er ist uns aber nur in Anlagen angebohren, und muß uns eigentlich angebildet werden. Wir bringen ihn nicht fertig auf die Welt mit; auf der Welt aber soll er das Ziel unsres Bestrebens, die Summe unsrer Uebungen, unser Werth seyn; denn eine Angelität im Menschen kennen wir nicht, und wenn der Dämon, der uns regiert, kein humaner Dämon ist, werden wir Plagegeister der Menschen. Das Göttliche in unserm Geschlecht ist also Bildung zur Humanität; alle großen und guten Menschen, Gesetzgeber, Erfinder, Philosophen, Dichter, Künstler, jeder edle Mensch in seinem Stande, bei der Erziehung seiner Kinder, bei der Beobachtung seiner Pflichten, durch Beispiel, Werk, Institut und Lehre hat dazu mitgeholfen. Humanität ist der Schatz und die Ausbeute aller menschlichen Bemühungen, gleichsam die Kunst unsres Geschlechtes. Die Bildung zu ihr ist ein Werk, das unabläßig fortgesetzt werden muß; oder wir sinken, höhere und niedere Stände, zur rohen Thierheit, zur Brutalität zurück.

Sollte das Wort Humanität also unsre Sprache verunzieren? Alle gebildete Nationen haben es in ihre Mundart aufgenommen; und wenn unsre Briefe einem Fremden in die Hand kämen, müßten sie ihm wenigstens unverfänglich scheinen: denn Briefe zu Beförderung der Brutalität wird doch kein Ehrliebender Mensch wollen geschrieben haben.

28.

Gern nehme ich mit Ihnen das Wort Humanität in unsre Sprache, wenigstens im Kreise unsrer Gesellschaft auf; der Begriff, den es ausdrückt, noch mehr aber dessen Geschichte scheint ihm das Bürgerrecht zu geben.

So lange der Mensch, dies wunderbare Räthsel der Schöpfung, sich seinem sichtbaren Zustande nach betrachtete, und sich dabei mit dem was in ihm lag, mit seinen Anlagen und Willenskräften oder gar mit äußern Gegenständen der daurenden Natur verglich, so ward er auf das Gefühl der Hinfälligkeit, der Schwäche und Krankheit zurückgestoßen; daher in mehreren morgenländischen Schriften dieser Begriff dem Namen unsres Geschlechts ursprünglich beigesellet ist. Der Mensch ist von Erde, eine zerbrechliche, von einem flüchtigen Othem durchhauchte Leimhütte; sein Leben ist ein Schatte, sein Loos ist Mühe auf Erden.

Schon dieser Begriff führte zur Menschlichkeit, d. i. zum erbarmenden Mitgefühl des Leidens seiner Nebenmenschen, zur Theilnahme an den Unvollkommenheiten ihrer Natur, mit dem Bestreben, diesen zuvorzukommen oder ihnen abzuhelfen. Die Morgenländer sind so reich an Sittensprüchen und Einkleidungen, die dies Menschengefühl als Pflicht einschärfen oder als eine unserm Geschlecht unentbehrliche Tugend empfehlen, daß es sehr ungerecht wäre, ihnen Humanität abzusprechen, weil sie dies Wort nicht besaßen.

Die Griechen hatten für den Menschen einen edleren Namen: ἄνθρωπος ein Aufwärtsblickender, der sein Antlitz und Auge aufrecht empor trägt, oder wie Plato es noch künstlicher deutet, Einer, der, indem er sieht, auch überzählt und rechnet. Sie konnten indessen eben so wenig umhin, in diesem aufrechtblickenden, Vernunftartigen Geschlecht alle die Mängel zu bemerken, die zum bedaurenden Mitgefühl, also zur Humanität und zur Gesellung führen. In Homer und allen ihren Dichtern kommen die zärtlichsten Klagen über das Loos der Menschheit vor. Erinnern Sie sich der Worte Apolls wenn er die armen Sterblichen beschreibt,

— Wie sie, gleich den Blättern des Baums, jetzt grünen und frisch sind,
Von den Früchten der Erde sich nährend; dann aber in Kurzem
Welken und fallen entseelet dahin —

26. Cratylus, c. XXXV ἄνθρωπος — ἀναθρῶν ἃ ὄπωπεν. (Ausgabe und Kommentar von Charles Lenormant, Athen 1861, S. 21.) — 34 f. Il. XXI, 464—466.

Oder wenn Jupiter selbst die unsterblichen Rosse Achills bedauret, die um ihren Gebieter trauren:

— Er sprach im Innern der Seele:
Arme, warum doch gaben wir euch dem Könige Peleus,
Einem Sterblichen, Euch, die niemals altern und sterben?
Wars, mit den unglückseligen Menschen euch leiden zu sehen?
Denn elender ist nirgend ein Wesen, als es der Mensch ist;
Keines von allen, die über der Erde sich regen und athmen. —

In demselben Ton singen ihre lyrische Dichter.

Nächst der Selbsterhaltung ward es also die erste Pflicht der Menschheit, den Schwächen unserer Nebengeschöpfe beizuspringen und sie gegen die Uebel der Natur oder die rohen Leidenschaften ihres eignen Geschlechts in Schutz zu nehmen. Dahin ging die Sorge ihrer Gesetzgeber und Weisen, daß sie in Worten und Gebräuchen den Menschen diese unentbehrlichen heiligen Pflichten gegen ihre Mitmenschen anempfahlen, und dadurch das älteste Menschen- und Völkerrecht gründeten. Religion wars, vom Morde sich zu enthalten, dem Schwachen beizuspringen, dem Irrenden den rechten Weg zu zeigen, des Verwundeten zu pflegen, den Todten zu begraben. In Religion wurden die Pflichten des Ehebundes, der Eltern gegen die Kinder, der Kinder gegen die Eltern, des Einheimischen gegen die Fremden eingehüllet, und allmälig dies Erbarmen auch auf Feinde verbreitet.*) Was Poesie, und Gesetzgebende Weisheit begonnen hatten, entwickelte die Philosophie endlich; und wir haben es insonderheit der Sokratischen Schule zu danken, daß in Form so mannichfaltiger Lehrgebäude die Kenntniß der Natur des Menschen, seiner wesentlichen Beziehungen und Pflichten das Studium der erlesensten Geister ward. Was Sokrates bei den Griechen that, brachten bei andern Völkern Andre zu Stande; Confucius z. B. ist der Sokrates der Sineser, Menu der Indier worden; denn überhaupt sind die Gesetze der Menschenpflicht keinem Volk der Erde unbekannt geblieben. In jeder Staatsverfassung aber hat sie nach Lage und

*) Heyne hat diesen Zweck alter griechischer Institute in mehreren seiner opuscul. academic. vortreflich gezeiget. A. d. H.

3ff. Il. XVII, 442—447. — 34f. Chr. G. Heynii Opuscula Academica. 4 Vol. Gottingae 1785—1796. Dort Vol. I, S. 207—220. Nonnulla in vitae humanae initiis a primis Graeciae legumlatoribus ad morum mansuetudinem sapienter instituta. Der zweite Band enthält zum größten Teil Arbeiten über Gesetze verschiedener griechischer Staaten.

Zeit das sogenannte Bedürfniß des Staats Theils befördert, Theils aufgehalten und verderbet.

Unter den Römern also, denen das Wort Humanität eigentlich gehört, fand der Begriff Anlaß gnug, sich bestimmter auszubilden. Rom hatte harte Gesetze gegen Knechte, Kinder, Fremde, Feinde; die obern Stände hatten Rechte gegen das Volk, u. f. Wer diese Rechte mit größester Strenge verfolgte, konnte gerecht seyn, er war aber dabei nicht menschlich. Der Edle, der von diesen Rechten, wo sie unbillig waren, von selbst nachließ, der gegen Kinder, Sklaven, Niedre, Fremde, Feinde nicht als Römischer Bürger oder Patricier, sondern als Mensch handelte, der war humanus, humanissimus, nicht etwa in Gesprächen nur und in der Gesellschaft, sondern auch in Geschäften, in häuslichen Sitten, in der ganzen Handlungsweise. Und da hiezu das Studium und die Liebe der griechischen Weltweisheit viel that, daß sie den rauhen, strengen Römer nachgebend, sanft, gefällig, billigdenkend machte, konnte den bildenden Wissenschaften ein schönerer Name gegeben werden, als daß man sie menschliche Wissenschaften nannte? Gewiß war von ihnen die Philosophie nicht ausgeschlossen*); vielmehr war sie dieser bildenden Wissenschaften Erzieherinn und Gesellinn, bald ihre Mutter, bald ihre Tochter gewesen.

Da bei den Römern also die Humanität zuerst als eine Bezähmerinn harter bürgerlicher Gesetze und Rechte, als die eigentliche Tochter der Philosophie und bildenden Wissenschaften einen Namen gewonnen hat, der sich mit diesen nachher weiter vererbte: so lassen Sie uns ja Namen und Sache ehren. Auch in den abergläubigsten, dunkelsten Zeiten erinnerte der Name humaniora an den ernsten und schönen Zweck, den die Wissenschaften befördern sollten; diesen wollen wir, da wir menschliche Wissenschaften doch nicht wohl sagen können, mit und ohne dem Wort Humanität, nie vergessen, nie aufgeben. Wir bedürfen dessen eben so wohl als die Römer.

Denn blicken Sie jetzt weiterhin in die Geschichte; es kam eine Zeit, da das Wort Mensch (homo) einen ganz andern Sinn bekam, es hieß ein Pflichtträger, ein Unterthan, ein Vasall,

*) Ernesti Rede de humanitatis disciplina ist hierüber bekannt. A. d. H.

36. Johann August Ernesti, Philolog und Theolog (1707—1781), trat 9. April 1742 eine außerordentliche Professur litterarum humanarum mit der Rede De humanitatis disciplina an.

ein Diener.*) Wer dies nicht war, der genoß keines Rechts, der war seines Lebens nicht sicher; und die, denen jene dienende Menschen zugehörten, waren Uebermenschen. Der Eid, den man ihnen ablegte, hieß Menschenpflicht (homagium) und wer ein freier Mann seyn wollte, mußte durch den Mann-Rechtsbrief beweisen, daß er kein homo, kein Mensch sei. Wundern Sie sich nun, daß dem Wort Mensch in unsrer Sprache ein so niedriger Begriff anklebt? seiner Abstammung selbst heißt es ja nichts anders als ein verachteter Mann, Mennisk', ein Männlein.**)

Auch Leute, Leutlein wurden nur als Anhängsel des Landes betrachtet, das sie bebauen mußten, auf welchem sie starben. Der Fürst, der Edle war Herr und Eigenthümer über Land und Leute; und seine Seckelträger, Canzlisten, Capellane, Vasallen und Clienten waren homines, Menschen oder Menschlein, mit mancherlei Nebenbestimmungen, die ihnen blos das Verhältniß gab, nach welchem sie Ihm angehörten.***) Lassen Sie uns ja zum Begriff der Humanität bei Griechen und Römern übergehen: denn bei diesem barbarischen Menschenrecht wird uns angst und bange.

29.

Das Hauptgut wollen wir ja nicht vergessen, das uns die tiefere Betrachtung der Menschennatur für alle Zeiten erworben hat; es ist die Erkenntniß unsrer Kräfte und Anlagen, unsres Berufes und unsrer Pflicht. Eben in dem, wodurch der Mensch von Thieren sich unterscheidet, liegt sein Charakter, sein Adel, seine Bestimmung; er kann sich davon so wenig als

*) Daher noch der Ausdruck: Er ist ein homo! Du homo! „u. s." A. d. H.

**) Weder Wachter noch Adelung haben diesen Ursprung der Endung im Wort Mennisk bemerkt; er scheint aber der wahre: denn wenn man das Wort Mensch nach Niedersächsischer, d. i. der alten und ächten Art ausspricht, so heißt es Mens-ch (Mensk) d. i. ein elender unbewehrter Mann, ein Männlein. A. d. H.

***) S. hierüber Du Fresne, Glossar. artic. Homo: Homines denariales chartularii, fiscales, ecclesiastici, de corpore, pertinentes, commendati, casati, feudales, exercitales, ligii, de manu mortua, de suis manibus, de manupastu etc. A. d. H.

9. Mennisk', vielmehr ist das Wort mit der Ableitungssilbe isch von manna (got), man (ahd.) gebildet, das als Substantiv stehende Maskulinum schwacher Biegung des gotischen Adjektivs mannisks und bedeutet „denkendes, seiner bewußtes Wesen". S. Deutsches Wörterbuch von Dr. Friedrich Ludwig Karl Weigand. Dritte Auflage, 2. Band. Gießen 1878. S. 75. — 31. Charles du Fresne, sieur du Cange (1610—1688). Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. Paris 1678. 3 vol. fol. Eine neue Ausgabe opera et studio monachorum ordinis S. Benedicti. 1733. 6 vol. fol.

von der Menschheit selbst lossagen. Dies ist das wahre studium humanitatis, in welchem uns Griechen und Römer vortreflich vorgegangen sind; Schande, wenn wir ihnen nachbleiben wollten!

Der Mensch hat einen Willen, er ist des Gesetzes fähig: seine Vernunft ist ihm Gesetz. Ein heiliges, unverbrüchliches Gesetz, dem er sich nie entziehen darf, dem er sich nie entziehen soll. Er ist nicht etwa nur ein mechanisches Glied der Naturkette; sondern der Geist, der die Natur beherrscht, ist Theilweise in ihm. Jener soll er folgen; die Dinge um ihn her, insonderheit seine eigne Handlungen soll er dem allgemeinen Principium der Welt gemäß anordnen. Hierinn ist er keinem Zwange unterworfen, ja er ist keines Zwanges fähig. Er constituiret sich selbst; er constituirt mit andern ihm Gleichgesinnten nach heiligen, unverbrüchlichen Gesetzen eine Gesellschaft. Nach solchen ist er Freund, Bürger, Ehemann, Vater; Mitbürger endlich der großen Stadt Gottes auf Erden, die nur Ein Gesetz, Ein Dämon, der Geist einer allgemeinen Vernunft und Humanität beherrschet, ordnet, lenket.

Doch warum spreche ich und lasse nicht lieber den menschenfreundlichen Kaiser sprechen, der in seinen Betrachtungen über sich selbst mehr als in seiner Statue vor dem Capitol als Gesetzgeber der Welt dem Menschengeschlecht sanftmüthig-groß gebietet.

Mark-Antonin über sich selbst.

„Von Apollonius habe ich gelernt, frei zu seyn, und ohne Wankelmuth unbeweglich; auf nichts anders, auch mit dem kleinsten Seitenblick hinzusehen, als auf die Vernunft; immer Derselbe zu seyn, unter den heftigsten Schmerzen, beym Verlust eines Kindes, in langwierigen Krankheiten. Wie in einem lebendigen Muster habe ich an ihm deutlich ersehen, wie Derselbe Mann sehr strenge und doch auch nachgebend seyn könne. Ich habe von ihm gelernt, wie man von Freunden sogenannte Gefälligkeiten annehmen könne, daß man ihnen weder verhaftet werde, noch solche Gefühllos zurückweisen dürfe."

„Vom Sextus lernte ich Wohlwollen; ich empfing das Muster einer väterlichen Hausverwaltung, und den Sinn, nach der Natur zu leben. Ich lernte, ernst seyn ohne Steifheit, mich in Freunde

22. D. Imperatoris Marci Antonini Commentariorum quos sibi ipsi scripsit Libri XII. (*Τῶν εἰς ἑαυτὸν βιβλία ΙΒ'.*) Recensuit Joannes Stich. Leipzig, Teubner. 1882. — 23ff. I, cap. 8, S. 3, Z. 6 (um einen Satz gekürzt). — 33ff. I, c. 9, S. 3, Z. 19.

schicken ohne Laune, Unwissende und vom Wahn Geleitete dulden. An ihm sah ich, was Gefälligkeit gegen Jedermann sey: denn sein Umgang war angenehmer als alle Schmeichelei, und doch blieb er zu eben der Zeit bei allen in Achtung."

„Von meinem Bruder Severus lernte ich Verwandte, Recht und Wahrheit lieben. Durch ihn lernte ich einen Thrasea, Helvidius, Cato, Dion und Brutus kennen: ich empfing die Idee eines Staats, der nach gleichen Gesetzen und Rechten verwaltet wird, einer Regierung, die der Freiheit ihrer Unterthanen die höchste Achtung erweiset. Von ihm lernte ich standhaft und ohne Scheu die Philosophie hochschätzen, gutthätig seyn auf die beste reichste Weise, jederzeit das Beste hoffen, und auf die Liebe der Freunde trauen; es ihnen gestehen, worinn man mit ihnen unzufrieden sei; was man wolle oder nicht wolle, sie nicht errathen lassen, sondern es ihnen klar sagen."

„Haben wir den Verstand mit einander gemein, so ist uns auch die Vernunft gemein, durch die wir vernünftig sind. Ist dieses: so ist auch die Vernunft gemein, die vorschreibt, was wir zu thun und nicht zu thun haben. Ist dies, so haben wir auch ein gemeinschaftliches Gesetz. Ist das, so sind wir Bürger und nehmen an Einem gemeinschaftlichen Staate Theil. Dieser Staat ist die Welt: denn was für einen andern Staat könnte jemand nennen, an dem das ganze Menschengeschlecht Theil nehme? Aus diesem gemeinschaftlichen Staat also haben wir alle denselben Verstand, dieselbe Vernunft, dieselbe Gesetzgebende Vernunft: denn woher hätten wir sie sonst? Wie das Irrdische an mir, das Feuchte, das Luftige, das Feurige jedes aus der Quelle seines Elements kommt, und dahin gehört: so muß auch der Verstand irgend woher seyn und dazu gehören."

„Was Dir füglich ist, o Weltall, ist auch mir bequem. Nichts kommt mir zu frühe, nichts zu spät, was dir recht ist. Alles ist mir Frucht, o Natur, was Deine Horen mir bringen. Aus dir kommt alles, in dir ist alles, in dich kehrt alles zurück. Wenn jener sagte: o du geliebte Cecrops-Stadt, sollte ich nicht sagen: o du geliebte Gottes-Stadt!"

„Der Geist des Weltalls ist ein Gemeinheit-Stifter. Das Schlechtere hat er des Bessern wegen hervorgebracht, das Bessere

5 ff. I, c. 14, S. 5, Z. 7. — 16 ff. IV, c. 4, S. 33, Z. 6. — 30 ff. IV, c. 23, S. 38, Z. 6. — 36 ff. V, c. 30, S. 60, Z. 22.

harmonisch zu einander geordnet. Du siehest, wie er unter- wie er zusammenordnete, wie er jedem Dinge nach Würde das seinige zutheilte, und die edelsten Wesen zum einstimmigen Wohlwollen, zum Gleichsinn gegen einander verknüpft hat."

„Steheſt du des Morgens ungern auf, so ermuntere dich mit dem Gedanken: ich erwache zum Werk des Menschen! Sollte ich mit Unwillen dran gehen, Das zu thun, deßhalb ich gebohren, dazu ich in die Welt kommen bin? „Die Ruhe ist aber angenehm." Bist du zum Genießen gebohren? oder nicht vielmehr zum Thun, zum Wirken? Siehest du nicht, wie Gewächse, Vögel, Ameisen, Spinnen, Bienen die Welt auf ihrem Platze mitzieren? und du, ein Mensch, wolltest deinen Menschenberuf nicht erfüllen? Du eilst nicht zu dem, was deine Natur von dir fodert? Du liebst dich also nicht selbst, da du deine Natur, und ihr Gesetz nicht liebest. Andre, die ihre Kunst lieben, zehren sich in Ausübung derselben ab, sie vergessen Speise und Trank; du aber schätzest deine Menschennatur geringer, als der Drechsler die Drehekunst, der Tänzer die Tanzkunst, der Geizige das Geld, der Eifersüchtige ein wenig Ehre. Scheinen Dir Arbeiten zum gemeinen Wohlseyn zu geringe, als daß sie gleichen Fleißes bedürften?"

„Siehe zu, daß du nicht verkaisert werdest: nimm die Tinctur nicht an. Denn das geschieht leicht! Erhalte dich einfach, gut, unverfälscht, ernsthaft, Prachtlos, Rechtliebend, Gottverehrend, sanftmüthig, liebend die Deinigen, tapfer zu jedem wohlanständigen Werk. Kämpfe, daß du Der bleibest, zu dem dich die Philosophie machen wollte. Verehre die Götter, erhalte die Menschen. Kurz ist das Leben; und es giebt nur Eine Frucht des irrdischen Lebens: ein heiliges Gemüth und zum Wohl der Gesellschaft dienende Werke."

„Glaube nicht, daß wenn dir etwas schwer dünkt, es dem Menschen unmöglich sey; und was dem Menschen je möglich war, das halte auch dir möglich."

„Gegen unvernünftige Thiere, überhaupt auch bei allen vorkommenden Vernunftlosen Dingen und Geschäften betrage dich als einer, der Vernunft hat, großmüthig und frei. Gegen Menschen aber, als gegen vernünftige Wesen, betrage dich mit gemeinschaftlicher, geselliger Vernunft."

5. V, c. 1, S. 47, Z. 5 (um einige Sätze gekürzt). — 21. VI, c. 30, S. 71, Z. 9. — 30. V, c. 19, S. 68, Z. 23. — 33. VI, c. 28, S. 69, Z. 21.

„Die Menschen sind um einander willen da. Belehre sie also, oder ertrage sie.“

„Fange endlich einmal an ein Mensch zu sein; hüte dich aber eben so wohl, den Menschen zu schmeicheln, als über sie zu zürnen. Beides ist wider die Pflicht der Gesellschaft; beides ist schädlich.“

„Welche Macht und Würde hat der Mensch! Nichts zu thun, als was die Gottheit selbst billigen würde; und alles aufzunehmen, was ihm Gott anweiset.“

„Mensch! Du warest in diesem großen Staate Gottes ein Mitbürger; was kümmert es dich, daß du es nur fünf Jahre lang warest? Was nach Gesetzen geschieht, thut Niemandem unrecht. Was ist denn Schreckliches darinn, daß dich nicht ein Tyrann, noch ungerechter Richter sondern die Natur wegruft, die dich in diesen Staat einführte? eben wie den Schauspieler, den der Prätor dung, der Prätor auch von der Schaubühne entläßt. — „Aber die fünf Acte des Stücks sind von mir noch nicht geendet; sondern nur drei. „Wohl! Im Leben sind drei Acte auch ein Stück. Was ein Ganzes seyn soll, bestimmet der, der einst Compositeur, jetzt Auflöser des Spiels ist. Du bist keins von beiden. Geh' also zufrieden fort; auch Er entläßt dich zufrieden.“

— So spricht Mark-Antonin auf allen Blättern. Wir wollen nicht sagen: „Heiliger bitte für uns; sondern: **menschlicher Kaiser, sei uns ein Muster.**“

30.

Wer vermag die Würde von solchen Dingen, dem Geiste
Ihrer Erfindung gemäß, ein Lied zu dichten? Und wer hat
Kraft im Busen, und Worte der Zunge, zu strömen ein Loblied
Jenem vortreflichen Mann, der solche Schätze der Wahrheit,
Die sich sein Herz erworben, uns zum Geschenke gelaßen?
Möcht' es auch einer wagen, von sterblichem Blute gebohren?

1 f. VIII, c. 59, S. 112, Z. 8. — 3 ff. XI, c. 18, S. 152, Z. 2. — 7 ff. XII, c. 11, S. 160, Z. 14. — 10 ff. XII, c. 36, S. 166, Z. 23. — 26 ff. T. Lucreti Cari De rerum natura Libri VI (ed. Lachmann. Berlin 1850):

Quis potis est **dignum** pollenti pectore carmen
Condere — —

Anfang des fünften Buches, V. 1—55. Preis des Epikur. — **Wer vermag der**, S. W. S. XVII, S. 147.

Wenn der Dinge Gewicht, die sein hoher Geist uns entdeckt hat,
Ihren vortreflichen Werth wir bedenken, so war er ein Gott uns,
Ja ein Gott wars, ruhmvoller Memmius! welcher zuerst uns
Jenen erhabenen Weg des Lebens gezeiget, den jetzt wir
Weisheit nennen; und der, durch ihre Hülfe, das Leben
Aus dem Dunkel der Nacht, aus wogenden Fluthen gerettet,
Und in den friedlichen Port, in klares Licht es gestellt hat.
Nimm die Erfindungen andrer, die man für göttlich erkannt hat;
Ceres pflanzte die Aehren; es lehrte die Sterblichen Bacchus
Den gekelterten Most aus der Rebe drücken; da dennoch
Ohne Gebrauch von diesen Dingen das Leben bestehn mag,
Wie mans an Völkern ersieht, die jetzt noch ihrer entbehren.
Ist die Brust dir nicht rein, so suchst du vergebens ein Glück dir,
Denkest umsonst an Lebensgenuß. Drum scheint er ein Gott uns,
Und mit mehrerem Recht als jene, von dem in die Herzen
Aller Völker so süßer Trost für das Leben geflossen.

Sollte dir aber dünken, es gingen des Herkules Thaten
Diesen weit noch voran, so würdest du gröber dich irren:
Denn was hat des Nemeïschen Löwen gefürchteter Rachen
Schreckbares jetzt für uns? und der Zahn des arkadischen Keilers?
Was aus Kreta der Stier? was des lernäischen Sumpfes
Giftige Pest, die Hydra, mit zischenden Nattern umgürtet?
Was kann die Riesenbrust des dreifachen Geryon, was die
Rosse, die Flammen schnauben, die über Thraciens Felder
Auf die Bistonischen Fluren und auf die Fruchtreichen Saaten,
Wo sich Ismarus hebt, Tod brachten und wildes Verderben?
Wodurch möchten der Stymphaliden gebogene Krallen
Uns noch fürchterlich werden? wodurch der hesperische Drache,
Der um den Baum gewunden in ungeheuren Kreisen,
Tod aus den Augen blitzend, die goldenen Aepfel bewachet?
Was möcht' dieser uns schaden an seiner atlantischen Küste,
An dem unwirthbaren Ufer, wo keiner von uns den Fuß hin-
Setzet, das der Barbar selbst zu betreten sich scheuet.

Also verhält es sich auch mit den übrigen Abentheuern.
Hätte sie keiner bestanden, wer möchte sie jetzt noch bestehen?
Niemand, wie ich glaube. Was sollten sie Schaden uns bringen?
Noch ist voll die Welt von Ungeheuern, es herrschet
Noch in den Thälern, den Wäldern, den tiefen Klüften der Berge
Raubbegierige Wut; allein was gehet sie uns an?

Aber welche Gefahr, und welche tödtende Zwietracht
Schleicht sich in eine Brust, die von Leidenschaften nicht rein ist!
Wie zerfleischen das Herz die ängstlichen, scharfen Begierden!
Wie zernaget die Sorge den Menschen! wie quälet die Furcht ihn!

Welche Verwüstungen richtet der Stolz nicht an, und die Geilheit,
Und der Uebermuth, das Prassen, die niedrige Faulheit!
Alles dieses hat Er, mit Waffen nicht, aber mit Worten,
Tief aus dem Herzen hinweggeräumet und selber gebändigt;
Und ihm gebührete nicht der Dank, der Göttern gebühret?
Ihm, dem Manne, der selbst mit Götterzunge von ihnen
Oft gesprochen und ganz der Dinge Natur uns enthüllt hat.
Auf die Spuren von seinem Pfade tret' ich.

So pries ein Römischer Dichter, Lukrez, Einen seiner Lieblinge der Vorwelt, und er hat mehrere derselben als Genien unsres Geschlechts, als Götter und Sterne an den Himmel gesetzt, weil sie Lebensweisheit und Humanität unter den Menschen gegründet oder befördert haben. Keiner seiner edeln Mitbürger ist ihm hiebei in Wort und That nachgeblieben.

Viele Oden des Horaz, noch mehr aber seine Sermonen und sogenannten Satyren sind feine Bearbeitungen der Menschheit; sie haben alle, wenigstens mittelbar, zum Zweck, einen Umriß in das rohe Gebilde des Lebens zu bringen, die Ideen und Sitten jener Person, dieser Stände nach dem Richtmaas des Wahren und Guten, des Anständigen und Schönen zu ordnen. Persius, Juvenal, Lucan und andre wirken dahin, jeder nach seiner Weise; vor allen aber bezeichnet Virgil, wo er kann, seine Gesänge mit einem zarten Druck der Menschenliebe. Unmöglich ists, daß ein Mann oder Jüngling, dem das Innere dieser Heiligthümer aufgeschlossen wird, sein Inneres nicht durchdrungen und zu einer Form gebildet fühlte, die ihm vielleicht wenige neuere Schriften gewähren. Es ist, als ob jenen großen Autoren die Menschheit reiner vorstand, oder als ob sie mehr Kraft gehabt hätten, auch unter allen Unarten der Zeit, ihre wahre Gestalt lebhafter anzuerkennen, stärker und reiner zu schildern; wozu denn, nebst vielem andern, auch ihre Sprache und der Begriff beitrug, den sie sich von Poesie machten.

Doch nicht bei Poesie allein blieb diese Bildung stehen; Trotz alles Harten und Drückenden zeigt sie sich auch in der Römischen Geschichte. Man lese im Cornelius des Atticus, in Sallust Catilina's, in Tacitus Agrikola's Leben, vor allen aber den letzten, den wegen seiner dunkeln Härte so berüchtigten Tacitus; und man müßte ein entschiedner Barbar seyn, wenn man in ihnen die tiefen Züge ächter Humanität nicht bemerkte. Tacitus beschreibt

die Gräuelvollsten Zeiten, die lasterhaftsten Charaktere; er deckt einen Abgrund von Sitten und einer Regierungsform auf, vor dem man schaudert; zeige man in ihm aber ein einziges Gemählde solcher Unthaten und verderbten Seelen, das er nicht in das Licht gestellt hätte, dahin es gehöret! Livia, Tiber, Sejan, Caligula, Claudius, und wie die Unmenschen weiter heissen; gegentheils jede unterdrückte Sprosse des Guten, die sich auf diesem abscheulichen Boden zeigte, alle sind von ihm, wenn auch nur mit Einem Wort, in Einem Zuge, dem unpartheiischen Mit- oder Gegengefühl nahe gebracht; sie stehen auf ewig in der Classe *menschlicher, halb-* und *unmenschlicher Wesen*, wo sie stehen sollten. Wer uns keine Umschreibung, sondern eine Uebersetzung dieses Geschichtschreibers ganz in seinen Umrissen, in seiner Physiognomie gäbe, könnte nicht anders, als den *Sinn der Menschheit* auch für unsre Zeit tausendfach erwecken und bilden.

Lassen Sie uns also glauben, daß Jung und Alt in beiden Geschlechtern, wenn es die Schriften der Alten in ihrem Geist lieset, nicht anders als zur Humanität bearbeitet werden könne. Die barbarische Rinde des Herkommens, die uns von aussen angesetzt ist, muß einigermaassen gebrochen werden, wenn wir andre Menschen zu einer andern äußerst verderbten Zeit männlicher denken, würdiger sprechen hören. Wir werden, aus unserm Todesschlafe geweckt, und lernen in strengern Umrissen kennen:

Quid sumus, aut quidnam victuri gignimur, ordo
quis datus, aut metae quam mollis flexus, et unde,
quis modus argento, quid fas optare, quid asper
utile nummus habet, patriae carisque propinquis
quantum elargiri deceat, quem te Deus esse
jussit et humana qua parte locatus es in re —
Discite, o miseri, et caussas cognoscite rerum.

31.

Die Griechen hatten das Wort Humanität nicht; seit aber Orpheus sie durch den Klang seiner Leyer aus Thieren zu Menschen gemacht hatte, war der Begriff dieses Worts die Kunst *ihrer Musen*. Ich bin weit entfernt, die Griechischen Sitten und Ver-

24 ff. S. S. 9, Z. 16 ff. und Anm.

fassungen zu jeder Zeit und allenthalben als Muster zu preisen; das kann indessen nicht geläugnet werden, daß das

emollit mores nec sinit esse feros

mittelbar oder unmittelbar der Endzweck gewesen, auf den ihre edelsten Dichter, Gesetzgeber und Weise wirkten. Von Homer bis auf Plutarch und Longin ist ihren besten Schriften bei einer großen Bestimmtheit der Begriffe eine so reizende Cultur der Seele eingeprägt, daß, wie sich an ihnen die Römer bildeten, sie auch uns kaum ungebildet lassen mögen.

Einzelne Blätter, die mir über die Humanität einiger Griechischen Dichter und Philosophen in die Hände gekommen sind, sollen Ihnen zu einer andern Zeit zukommen; jetzt bemerke ich nur, daß wenn in spätern Zeiten bei irgend einem Schriftsteller, er sei Geschäftsmann, Arzt, Theolog oder Rechtslehrer, eine feinere, ich möchte sagen, classische Bildung sich äußerte, diese meistens auch auf classischem Boden, in der Schule der Griechen und Römer erworben, der Sprößling ihres Geistes gewesen. Wie die Griechische Kunst unübertroffen, und in Absicht der Reinheit ihrer Umrisse, des Großen, Schönen und Edlen ihrer Gestalten, allen Zeiten das Muster geblieben: fast also ists auch, Weniges ausgenommen, mit den Vorstellungsarten des menschlichen Geistes. Was wir kraus sagen und verwickelt denken, gaben sie hell und rein an den Tag; ein kleiner Satz, eine schlichtvorgetragene Erfahrung enthält bei ihnen, wenn mans zu finden weiß, oft mehr als unsre verworrenste Deductionen, die Probleme, [welche die] neuere Staatskunst verwickelt vorträgt, sind in der Griechischen Geschichte hell und klar auseinandergesetzt, und durch die Erfahrung längst entschieden. Die Kritik des Geschmacks endlich, ja die reinste Philosophie des Lebens, woher stammen sie, als von den Griechen? In den schönsten Seelen dieser Nation bildeten sie sich; hie und da hat sich ihr Geist schwesterlichen Seelen mitgetheilet. So lange uns also die Griechen nicht geraubt, und da sie bisher dem Sturz der Zeiten, der Vertilgung wilder Barbaren und Schwärmer entronnen sind, wird wahre Humanität nie von der Erde vertilgt werden.

3. Ovid, Ex Ponto II_9, V. 47, 48:

Adde quod ingenuas didicisse fideliter artes
Emollit mores nec sinit esse feros.

Immer wird mir wohl, wenn ich auch in unsern Zeiten einen reinen Nachklang der Weisheit Griechischer und Römischer Musen höre. Eine Ausgabe, eine Uebersetzung, eine *wahre* Erläuterung dieses oder jenes Dichters, Philosophen und Geschichtschreibers halte ich für ein Bruchstück des großen Gebäudes der Bildung unsres Geschlechts für unsre und die zukünftige Zeiten. Eine verständige Stimme, die über unsre jetzige Weltlage aus alter Erfahrung spricht, ist mir mehr, als ob ein Barde weissagte.

32.

Aus Ihren Briefen, meine Freunde, ziehe ich mir folgendes:

1. Das weiche Mitgefühl mit den Schwächen unsres Geschlechts, das wir gewöhnlicher Weise *Menschlichkeit* nennen, macht die ganze Humanität nicht aus. Zu rechter Zeit, am rechten Ort ziert es den Menschen allerdings; da Sympathie in reinem Verstande, d. i. eine lebhafte, schnelle Versetzung in den Zustand des Fehlenden, Irrenden, Leidenden, Gequälten, der zarteste Kitt der Vereinigung ähnlicher Geschöpfe, und unter Menschen das lindeste Band ihrer Verbindung ist. Nichts stößt mehr zurück als Gefühllose, stolze Härte. Ein Betragen, als ob man höheren Stammes und ganz andrer, oder gar eigner Art sei, erbittert Jeden, und zieht dem Uebermenschen das unvermeidliche Uebel zu, daß sein Herz ungebrochen, leer und ungebildet bleibt, daß Jedermann zuletzt ihn hasset oder verachtet.

So nothwendig indessen eine menschliche *Lindigkeit* und *Milde* gegen die Fehler und Leiden unsrer Nebengeschöpfe bleibt: so muß sie doch, wenn sie zu weich und ausschließend wird, den Charakter erschlaffen, und kann eben dadurch die härteste Grausamkeit werden. Ohne Gerechtigkeit bestehet Billigkeit nicht; eine *Nachsicht* ohne *Einsicht* der Schwächen und Fehler ist eine Verzärtelung, die eiternde Wunden mit Rosen bedeckt, und eben dadurch Schmerzen und Gefahr mehrt.

2. Auch ist Humanität Ihnen nicht bloß jene leichte *Geselligkeit*, ein sanftes *Zuvorkommen* im Umgange, so viel Reize dies auch dem täglichen Leben gewähret. Vielmehr ist sie, subjectiv betrachtet,

3. Ein Gefühl der menschlichen Natur in ihrer Stärke und Schwäche, in Mängeln und Vollkommenheiten, nicht ohne Thätigkeit, nicht ohne Einsicht. Was zum Charakter unsres Geschlechts gehört, jede mögliche Ausbildung und Vervollkommung desselben, dies ist das Object, das der humane Mann vor sich hat, wornach er strebet, wozu er wirket. Da unser Geschlecht selbst aus sich machen muß, was aus ihm werden kann und soll: so darf keiner, der zu ihm gehört, dabei müssig bleiben. Er muß am Wohl und Weh des Ganzen Theil nehmen, und seinen Theil Vernunft, sein Pensum Thätigkeit mit gutem Willen dem Genius seines Geschlechts opfern.

4. Zum Besten der gesammten Menschheit kann Niemand beitragen, der nicht aus sich selbst macht, was aus ihm werden kann und soll; jeder also muß den Garten der Humanität zuerst auf dem Beet, wo er als Baum grünet, oder als Blume blühet, pflegen und warten. Wir tragen alle ein Ideal in und mit uns, was Wir seyn sollten, und nicht sind; die Schlacken, die wir ablegen, die Form, die wir erlangen sollen, kennen wir alle. Und da, was wir werden sollen, wir nicht anders als durch uns und andre, von ihnen erlangend, auf sie wirkend, werden können: so wird nothwendig unsre Humanität mit der Humanität andrer Eins, und unser ganzes Leben eine Schule, ein Uebungsplatz derselben. Was wahrhaftig, was ehrbar, was gerecht, was keusch, was lieblich ist, was wohllautet, ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob; dessen befleißigt euch, sagt selbst ein Apostel.

5. Alle Einrichtungen der Menschen, alle Wissenschaften und Künste können, wenn sie rechter Art sind, keinen andern Zweck haben, als uns zu humanisiren, d. i. den Unmenschen oder Halbmenschen zum Menschen zu machen, und unserm Geschlecht zuerst in kleinen Theilen die Form zu geben, die die Vernunft billigt, die Pflicht fodert, nach der unser Bedürfniß strebet. Daß die Wissenschaften, die man humaniora nennt, zum leeren Zeitvertreib oder zu eitelm Putz ausgeartet sind, ist ein Mißbrauch, den schon ihr Name strafet. Ursprünglich war dies nicht also. Vollends Künste und Wissenschaften, die den angebohrnen Stolz, die freche Anmaaßung, das blinde Vorurtheil, die Unvernunft und

23ff. Was wahrhaftig ... befleißigt euch, Philipper 4, 8.

Unsittlichkeit stärken, verschleiern, schmücken, beschönen, sollte man brutalisirende Künste und Wissenschaften nennen, werth von Sklaven getrieben zu werden, damit auf ihnen die menschliche Thierheit ruhe.

Es freuet mich, daß Sie den Dichter, der den unmenschlichen Achill besang, aus der Reihe humanisirender Weisen nicht ausschließen wollen; das Theater der Alten und ihre Gesetzgebung wird davon gewiß auch nicht ausgeschlossen seyn. Das Gemüth läutert, hebet und stärkt sich durch die Betrachtung: „wir sind Menschen. Nichts mehr, aber auch nichts minderes, als dieser Name saget."

Nachschrift.

Fragment eines Gespräches des Lords Shaftesburi.

Theokles. Kann eine Freundschaft so heroisch seyn, als die gegen das menschliche Geschlecht? Halten Sie die Liebe gegen Freunde überhaupt und gegen unser Vaterland für nichts? Oder glauben Sie, daß die besondre Freundschaft ohne solche erweiterte Neigung und ohne das Gefühl der Verbindlichkeit gegen die Gesellschaft bestehen könne?

Philokles. Daß man Verbindlichkeiten gegen das menschliche Geschlecht habe, wird niemand leugnen, der auf den Namen eines Freundes Anspruch macht. Schwerlich würde ich dem nur den Namen Mensch zugestehen, der nie Jemanden Freund genannt oder nie selbst Freund geheißen hat. Aber wer sich als ein wahrer Freund bewährt, der ist Mensch genug und wird es der Gesellschaft an sich nicht fehlen lassen. Für meine Person sehe ich so wenig Großes und Liebenswürdiges an dem menschlichen Geschlecht, und habe eine so gleichgültige Meinung von dem großen Haufen der Gesellschaft, daß ich mir sehr wenig Vergnügen von der Liebe zu beiden versprechen kann.

Th. Rechnen Sie denn Güte und Dankbarkeit unter die Handlungen der Freundschaft und des Wohlwollens?

13. S. den Nachweis des Zitats im englischen Original S. 136 zu Z. 10. Die Übersetzung, welche Herder in der Anmerkung zu dieser Stelle S. 136, Z. 27 zitiert, ist wohl: „Die Sitten-Lehrer oder Erzehlung philosophischer Gespräche, welche die Natur und die Tugend betreffen Aus dem Englischen des Grafen Schaftesbury übersetzt. Berlin, bey A. Haude und J. C. Spener. 1745." [Daselbst eine Übersetzung der „Untersuchung über die Tugend" 1747.] Unsere Stelle S. 81—87. Herder hat die Erzählung des Gesprächs in ein Gespräch umgewandelt. (Die Übersetzung Leipzig 1776—79 war mir eben nicht zugänglich.)

Ph. Ohne Zweifel; sie sind ja die vornehmsten.

Th. Gesetzt also der Verpflichtete entdeckte Fehler an seinem Wohlthäter, würde dies jenen von seiner Dankbarkeit losſprechen?

Ph. Nicht im geringsten.

Th. Oder macht es die Ausübung der Dankbarkeit weniger angenehm?

Ph. Mich dünkt vielmehr das Gegentheil. Denn wenn mirs an allen andern Mitteln der Vergeltung fehlte, so würde ich mich freuen, wenigstens dadurch meine Dankbarkeit gegen meinen Wohlthäter sicher zeigen zu können, daß ich seine Fehler als ein Freund ertrüge.

Th. Und was die Güte betrift, sagen Sie mir, mein Freund, sollen wir denn blos denen Gutes thun, die es verdienen? Etwa bloß einem guten Nachbar oder Verwandten, einem guten Vater, Kinde oder Bruder? Oder lehrt Natur, Vernunft und Menschlichkeit uns nicht vielmehr, einem Vater bloß weil er Vater, einem Kinde bloß weil es Kind ist, Gutes zu thun? Und so in jedem Verhältniß des menschlichen Lebens.

Ph. Ich glaube, das letzte ist das richtigste.

Th. O Philokles! Bedenken Sie also, was Sie sagten, da Sie die Liebe gegen das menschliche Geschlecht der menschlichen Gebrechen wegen verwarfen, und den großen Haufen seines elenden Zustandes wegen verachteten. Sehen Sie nun, ob diese Gesinnung mit der Menschlichkeit bestehen kann, die Sie sonst so hoch schätzen und ausüben. Wo kann Edelmuth stattfinden, wenn nicht hier? Wo können wir je Freundschaft beweisen, wenn nicht an diesem Hauptgegenstande derselben? Gegen wen werden wir treu und dankbar seyn, wenn nicht gegen das menschliche Geschlecht und gegen die Gesellschaft, welcher wir so stark verpflichtet sind? Welche Gebrechen oder Fehler können eine solche Unterlassung entschuldigen, oder in einem dankbaren Herzen je das Vergnügen vermindern, welches aus liebevoller Erwiederung empfangener Wohlthaten entspringt? Können Sie, bloß aus guter Lebensart, aus einem natürlichguten Temperament Vergnügen daran finden, Höflichkeit, Gefälligkeit, Dienstfertigkeit zu beweisen, Gegenstände des Mitleidens selbst aufsuchen und wo es in Ihrer Macht steht, selbst Unbekannten dienen; kann es auch in fremden Ländern oder, wenns Auswärtige betrifft, auch hier Sie entzücken, allen die es bedürfen, auf die leutseligste, freundschaftlichste Art zu helfen, zu rathen,

beizustehen; und sollte Ihr Vaterland oder was noch mehr ist, Ihr ganzes Geschlecht weniger Wohlwollen von Ihnen fodern können, weniger Achtung von Ihnen verdienen, als Einer von jenen Gegenständen, die Ihnen von ungefähr in den Wurf kommen? —

Ph. Ich befürchte, daß ich auf diese Art nie ein Freund oder Liebhaber werde. Eine Liebe gegen eine einzelne Person kann ich so ziemlich fassen; aber diese zusammengesetzte, allgemeine Art von Liebe, (ich gestehe es, Theokles,) ist mir zu hoch. Ich kann das Individuum, aber nicht die ganze Gattung, ich kann nichts lieben, wovon ich nicht irgend ein sinnliches Bild habe.

Th. Wie, Philokles? Sie könnten nie anders lieben, als auf diese Art? War Palämons Charakter Ihnen gleichgültig, da er Sie zu dem langen Briefwechsel vermochte, der Ihrer neuerlichen persönlichen Bekanntschaft voranging?

Ph. Ich kann dies nicht läugnen; und jetzt, dünkt mich, verstehe ich Ihr Geheimniß, und begreife wie ich mich dazu vorbereiten muß. Denn eben wie ich damals als ich Palämon zu lieben anfing, mich genöthigt sah, mir eine Art von materiellem Gegenstande zu bilden und immer ein solches Bild im Kopf hatte, so oft ich an ihn dachte: eben so muß ichs in diesem Falle zu machen suchen —

Th. Mich dünkt, Sie könnten immer so viel Gefälligkeit gegen das menschliche Geschlecht haben, als gegen die alten Römer, in welche Sie, aller ihrer Fehler ungeachtet, doch immer verliebt gewesen sind, besonders unter der Vorstellung eines schönen Jünglings, der Genius des Volks genannt.

Ph. Wäre mirs möglich, meiner Seele ein solches Bild einzudrücken, es möchte nun das menschliche Geschlecht oder die Natur bedeuten, so würde das vermuthlich auf mich wirken, und mich zum Liebhaber nach Ihrer Art machen. Noch besser aber, wenn Sie es so veranstalten könnten, daß die Liebe zwischen uns wechselseitig würde; wenn Sie mich überreden könnten, zu glauben, dieser Genius sei nicht gleichgültig gegen meine Liebe und fähig sie zu erwiedern —

Th. Gut! ich nehme die Bedingung an. Morgen, wenn die östliche Sonne, wie die Dichter sagen, mit ihren ersten Stralen den Gipfel jenes Hügels vergoldet, dann wollen wir, wenns Ihnen beliebt, mit Hülfe der Nymphen des Hains dieser unsrer Liebe

nachspüren, erst den Genius des Orts anrufen, und dann versuchen, ob wir nicht wenigstens eines schwachen, fernen Anblicks des höchsten Genius und der ersten Urschönheit gewürdigt werden. Sollte es Ihnen glücken, nur Einmal diese zu sehen: so stehe ich dafür, alle jene widrige Züge und Häßlichkeiten sowohl der Natur als des menschlichen Geschlechts werden Augenblicks verschwinden. Ihr Herz wird ganz mit der Liebe erfüllt werden, die ich Ihnen wünsche.

* * *

So weit dies Gespräch. Wie Theokles seinen Zweck bewirkt habe, mögen Sie in der vortreflichen Rhapsodie: die Moralisten beim edeln Shaftesburi selbst lesen.*)

33.

Mit Recht nennen Sie Shaftesburi einen edeln Schriftsteller; ob ihn gleich hie und da, sein Stand, ich möchte sagen, seine Lordschaft übereilte. Sein zuweilen Zwangvoller Styl, manche Spässe, die er sich über die Geistlichkeit erlaubte, sein Einfall, „Witz und Humor zum Prüfstein aller, auch der ernstesten Wahrheit zu machen," haben Tadler und Widerleger gnug gefunden; über seinen Kunst-Geschmack wäre auch Manches zu sagen. Die bessere philosophische Seele aber, die in ihm wohnte, sein honestum und decorum in der Moral, hundert feine Bemerkungen über Grundsätze, Sitten, Composition und Lebensweise sind nach allem Tadel unwiderlegt geblieben. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ein unbefangener honnetter Mann diesen Schriftsteller ohne innige Achtung aus der Hand legen sollte; und für Jünglinge wünschte ich in unsrer Sprache zum übersetzten Shaftesburi

*) Meiner Gesinnung nach ist es Eines der schönsten Verdienste Spaldings, daß Er, zu jener Zeit 174. in seiner Lage uns Shaftesburi's Moralisten bekannt machte. Mehr als dreißig Jahre nachher ist zuerst die Uebersetzung des ganzen Shaftesburi gefolget. Shaftesburi philosophische Werke, Leipzig. 1776—79. A. d. H.

10 f. Anthony Ashley Cooper, Graf von Shaftesbury (1671—1713), the Moralists Nr. 5 in „Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times". London 1711. 6. Ausg. Bd. I u. III 1737, II 1738. Bd. II S. 177—443. Unsere Stelle Part II$_1$, S. 239—245. — 17. Treatise II. Sensus Communis: an Essay on the Freedom of Wit and Humour (zuerst 1709). So z. B. oben zitierte Ausg. Bd. I, S. 73, Z. 29. S. S. 133, Z. 13 Anm.

eine Zugabe, „wie Shaftesburi zu lesen und was in ihm zu berichtigen seyn möchte". Wie Leibnitz, so hielten Diderot, Leßing, Mendelssohn, von diesem Virtuoso der Humanität viel; auf die besten Köpfe unsres Jahrhunderts, auf Männer, die sich fürs Wahre, Schöne und Gute mit entschiedner Redlichkeit bemühten, hat er auszeichnend gewirket.

Und doch, m. F. dünkt mir sein System der Moral unzureichend, sofern es sich bloß auf das decorum et honestum als auf ein Gefühl gründet. Es kommen starke Stellen darüber, auch als Pflicht, als Gesetz betrachtet, in ihm vor; im Ganzen aber scheint mirs, hat er, um seine Moral liebenswürdig zu machen, mit der menschlichen Natur etwas zu sehr getändelt. Hier muß man hinter Allem doch endlich mit der Stoischen Philosophie zum alten Wort Gottes zurückgehen: „Du sollt! du sollt nicht!" sofern uns dies nicht Convenienz, Geschmack und Vergnügen, sondern Pflicht und Vernunft vorhält.

Neulich kam mir ein Lehrgedicht zu Handen, wo mir zuerst folgende Stelle in die Augen fiel:

Sei liebreich mit Vernunft; nur weise Huld ist ächt,
Giebt Jedem, was sie soll und kränket keines Recht.
Kein Schimmer äußrer Macht, kein Geld, das Sklaven rühret,
Hält den Gerechten ab, zu thun was ihm gebühret.
Gleich feurig zu dem Schutz des Edlen als des Knechts,
Ist er der treue Freund des menschlichen Geschlechts.
Unfähig zu der Kunst, die den Vertrag verdrehet,
Hält er dem Fürsten Wort, wie dem der nackend gehet;
Bei ihm ist was du hast so sicher als bei dir,
Das ihm geliehne Gut zieht er dem eignen für;
Im kleinsten Werk getreu, verschwiegen bis zur Baare,
Und zu des Freundes Dienst bereit bis zum Altare.
Hört, Bürger der Natur, den Inhalt aller Pflicht:
Lernt die Gerechtigkeit! vergeßet Gottes nicht!

Gereitzt durch diese Stelle, schlug ich weiter zurück und fand die Geschichte der Humanität so vorgetragen:

17. Lehrgedicht, „Das Recht der Vernunft, in fünf Büchern. Von M. G. Lichtwern, Königl. Preußischen Hof- und Regierungs-Rath im Fürstenthume Halberstadt." Motto: Virgil. Discite justitiam, moniti, nec temnere Divos. Leipzig, Breitkopf, 1758. Großoltav. Das Buch ist Friedrich dem Großen gewidmet. Ebenso eine neue Ausgabe. Wien, Baumeister, 1790. In Duodez. — 19 ff. Der Schluß des fünften Buchs, also des ganzen Gedichts. 1. Ausg. S. 126, 127; 2. Ausg. S. 175, 176. Der letzte Vers ist also eine Übersetzung des Mottos aus Vergil.

Vernunft, der Gottheit Stral, der rohen Völkern schien,
Hieß aus des Waldes Nacht sie in die Städte ziehn;
Gab Ordnung und Gesetz, schuf Menschen aus Barbaren,
Gebot den Wilden selbst, Verträge zu bewahren.
Dies hob der Weisen Ruhm in Griechenland empor,
Und rief aus Scythien den Anacharsis vor.
So war der Menschheit Recht der Leitstern alter Weisen;
Doch keiner wagte sich es andern anzupreisen — —
Die Welt verdankt dirs nie, unsterblicher Sokrat!
Dein Fuß betrat zuerst den ungebahnten Pfad.
Der alte Philosoph, vertieft in Zahl und Sternen,
Erhielt von dir die Kunst, sich selbst beschaun zu lernen.
Es sah der Mensch das Licht, das längst in ihm gebrannt,
Und das, vom Wahn umwölkt, nur Trägheit nicht erkannt.
Da fühlte sich Athen, und lernte Platons Lehren,
Des Weisen von Stagyr, des Epiktets verehren,
Da tratest du auch auf, erhabner Epikur,
Der Tugend ächter Freund und Kenner der Natur. —

Verehrungswürdges Rom! groß durch erfochtne Kronen,
Noch größer durch den Geist gepries'ner Ciceronen.
O Rom, Europa selbst, von deiner Herrschaft Joch
Vorlängst entlediget, ehrt dein Gesetze noch.
Aus Quellen der Natur sind deines Rechtes Lehren
Ursprünglich hergeführt; sie müssen ewig währen!
Die Nacht der Barbarei verfinsterte dies Licht,
Die Welt verwilderte und sah die Tugend nicht.
Ein schwarzes Wunderthier, der Ketzereifer, siegte,
Der Dummheit Tugend hieß und mit der Wahrheit kriegte;
Bis ihr verstärkter Glanz der Welt mehr Einsicht gab;
Da fielen der Vernunft die schweren Fesseln ab.

Der Dichter nennt Baco, Grotius, Puffendorf u. a. mit verdientem Ruhm: er gehet die Pflichten durch, gegen Seele und Leib, gegen Gott und andre. Ueber Irrthum und Unwissenheit, Klugheit und Thorheit, über die Verbindlichkeit zur Wissenschaft und zu allgemeinen Begriffen, über Erfahrung, Vernunft, Geschichte, Fabel, Selbsterkenntniß, als Mittel zu Besserung des

1 ff. Im Anfang des ersten Buchs. Bei Lichtwer eine Anrufung der Vernunft. Daher: „Dein Licht, der Gottheit Stral" u. s. w. 1. Ausg. S. 4—6; 2. Ausg. S. 4—6. Zwei weitere Zeilen über Epikur sind fortgelassen, dann zwei Einleitungszeilen über Rom. — 6. Der Skythe Anacharsis kam zu Solons Zeit nach Athen. Herodot IV, 76. Später bekannt durch J. J. Barthélémy (1716—1795): Voyage du jeune Anarchasis en Grèce. 1788. 3 Bde. Dieser Skythe durchreist aber zur Zeit des Demosthenes Griechenland.

Verstandes und Willens enthält sein Gedicht schöne Stellen. Deßgleichen über einzelne Pflichten, die Mäßigkeit, Sittsamkeit, Genügsamkeit, Verbindlichkeit zur Arbeit, über Pflichten in Glück und Unglück, über die Dankbarkeit gegen Gott, das Vertrauen auf die Vorsehung, über gesellige Hülfe, Sanftmuth, Großmuth, Wahrheitliebe, Freigebigkeit u. s.; wobei sowohl die entgegenstehenden Laster, als die Grenzen der Tugend bemerkt oder geschildert werden. Es sind Lehren in ihm, die der Jugend Gedächtnißsprüche werden sollten, indem sie die Grundvesten aller moralischen Wahrheit enthalten: z. B.

Es ward ein gleicher Trieb in Aller Herz gelegt
Und allen Sterblichen die Regel eingeprägt:
D u s o l l t d a s G u t e t h u n, d u s o l l t d a s B ö s e l a s s e n,
In diesen Göttersspruch läßt das Gesetz sich fassen,
Das die Natur uns schrieb. Er hält ein R e c h t in sich:
B e g i n n e, d e n k e, f l i e h, b e g e h r e, s c h w e i g e, s p r i c h.

Nicht Erz, das Rost verzehrt, nicht Blätter, die veralten,
Kein Stein hat dies Gesetz der Menschen aufbehalten!
Der Allmacht Tochter grub mit ewigheller Schrift,
Es in die Seelen ein, die nie Verwesung trift.
Ein ewiges Gebot, darinn ich wandeln müßte,
Wenn, welches ferne sei! ich auch von Gott nichts wüßte! —

Zu wünschen wäre es, daß der Verfasser sich durchaus auf diesem strengen Pfade gehalten hätte. Da er aber das sogenannte S y s t e m d e r V o l l k o m m e n h e i t e n als Grund der Moral annimmt: so wird sein Gebäude hie und da schwankend. Allerdings vervollkommt uns die Ausübung der Pflicht; nicht aber müssen wir sie thun, um über Gewinn an Vollkommenheiten zu markten. Das Gebot heißt: D u s o l l t! nicht: D u w i r s t! welches bloß eine höfliche Bettelei wäre.

Sie halten vielleicht dies schöne Lehrgedicht für ein Manuscript; leider ists seit seiner Bekanntmachung im Jahr 1758. für Viele ein Manuscript geblieben. Es heißt „L i c h t w e h r s R e c h t d e r V e r n u n f t“, und scheint unsrer poetischen Welt so veraltet,

11 ff. 1. Ausg. S. 12, 2. Ausg. S. 15, 16. — 17 ff. 1. Ausg. S. 13, 2. Ausg. S. 17. Die letzten zwei Verse, wie Lichtwer anführt, nach Hugo Grotius, Proleg. de Jure Belli et Pacis.

wie Hallers, Hagedorns, Kästners, Uz, Witthofs, ja überhaupt die Lehrgedichte. Unser Publikum ist jung; es liebt Tändeleien der Jugend.

34.

Die Blätter über die Humanität Homers, die Sie zu sehen wünschen, nehme ich aus einer unvollendeten, größern Schrift, die ihr Verfasser Jonien genannt hat, deren weitern Inhalt ich aber hier nicht zu verrathen habe.

* * *

Ueber die Humanität Homers in seiner Iliade.

Wir kommen allmälich wieder in die Zeiten zurück, da man von Homers Rohheit nicht gnug reden konnte. In Frankreich warf man ihm vormals nur Mangel an Geschmack vor; in Deutschland scheint es ein Lieblingsgesichtspunkt zu werden, in den Sitten seiner Helden, mithin wol gar in Homer selbst Mangel an Bildung, an moralischem Geschmack zu finden und dies unsterbliche Gedicht endlich nur als die „historische Tradition wilder Zeiten" zu behandeln, die, wie man sich ausdrückt, Homers glühende Einbildungskraft aufnahm und veststellte. So viel Wahres dieser Gesichtspunkt in manchem Betracht zeigen mag, so zeigt er gewiß nicht alles Wahre, und sein Weniges gewiß nicht auf die nützlichste Weise. Dazu gehört keine Kunst, hie und da Uebereinstimmung der Zeiten, die er besang, mit Völkern, die auf einer, wie uns dünkt, niedrigern Stuffe der Cultur leben, zu finden, diese gefundene Aehnlichkeit zu übertreiben und dabei das Auge vor allem sittlichen Gefühl, insonderheit aber vor der Kunst und Weisheit zuzuschließen, die Homer unstreitig auf die Composition seines Gedichts gewandt hat.

1. Albrecht von Haller (16. Okt. 1708—12. Dez. 1777). Versuch schweyzerischer Gedichten 1732. — Friedrich von Hagedorn (23. April 1708—28. Okt. 17.4). Moralische Gedichte 1750. Sämmtliche poetische Werke 1757. 3 Bde. — Abraham Gotthelf Kästner (1719—1800). Vermischte Schriften 1755. 2 Bde. Neueste Sinngedichte und Einfälle 1781. 2 Bde. Gesammelte poetische und prosaische Werke 1841. 4 Bde. — Johann Philipp Lorenz Withof (1725—1789). Gedichte 1751. Neue Ausgabe betitelt: Aufmunterungen in moralischen Gedichten 1755. Akademische Gedichte 17?0. 2 Bde. — 5. u. 7. S. Herder: Homer, ein Günstling der Zeit. Horen 1795. S. W. S. XVIII, S. 420—446. S. S. 437, vgl. Einleitung. S. auch „Nemesis", Zerstreute Blätter. Zweite Sammlung. 1786.

Bei jeder Kunstcomposition fragt man: wozu hat sie der Künstler componiret? was war dabei seine Idee? und wie setzte er die Theile seines Werks zusammen? Sind Homers Rhapsodien die rohe Stimme eines griechischen Barden, der einem rohen Volk Mährchen aus roheren Zeiten vorsingt, um diese mit ihren Unförmlichkeiten ja nicht untergehen zu lassen; warum wandte man Jahrtausende hindurch auf ihn so viele Mühe? Waren die Griechen, die Römer, und unter andern Nationen die feinsten Denker, waren unter den Griechen Gesetzgeber, Künstler, Weise, Dichter nicht abergläubig und blödsinnig, daß sie aus einer Tradition vergangener Unmenschlichkeiten so viel Wesens machten, und einen unreinen Schlamm in so viel Bäche ableiteten? Das hieße ja die Unmenschheit oder Halbmenschheit um so gefährlicher vesthalten, weil sie mit Homers Farben geschmückt war.

Fragt man bei jeder Geschichte, bei jedem Drama: „wer „spricht dies? wenn? wozu spricht er's? in welchem Charakter „handelt er? wozu stellte ihn der Geschichtschreiber oder Dichter „auf?" wie? und bei der größesten Composition der Welt wollte man nicht also fragen?

Was besingt Homer? nicht den Trojanischen Krieg, nicht eine Geschichte alter Zeiten als solche; auch nicht Achilles Geschichte; sondern

Den Zorn, des Peleiden Achilles
Schädlichen Zorn, der tausend Jammer den Griechen gebracht hat,
Und viel tapfere Seelen der Helden zum Orkus hinabstieß,
Ihre Leiber den Hunden und allem Gevögel zum Raube
Gab —

wahrlich, das heißt doch den Unmuth Achills, er möge gerecht oder ungerecht seyn, nicht unbedingt preisen. Sogleich bezeichnet ihn der Dichter als eine verderbliche Plage der Götter, die um so bedaurenswürdiger war, weil sie bloß aus einem unseligen Zwist entstand, den sein Held mit dem Könige Agamemnon hatte —

Und wer ist Schuld an diesem Zwiste? Homer eröfnet sein Gedicht mit einer Erzählung, die keinen Leser oder Zuhörer im Zweifel lassen kann. Ein Vater, ein Priester Apolls, ein Schonenswürdiger, unantastbarer Greis kommt unter dem Schutz seines Gottes, um seine geraubte Tochter zu bitten. Er spricht weder

23ff. Il I, 1—5.

Mitleid noch Erbarmen an; er will sie nur, und zwar überreichlich loskaufen. Seine kurze Bitte ist so geziemend, so artig; und welche harte, ungeziemende Antwort giebt der **König der Griechen** dem flehenden Alten.

> Alter! daß ich dich nie bei den holen Schiffen erblicke!
> Treff' ich ferner dich an; es sei, du weilest noch jetzo,
> Oder du kehrest ein andermal wieder: so möchte der Goldstab
> Mit dem Kranze des Gotts dich nicht mehr schützen. Die Tochter
> Geb' ich nicht los, bis einst in unsrer Wohnung in Argos
> Sie, von ihrem Geburtsland fern, bei Spindel und Webstuhl
> Und mein Lager bedienend, veraltet. Du aber entfliehe!
> Reize mich nicht zum Zorn, wenn noch dein Leben dir lieb ist.

Nicht den Vater, den Fremden, den Bittenden, den Greis beleidigt diese Antwort allein; sie beleidigt den Gott in seinem Priester und ist wirklich die Rede eines übermüthigen Atriden.

Nun steigt der Gott vom Olymp; die Pfeile fliegen, die Menschen sterben, die Holzstöße flammen; Achill, den die Noth des Heers jammert, ruft die Versammlung zusammen, um die Ursache auszukunden, warum ein Gott auf sie alle jetzt also ergrimmt sei. Kann Achill edler auf den Schauplatz gebracht werden, als also? Der Hirte der Völker war durch seinen Trotz ihr Verderben worden; sein königliches Herz machte sich keinen Vorwurf, ob Er vielleicht an ihrem Untergange Schuld sey, noch suchte er Mittel dagegen; den großherzigen Achill allein kümmert die Sache des Ganzen.

Als solcher erscheint er sofort in seinen Reden, unbefangen, wie es die Großherzigkeit ist, und gerade. Da der weiseste Seher sich nicht erkühnt zu sprechen, weil er sich vor dem Unwillen des Mächtigsten, dessen Gemüthsart ihm bekannt ist, fürchtet, nimmt ihn Achill für das gemeine Beste in Schutz; worauf denn der Uebermuth des Königs zuerst auf den Seher, sogleich nach einer sehr billigen Rede des Achilles auf diesen herfällt. Und da Achill nicht geschaffen war, sich vor der Versammlung oder sonst schmähen, beleidigen, das Seine sich rauben zu lassen, am wenigsten aber vom stolzen Dünkel eines übermüthigen Atriden; so entbrennet der Zwist, so folgt die Erbitterung, bei der, (ich wage es zu sagen) Achill auch im wildesten Feuer gerecht bleibet. Pallas

5 ff. Il. I, 26—32. — 16 ff. 1. Krit. Wäldchen (Werke III_2, D. N.-L. 150) S. 100, Z. 7 ff. Il. I, 47 ff. Plastik (das.) S. 316, Z. 4 ff.

erscheint ihm zu rechter Zeit, ihn bei der blonden Haarlocke zu ergreifen; und als der unbesonnene Fürst, auch nachdem er Zeit zu besserer Ueberlegung gehabt hatte, sein unbefugtes Machtwort vollführet und ihm sein Eigenthum, seine geliebte Briseis raubet, beträgt sich Achill gegen die Herolde mit einer hohen Mäßigung. Ungern wie Briseis dahingeht, sehn wir sie hingehn, und setzen uns mit dem Gekränkten weinend ans Ufer. Da hören wir ihn der Mutter klagen, und theilen mit ihr den Jammer um einen so herrlichen Sohn, den bei einem kurzen Leben, ohne seine Schuld, diese öffentliche Beleidigung, dieser Gram, dieser Unmuth treffen müßte. Mit Freuden sehen wir den Vater der Götter den großen Wink thun, und den Gekränkten in Schutz nehmen.

Wenn nun, ganze Gesänge der Iliade hindurch, unschuldige, tapfre, edle Männer, wenn liebe Söhne, junge Gatten, blühende Jünglinge fallen; wer ist an ihrem Tode, wer an der Trauer, den Thränen, dem Verlust ihrer Eltern und Gatten und Bräute Schuld? Achilles nicht; er streitet bloß nicht mit, und kann und darf als ein öffentlich und ungerecht Gekränkter, nicht mitstreiten. Unmuthig sitzt er in seinem Zelt, und seine Myrmidonen murren zuletzt um ihn her, daß er sie nicht zum Streit führe. Der übermüthige König allein ists, der dadurch die Völker stürzt, daß er nicht nur jenen Helden beleidigte, sondern sogleich auch, im Wahn seines Ruhms, zu zeigen, daß er Achills nicht bedürfe, seine geliebten Völker zur Schlachtbank hinführt.

Unglaublich ists, wenn man es nicht sähe, mit welcher moralischen Zartheit Homer dies alles einleitet und beschreibet. Eben dieselbe Mutter des Beleidigten, die den höchsten Gott anfleht, hatte dem Dichter Raum gemacht, einen falschen Traum vom Himmel kommen zu lassen, der dem Könige einbilde, Er könne jetzt, dem Achill zum Trotz, Troja im Hui erobern.

Dagegen erhebt sich nun freilich der alte Nestor

— Und sagte mit Weisheit:
Hätte den Traum von allen Achäern ein andrer erzählet,
Würden wir sagen: du lügst! und ihn unwillig verschmähen
Aber ihn sah der König.

Und sogleich steht der König von seinem Sitz auf, stützet sich auf seinen über Alles gepriesenen Scepter, hat sogar eine

32 ff. Il. II, 77—82 (gekürzt). — 36 ff. Il. II, 110—277.

herrliche List erdacht, die Anhänglichkeit der Griechen an Ihn, an seinen Bruder Menelaus, und dessen Weib, Helena zu prüfen, überzeugt, daß sie sich ihm nicht anders als zum Opfer geben würden. Die königliche Persvasion mißräth; der kluge Ulysses, mit dem noch unveralteten Scepter Agamemnons in der Faust kann sie kaum wieder zu ihren verlassenen Sitzen bringen; wo denn Thersites aufsteht, und Er allein, auf die unschicklichste Art der Sache Achills erwähnet.

So Mancherlei über diesen häßlich-lächerlichen Thersit geschrieben worden; so steht Jedermann das vor Augen, daß den Edelsten der Schlechtste, den Herrlichsten der Häßlichste allein und aufs Niedrigste vertheidigt. Jeder gönnet diesem die Schläge des Ulysses; es ist aber große Weisheit des Homers, daß er sie dem Thersites zukommen läßt, indeß alle Fürsten des Heers, deren keiner Agamemnons Betragen gegen Achill loben konnte, dazu schwiegen. Allen bekommt dies Schweigen, die ganze Iliade hindurch, sehr unwohl; ihren Völkern aber noch übler.

Es wird in einem andern Kapitel davon die Rede seyn, wie Homer, der überhaupt keinen Groll gegen ein menschliches Geschöpf, geschweige gegen den König seiner Griechen heget, den Agamemnon allenthalben nicht nur geschont, sondern, wo er irgend konnte, königlich und festlich ausgeschmückt habe. Zum Treffen läßt er ihn ziehen:

Ganz an Augen und Haupt dem Donnerbewaffneten Zevs gleich,
Um den Gürtel dem Mars, an Brust und Schultern dem Meergott;
Wie der führende Stier sich in der versammleten Heerde
Ausnimmt; unter den Rindern der Erst' und Größte von Ansehn.

Er läßet ihn den tapfersten Kriegern, einem Diomedes sogar, Verweise geben; doch das Alles thut nichts zur Sache. Nach vielen erlittenen Niederlagen muß der alte Nestor mit dem Bekänntniß doch heraus:

— Ich denke noch heute, so wie ich schon vormals
Dachte, zur Zeit, o König, als du die junge Briseis
Aus des erzürnten Achilles Gezelten gewaltsam entführtest,
Nicht nach unserm Ermessen; ich rieth es mit vielen und starken
Gründen dir ab; doch du, vom hohen Muthe bemeistert,
Kränktest die Ehre des Helden, der selbst von Göttern geehrt war,
Und noch hast du bei dir den Siegslohn, den du ihm raubtest.

9 ff. S. 1. Krit. Wäldchen (Werke III$_2$, D. N.-L. 150), S. 151, Z. 20 ff. — 23 ff. Il. II, 478—481. S. Plastik (D. N.-L. 150), S. 330, Z. 14 ff. — 31 ff. Il. II, 105—111.

Er schlägt zur Aussöhnung Geschenke und schmeichelnde Worte vor; Achilles schlägt sie aus und muß sie ausschlagen; ja wäre Agamemnon selbst in sein Zelt gekommen, er hätte einen bösen Weg daraus gefunden. Nun hatte dieser Raum, seine Wunder der Tapferkeit und Oberherrschaft zu erweisen, die aber alle dahinausgingen, daß nach Niederlagen von allen Seiten, die Mauer der Griechen erstürmt ward und Hektor, ans Schiff des Protesilaus greifend, ausrief: „bringt Feuer!" — Hier war das Ziel. Nicht Agamemnons Geschenke, noch eines schlauen Ulysses Reden; Achilles eigner Entschluß, mit welchem sich seines Freundes Patroklus Thränen verbanden, hemmte die äußerste Gefahr des Heeres. Jetzt gab Achill dem Patroklus seine Waffen, mit dem gemessenen Befehl, wie weit er gehen sollte. Als Patroklus diesen überschritten hatte und den Feinden erlag, als Hektor in die Waffen Achills zu seinem eignen Verderben gekleidet dastand, und die Nachricht vom Tode des Freundes, endlich auch seine kaum noch erbeutete Leiche ins Lager kam: da war aller Groll dahin; im Himmel und auf der Erde war Friede. In neue Waffen gekleidet, erscheint er in der Versammlung; und wie klein ist gegen ihn Agamemnon, ob er sich gleich noch jetzt, zur Entschuldigung seines Fehlers, in einem Mährchen von der Ate, dem Jupiter gleichstellt. Wie groß dagegen ist Achilles und wie zart! zart in den Klagen um seinen Freund, in den Klagen an seine Mutter; groß in der Versöhnung mit seinem Feinde, in der Anordnung des Begräbnisses seines Freundes,

Laßt Patroklus Gebein, des Menötiaden, uns sammlen,
Mit sorgfältiger Wahl; es ist nicht schwer zu erkennen.
Dieses legen wir bei in goldner Urne, bis ich auch
Sinke zum Hause des Pluto — —
Dann erhöhn wir den Hügel zum Grabmahl; aber ich wünsch' ihn
Nicht von stolzer Größe, nur mäßig. Breiter und höher
Möget ihr, Freund', ihn künftig erbaun, so viele von euch mich
Ueberleben — —

Groß endlich in den Kampfspielen, in der Ueberwindung sein selbst, da er den Leichnam Hektors zurückgiebt, in der Behandlung Priamus dabei, groß von Anfange des Gedichts bis zu Ende. Scherzend spricht er zu Priamus:

21. Mährchen von der Ate, Il. XIX, 90 ff. — 26 ff. Il. XXIII, 239—248 (gekürzt).

Greis, wie schläfst du so unbekümmert, kein Uebel befürchtend,
Wenn dich allhier Agamemnon entdeckt und die andern Achäer!

Dies ist das letztemal, da Agamemnons in der Ilias gedacht wird; wie tief steht er unter Achill, in dessen Zelte sein Feind ruhig schläft.

Ich weiß wohl, daß man die gedrohete Mißhandlung am Leichnam Hektors dem Achilles hoch aufnimmt; aber preiset sie Homer? und verhindern sie die Götter nicht selbst, denen Achilles sogleich wie ein Kind gehorchet? Und was hatte Hektor mit Patroklus Leiche im Sinn, über die ein so hitziger Kampf war? —

Man ist gewohnt, Achill und Hektor zum Nachtheil des Ersten zu vergleichen; nach welchem Maasstabe? Nicht nur waren es verschiedene Charaktere, und zu Achills Charakter gehörte, was er war, untrennbar; sondern Hektor war auch ein Trojaner. Daß in Troja, dem alten asiatischen Königssitze, ein größerer Reichthum, eine weichere Lebensart herrschte, als in den meisten griechischen Staaten seyn konnte, zeigt sich in mehreren Stellen der Iliade; der Charakter des ersten Trojaners mußte diesem Zustande gemäß seyn. Der Spiegel Homers, in welchem sich alle Dinge der Welt gleich klar und rein darstellen, zeigt alle Gestalten gleich menschlich und milde. Bei völligen Gegensätzen scheint eine Vergleichung kaum möglich; und doch wirft Homer auf alle, wo irgend er kann, den milden Stral der Menschheit.

Sein Gedicht endet, ehe Troja erobert wird, ehe wir also die Gräuelthaten der Griechen in dieser eroberten Stadt gewahr werden. Selbst sein Held hatte das gute Schicksal, die schreckliche Folge seiner Tapferkeit nicht zu erleben; er fiel, wie wir aus andern wissen, im Thore von Troja. Und bei Homer, sobald Achill mit seinen neuen Waffen dahergeht, geht er zum Tode. Dies weissagt ihm seine Mutter, seine weinenden Rosse, der sterbende Hektor, und er selbst weiß es. Sein Leben ist an Patroklus Leben geknüpft; Ein Hügel soll sie decken, und eine goldne Urne beider Asche am Troischen Strande vereinen.

Was überhaupt der Glaube an ein Schicksal, was die Thaten der Götter, ihre Hülfe und Feindschaft gegen Völker und Menschen, in die Composition Homers an Ruhe, Milde und hohe Ergeben=

1 f. Il. XXIV, 650—655. Die beiden Verse sind von Herder nach dem Sinn des Originals gedichtet. — 30. Dies weissagt, Il. I, 416. — 30 f. Dies ... weiß es, Il. XIX, 409; Il. XXII, 358. — 31 ff. Sein Leben ... vereinen, Il. XIX, 421. — 36. Auch S. W. S. XVII, S. 168 ändert: „hoher".

heit bringen, ist unsäglich. Man nehme diese göttliche Farce, wie manche sie genannt haben, (μῶρον) aus seiner Iliade; und das Ganze wird widrig oder platt, wie fast alle politische Geschichte. Und doch ist alles Zuwirken der Götter bei ihm so menschlich, so natürlich! Nirgend ein zerstörendes Wunder; allenthalben nur der Gang des Menschengemüths, der Menschenkräfte, sofern er ans Zufällige, ans Unvorgesehene, ans Unendliche reichet. Was zumal die Götter über die Sterblichen, und über Achills Rosse sprechen, die einem Sterblichen dienen, ist Seelezerschneidend.

Menschlicher Homer, wie liebe ich dich in allen deinen Formen und Gestalten! Auch Paris, auch die Sünderin Helena hast du nicht verschmähet, und beide in das schönste Licht gestellt, in welchem sie stehen konnten. Nicht vergessen sind ihre Brüder Castor und Pollux; ihr Menelaus, sammt Ulyß, sind mit allen Würden geschmückt, deren sie auf der Ebne vor Troja fähig waren. So Ajax, Diomed, Idomeneus, Nestor; jeder erscheint an seinem Orte, zu seiner Zeit in der Rennbahn des Ruhmes. Kurz oder lange leuchtet sein Schein; aber er geht nach Verdienst auf und nieder.

Drei Lehren drückst du schweigend vor allen uns ins Herz:

1. Discite justitiam, miseri, et non temnere divos, welches ich hier so übersetzen möchte:

Lernt, ihr Fürsten, gerecht seyn und treffliche Männer verehren.

Dies lehrt uns mit seinem Uebermuth der prächtige Agamemnon in der ganzen Iliade. Er gränzt an alle Ausschweifungen, die Aristoteles Ethik kannte, an die Habbegierde (Akolasie) den Neid, die Schaamlosigkeit und Beifallgebung, die Pralsucht; doch gränzt er nur daran, denn der weise Homer hat ihn vor jedem Zuge des Verächtlichen bewahret. Er ist und bleibt bei ihm ein unsträflicher König. Achilles dagegen besitzt den Kern dessen, was die Griechen Tugend nannten, Großherzigkeit (μεγαλοψυχία) und edlen Stolz, hohes Selbstgefühl und die äußerste Wahrheitliebe. Er ist freigebig und auf eine anständige Art prächtig, höflich in seinem Zelt und bis zur Schaam bescheiden; dabei gebildeter als alle Griechen: denn er war Chirons Zögling und ergötzte mitten im Unmuth

1 ff. Man . . . Geschichte, S. 1. Krit. Wäldchen (Werke III_2, D. N.-L. 150). S. 113, 10. — 7 ff. Was . . . Seelezerschneidend, S. 119 Z. 34, 120 Z. 3. — 20. Discite . . . divos, Vergil, Äneis VI, 620. (Ein Wort von Phlegyas in der Unterwelt. Statt miseri: moniti.)

sein schwerbeladnes Herz durch Töne. Der wärmste Freund seines Freundes, an Stärke, Tapferkeit, Schönheit und Ruhmliebe über alle Griechen erhaben. Und an diesem Gottgeliebten Sohn einer Göttinn und eines Helden zeigt uns Homer μῆνιν.

2. die erschreckliche Plage des harten, obwohl gerechten Unmuths. Achill konnte ihm nicht entweichen: denn der Vorfall, der ihn dazu reizte, drang auf ihn, ohne daß er ihn suchte. Er kann, die ganze Iliade hindurch, als Achill nicht anders handeln, als er handelt. Das Unangenehme aber dieses Unmuths für ihn und für andre entwickelt der Sänger durch Worte aus des guten Phönix, ja aus Achills eignem Munde und durch Erfolge in lauter lebendigen Situationen. Sogar das herbeieilende letzte Schicksal des Edelzürnenden sehen wir in diese Reihe der Dinge verflochten, in diesen ihm unvermeidlichen Unfall. Konnte ein zarterer Punct des menschlichen Herzens und Lebens zarter behandelt werden, als es der Dichter gethan hat? Gemeine Seelen wissen nichts vom edeln, göttlichen Unmuth; wie manchem größeren Gemüth aber ist er die Klippe des Glücks, seiner Brauchbarkeit fürs gemeine Wesen, des häuslichen und täglichen Wohlseyns, ja endlich des Lebens selbst worden! Mehr als Ein Gekränkter hat die Klagen angestimmt, die Achill am Ufer des Meers seiner Mutter zuseufzte; er konnte aber keinen andern Trost hören, als jenem die Göttin selbst zu geben vermochte.

3. Endlich, welch eine böse Sache ist der Krieg! Und wie mißlich ist jede Regierungsart unter den Menschen, so unumgänglich sie ist im Kriege und Frieden! Beides hat uns Homer so vorzüglich und hell dargelegt, daß wir auch hier den Meister sehen, der in die rohesten Dinge Weisheit und Menschlichkeit brachte.

35.

Sohn! Dir werden die siegende Stärke, nach ihrem Gefallen,
Pallas und Juno verleihn; du aber bezähme des Herzens
Stolzaufwallenden Muth: denn gütige Triebe sind edler.

Diese Lehre läßt Homer den alten Peleus seinem Achilles auf den Zug vor Troja mitgeben und die ganze Iliade ist eigent-

31 ff. Il. IX, 254—256 (φιλοφροσύνη γὰρ ἀμείνων).

lich ein Lob der Philophrosyne d. i. gefälliger, Menschenfreundlicher Gesinnung: Unmuth ist dem Homer eine Plage des Lebens, selbst wenn es ein gerechter, göttlicher Unmuth (μῆνις) wäre. Er frißt am Herzen, und naget ab die Blüthe des Lebens; bei den menschlichsten Gesinnungen wird der Gekränkte wider seinen Willen ein Unmensch. Die älteste griechische Philosophie ging dahinaus, das Gemüth der Menschen vor jedem Aeußersten zu bewahren; die älteste Philosophie der Griechen aber war bei den Dichtern. Mit Rechtschaffenheit, Ruhm und Gesundheit ein heiteres, frohes Leben führen zu können, stelleten sie als den höchsten Wunsch der Sterblichen dar, und warnten vor jedem Uebermaaße, vor jeder zu hart angesessenen Neigung. Wie klar muß es in der Seele Homers gewesen seyn, da er, sein ganzes Gedicht hindurch, gleichsam die Waage Jupiters in der Hand haltend, die Neigungen und Charaktere der Menschen gegen einander im Streit und in Folgen abwog! Der Schild Achilles zeigt bei ihm, wie er sich die Welt dachte; unbefangen sah er ihre mancherlei, einander oft nahe entgegengesetzten Scenen; fröhliche und traurige, ruhige und stürmische Scenen, und schildert sie, wie dort Vulcan sie hammerte, glänzend und unvergänglich. Wem Homers Muse den Nebel vom Auge nimmt, gewinnet über die Dinge der Welt gewiß eine große, weise und am Ende fröliche Aussicht.

Wie Achill mit seiner Leyer den Unmuth sich zu zerstreuen suchte: so war es das Amt der lyrischen Dichter der Menschen Herz zur Mäßigung in Glück und Unglück zu stimmen und es zur Freude, Freundschaft und Heiterkeit zu ermuntern. Leider sind die meisten derselben untergegangen; die übriggebliebenen Reste aber zeigen diese Bestimmung. Pindar selbst, ob er gleich laute Siege besingt, hat so manchen Spruch in seinen Gesängen, der zur Mäßigung im Glück, zum behutsamen Gebrauch des Lebens einladet; so manchen, der dem Unmuthe zuvorzukommen sucht, oder nach Erfahrungen desselben die Seele des Kämpfers edel erquicket.

Das feine Echo der Griechen, (wie einer unserer Freunde ihn nannte) Horaz thut ein Gleiches. Es wäre zu wünschen, daß er in seiner wohlgefälligen, einschmeichelnden Art auch uns eigen werden könnte; vielleicht ist dies aber unmöglich: denn die Meisten seiner Oden sind zu künstlich eingelegte Musivische Arbeit.

33. S. S. 62, Z. 11 ff.

Mehrere derselben, wissen Sie, sind nach dem Lateinischen in Musik gesetzt; ich wollte, daß auch aus den für uns nicht ganz brauchbaren Oden alle rein-menschliche Strophen, alle beruhigende, tröstende, aufheiternde Sprüche und Empfindungen latein componirt würden. Stellen aus Virgil deßgleichen. Ich erinnere mich aus Luther, daß ihm einige Worte der sterbenden Dido in der Musik einen unvergeßbaren Eindruck gemacht hatten; wem würden nicht jene ewigen Sprüche der Alten, mit welchen sie im einfachsten, kräftigsten Ausdruck das Menschengemüth stärken, einen nach- und wiedertönenden Eindruck geben? Durch Musik ist unser Geschlecht humanisirt worden; durch Musik wird es noch humanisiret. Was dem Unmuthigen, dem Lichtlos-Verstockten die Rede nicht sagen darf: sagen ihm vielleicht Worte auf Schwingen lieblicher Töne.

Wenn dies von Gesängen der Alten gilt, sollte es nicht vielmehr von Sprachen gelten, deren Genius uns vertraulicher und näher Laute des Trostes und der Weisheit zulispelt? Kein Zweifel. In den Dichtern der Italiener, Spanier, Gallier schlummern Töne, die, wenn sie durch Musik und Anwendung zur Weisheit des Lebens würden, Völker und Stände menschlich machen müßten.

Auch in unsern lyrischen Dichtern sind Strophen, die der Sokratischen Schule würdig sind; warum leben sie so wenig im Ohr der Nation? warum schlafen sie mit ihren Erfindern vergessen im Staube? Die Ursache ist leicht zu finden: „weil nur ein so kleiner Theil unsrer Nation cultivirt ist, und bei einem andern die scheinbare Cultur zu einem falschen Schmuck fremder Ueppigkeit geworden ist." Wir wollen es uns nicht bergen; man spricht viel von Cultur und Aufklärung; man affectirt und fürchtet sie sogar, vielleicht weil man an sich selbst weiß, daß sie nicht tief gehet, daß sie selten von rechter Art ist. Denn wirklich gebildete Gemüther, (in dem Verstande, wie Griechen und Römer dies Wort uns zugebracht haben,) können am Nutzen der ächten Bildung nicht zweifeln.

Doch wo gerathe ich hin? Lassen Sie uns schnell zu unsrer Materie, zu dem unverfänglichen Wunsch nach Compositionen schöner Stellen aus lateinischen Dichtern zurückkehren. Oft, gar oft wenn ich geistliche Musiken über lateinische Mönchsworte hörte, regte sich das Verlangen in mir, auch altrömische Stellen mit solcher Musik begleitet zu hören; und als in Reichardts Todtenfeier auf Friederich nach Lucchesini's Worten alt Römische

Tugenden, Eine nach der Andern, auf des Unsterblichen Grab auch in Tönen sich zudrängten, ward der Wunsch aufs neue in mir lebendig. Strophen aus Horaz, (wie z. B. B. 1. Ode 7. V. 21—32. B. 2. Ode 10. V. 13—24.) oder ganze Stücke mit Zweckmäßiger Abwechselung, (wie vielleicht B. 1. Ode 9. 24. 26. B. 2. Ode 3. 11. 14. 16. 19. 20. B. 3. Ode 2. 9. 21. B. 4. Ode 7. Epode 7.) würden der Musik nothwendig den eigenthümlichen Schwung geben, der ihr bei unsern verbrauchten Sylbenmaaßen zu finden oft schwer wird. Der Hörer würde dadurch gewissermaaßen in die Römische Welt, oder wenigstens in Zeiten seiner Jugend versetzt, in welchen er Horaz zuerst lieben lernte.

Wie glücklich war überhaupt dieser Dichter! Nicht nur im Leben, sondern auch in der Reihe von Wirkungen, die ihm nach seinem Tode das Schicksal anwies. Die lyrischen Dichter der Griechen sind untergegangen; Er fast allein hat uns mehrere Formen ihrer Gedanken, ihrer Empfindungen, ihres Ausdrucks, ihrer Sylbenmaaße in seinen Nachbildungen gerettet; und was damit für ein Schatz gerettet sei, hat die Zeitfolge erwiesen. Die Pindarische Form der griechischen Scholien und Chöre war und blieb den Sprachen Europa's unanwendbar; in der Horazischen Form erhob sich die Ode, selbst zu einer Zeit, da die Nationalsprachen der Europäischen Völker ungebildet dalagen. In allen Ländern schlossen sich die Geister des Gesanges dem Venusinischen Schwan an, und drückten zuerst in der geliehenen lateinischen Sprache Gesinnungen aus, die sie in ihrer Landessprache noch nicht auszudrücken vermochten. Wie niedrig ists, was Balde u. a. Deutsch sangen; wie edler, wo sie das von Horaz geheiligte Werkzeug der Sprache anwenden konnten! Ohne ihn hätten wir keinen Sarbievius, dessen Oden von Götz u. a. wiederum in unsre Sprache übertragen, immer noch den Römisch-Griechischen Geist athmen. Gehen Sie in diesem Gesichtspunkt die Sammlungen durch, die Gruter u. a. von den lateinischen Dichtern der Italiäner, Gallier, Belgen, Deutschen, Dänen, Schotten, Engländer u. s. gegeben haben; unter vielem Wortgeklingel werden Sie unstreitig wahre delicias finden. Jeder edlere Dichter vergaß gleichsam den Lauf der Dinge um ihn her; über die

19. Scholien, zu lesen: Skolien (s. auch S. W. S. XVII, S. 173). — 27 f. Wie ... sangen, s. Herders Terpsichore. 3 Bde. 1795—96. — 32. Gruter (1560—1627) gab heraus unter dem Pseudonym Ranutius Gherus: Deliciae poetarum Italorum, Gallorum, Belgicorum. 9 Bde. Frankfurt 1602—1612.

Vorurtheile seines Landes, seiner Secte, seines Ordens hinausgesetzt, mußte er gleichsam mit dem Römischen Dichter auch Römisch denken. Was späterhin in unsrer Sprache eben auch durch die Horazische Form geweckt und in ihr vorgetragen sei, darf ich Ihnen aus Klopstock, Göz, Uz, Ramler u. a. nicht anführen. Horaz ist Sänger der Humanität gleichsam Vorzugsweise, die Form seiner Gedanken ist das erwählte Lieblingsmaaß der lyrischen Muse worden. O daß wir also schon Stellen, wie solche: Vitae summa brevis — nil desperandum — tu ne quaesieris — felices ter et amplius — quod si Threïcio — linquenda tellus — aequam memento — rebus angustis — eheu fugaces — tecum vivere amem, tecum obeam libens — in lateinischer Sprache componirt hörten!

Hier Eine von Sarbievs unschätzbaren Oden auch in der Form des Römers:

An die Weisheit.

Die du, höchste Vernunft, weise die Schikkung lenkst!
Wie zuweilen der Ernst deiner Verfügungen
Uns ergetzet, ergetzen
So die menschliche Spiele Dich?

Mit freigebiger Hand streuest du Güter aus.
Und wir raffen sie auf, wenn sie gefallen sind,
Wie die Jugend die Nüsse
Mit kurzweiligem Zanke rafft.

Wer jetzt Kronen erhascht, bricht sie; wer Zepter kriegt,
Sieht sie wieder entführt, eh er sie tragen kann.
Welt! so schwankst du, zerrissen
Von den Händen der Mächtigen.

Was das geizige Glück unter die Völker theilt,
Ist ein Pünktchen. O laß, Weisheit, ich flehe Dir!
Mich, indeß sie so zanken,
Mit dir lachen und fröhlich seyn.

9f. Vitae summa brevis, Hor. Carm. I, 4 (15). — nil desperandum, Carm. I, 7 (27). — Tu ne quaesieris, Carm. I, 11 (1). — felices ter et amplius, Carm. I, 13 (17). — quod si Threïcio, Carm. I, 24 (13). — 11. linquenda tellus, Carm. II, 14 (21). — aequam memento, Carm II, 3 (1). — rebus angustis, Carm. II, 10 (21). — 12. eheu fugaces, Carm. II, 14 (1). — tecum ... libens, Carm. III, 9 (24). S. Herder S. W. S. XXVI, S. 227 (I, 4), S. 229 (I, 7), S. 231 (I, 11), S. 232 (I, 13), S. 238 (I, 24), S. 251 (II, 14), S. 247 u S. 218 (II, 3), S. 249 (II, 10), S. 257 (III, 9). — 16. Die Ode steht hier nach der Übersetzung von Nik. Göz. „Vermischte Gedichte. Herausg. von Ramler." Mannheim 1785. I. Teil, S. 118. 119. — 30. Göz: „ich flehe dich".

36.

Ein zweites Fragment aus der Handschrift Jonien handelt
Von der Humanität Homers in Ansehung des Krieges
und der Kriegführenden seiner Iliade.

Lassen Sie es jetzt statt meines Briefes gelten.

*
* *

Selbst in dem Heldengedicht, das größtentheils Thaten der Krieger besingt, dachte Homer über Krieg und Frieden menschlich. Nicht nur, daß er jenen so oft den Thränenreichen, Männerfressenden, verderblichen, harten, bösen Krieg nennet; er läßt keine Gelegenheit vorbei, ihn seiner Natur nach, mit allen begleitenden Uebeln, durch Thatsachen zu schildern.

1. Die Iliade beginnt mit einem Greise, der um seine geraubte, liebe Tochter vergebens flehet; und bald wird es nicht verschwiegen, daß die Griechen alle benachbarte Küsten und Inseln geplündert, daß sie die neun Jahre her großentheils vom Raube gelebt haben. Schon faulet das Holz an ihren Schiffen, die Seile vermodern;

Ihre Weiber daheim und unerzogene Kinder
Schmachten, sie wiederzusehn —

daher denn, als Agamemnon ihnen den Vorschlag that, nach neun Jahren vergeblicher Arbeit wieder die Schiffe zu besteigen und

— zu fliehn zum werthen Geburtsland;

so hatte er kaum das Wort gesprochen, als die Versammlung es in freudigem Ernst befolgte:

— Der Staub stieg unter den Füßen der Männer
Wallend empor, und einer ermahnte den andern zur Eile,
Daß sie die Schiff' erreichten und bald ins Wasser sie zögen.

Nur durch vieles Zureden und durch den gebietenden Stab des Königs konnte die Kriegssatte Schaar wieder in die Versammlung, durch neue dringende Vorstellungen von Schande, Ruhm und Hoffnung wieder ins Feld gebracht werden.

8f. *δακρυόεις*, Il. V, 737, VIII, 388, XIII, 765 u. sonst. — *φθισήνωρ*, Il. II, 833, IX, 604, X, 78 u. sonst. — *οὐλοός*, Il. III, 133 u. sonst. — 18f. Il. II, 135—137. — 22. Il. II, 140. — 25ff. Il. II, 150—152.

2. Denn es hatte sich zur Last des Krieges auch die Plage der Pest gefunden; eben sie unterläßt Homer nicht im Anfange der Iliade schreckhaft zu zeichnen.

— Die Völker aus Argos
Fielen bei Haufen dahin; die scharfen Pfeile des Gottes
Flogen tödtend umher im ganzen achäischen Kriegsheer,
Daß man täglich die Leichen, gethürmt in Haufen, verbrannte.

Denn wem ist unbekannt, daß ansteckende Krankheiten, das gewöhnliche Gefolge aller Kriegsheere sind, und elender metzeln, als das Schwert des Feindes?

3. Als die Göttinn endlich im Busen der Griechen die Streitlust wieder erweckt,

Daß sie nach unablässigem Kampf und Schlachten sich sehnen,

und ihnen der Krieg wiederum viel süßer dünkt,

— als vormals
Ihnen die Rückfahrt schien zum werthen Lande der Heimath,

will der Dichter dem blutigen Gefechte noch durch eine billige Auskunft zuvorkommen. Menelaus und Paris, deren Sache es eigentlich allein ist, um deren willen Menschen hingeopfert werden, sollen durch einen Zweikampf den Zwist entscheiden,

— Ihn hörten mit Freude die Griechen und Trojer
Hoffend, das Ende zu sehn des Elendbringenden Krieges.

4. Da dies Mittel aber nicht gelang, und die Heere gegen einander ziehen müssen, von wem läßt sie der Dichter empören? Die Trojer von Mars, den sein Vater, Jupiter, selbst späterhin also anredet:

Wisse, dich haß' ich am meisten von allen Bewohnern des Himmels:
Denn du findest nur Lust an Zank und Kriegen und Schlachten.
Aehnlich bist du der Mutter am unerträglichen Starrsinn,
Der nie weichet und kaum von mir durch Worte gezähmt wird.

Die Griechen regt Pallas auf, und mit beiden Aufregern sind

— Das Schrecken, die Furcht, die rastloswüthende Zwietracht,
Schwester des Menschenverderbenden Mars und seine Gehülfinn,
Die erst klein sich immer erhebt, bis endlich ihr Haupt sich

4 ff. Il. I, 382—384 u. 52. — 13. Il. II, 451, 452. — 15 f. Il. II, 453, 454. — 21 f. Il. III, 111, 112. — 27 ff. Il. V, 890—893. — 32 ff. Il. IV, 440—445 (s. 1. Krit. Wäldchen, Herders Werke III_2 [D. N.-L. 150], S. 94, 5 ff.).

Hoch in Wolken verbirgt, indem sie die Erde bewandelt;
Diese durcheilte die Heer' und sä'te zu beider Verderben
Streitgier unter sie aus, und mehrte der Krieger Getümmel.

Sind diese Namen hier allegorische Kunstwerke? Gespenster sinds, die Homer eben deßwegen schreckhaft einführet, weil durch Personen, die in bestimmten Umrissen erscheinen, die Wirkung nicht hervorzubringen war, die er hervorbringen wollte. So scheint er zu andrer Zeit den Zorn, die Schadenfreude, das schrecklich-ergreifende Todesverhängniß zu personificiren; zu gleichem Endzweck, unsere Begriffe nämlich zu verwirren durch diese un-umschriebenen Wortlarven. Der Zorn ist ihm wie ein Rauch, und die Zwietracht erhebt sich gleicher Gestalt zwischen Himmel und Erde. — Von allen Künstler-Ideen weggesehen, wie wahr und wie gräßlich! Aus einem Nichts entspringet die Zwietracht und wird in kurzem unermeßlich. Nie umschrieben in ihrem Wesen kommt sie vielleicht aus Einer Kammer hervor und durcheilt Staaten, durcheilt Heere, säet Verderben und Streitgier umher, immer das Haupt in hohen, unabsehlichen Wolken verborgen. Selten wissen die Menschen, weßhalb sie streiten; je länger aber, desto hartnäckiger hadern sie: denn von Schritt zu Schritt wächst die unersättliche Eris.

5. Jetzo trafen sie nah' auf Einem Raume zusammen,
Schild und Lanze begegneten sich und Kräfte der starken
Eisengepanzerten Männer. Es stiessen die bäuchigen Schilde
Wechselnd gegen einander, und ward ein schrecklich Getöse.
Laut ertönte zugleich das Jammern und Jauchzen der Krieger,
Schlagender und Erschlagner; es strömte von Blute die Erde.

Da sich Homers Iliade einem großen Theil nach mit diesem Gemetzel beschäftigt: so wird das Menschengemüth des Dichters hier vorzüglich fühlbar. Seine Todte läßt er nie als Thiere fallen; er bezeichnet, so viel er kann, in einigen Versen als Menschenfreund ihr trauriges Schicksal. Dieser wird nie mehr zu seinen geliebten Eltern, zu seinen Brüdern, seiner Gattinn, seinen Kindern wiederkehren; jener hat Reichthum, Wohlstand, eine glückliche Ruhe verlassen, die er nie mehr genießen wird. Einen andern zeichnet er als Künstler, als einen geschickten, schönen, Gottbegabten Mann; seine Kunst ist dahin, seine Schön-

11. Der ... Rauch, Il. XVIII, 110. — 22ff. Il. IV, 446—451.

heit verwelket, der Götter Gaben werden mit der Asche begraben. Jenen hat falsche Hoffnung, eine trügliche Weissagung ins Feld gelockt; der Tod ergreift ihn, schwarze Nacht umhüllet sein Auge. Und ferner. Mehrere dieser Erinnerungen sind so zart, daß sie Inschriften zu den Grabmälern der Erschlagenen seyn könnten, wenn arme Kriegserschlagene Grabmal und Urne erhielten.

6. Merkwürdig ist hiebei, daß Homer dieses zärtliche Andenken am Meisten den Trojanern schenket. Er ein Grieche, der den Ruhm griechischer Helden verewigen wollte, war zugleich ein Asiat, ein Jonier, ein Mensch, und ich möchte sagen ein Bedaurer des Trojanischen Schicksals. Weit entfernt von der barbarischen Kleinmuth, seine Feinde verunglimpfend zu belügen, zeichnet er ihr zarteres Gemüth, die größere Weichlichkeit ihres Klima, ihre Familienneigungen, ihre Künste, ihr Wohlbehagen zu Friedenszeiten, in Zügen, an denen sich offenbar das Auge des Dichters selbst ergötzte. Die armen Trojaner sind ihm eine Heerde Schaafe, die von Wölfen angefallen wird; unter ihnen sind viele fremde Bundsgenossen, die am Schicksal der bedrängten Königsstadt nur aus nachbarlichem Mitleid Theil nehmen. Uns den inneren Wohlstand Troja's zu zeigen, unser Herz für die Bedrängten mitfühlend zu machen, führt er seinen edlen Hektor im Anfange des Treffens in die Stadt zurück. Er zeigt uns Priamus und seiner Söhne Wohnungen, zeigt uns die Helena selbst in einer zwar erniedrigten, aber nicht unwürdigen Gestalt; so die Aeltesten der Stadt, so endlich Andromache und ihr Kind. Rührender ist wohl kein Abschied geschildert worden, als den Hektor von ihnen beiden nahm; und es ist eine Ueberkritik der Grammatiker, daß in der Andromache Rede einige Verse zu allgemein und zu viel seyn sollen. Bei dem Dichter spricht sie im Namen aller Trojanischen Frauen, für sie und ihre verwaiseten, gefangenen Kinder. Auch hat sich Homer wohl gehütet, uns die Unthaten selbst zu erzählen, die dieser traurige Abschied nur vorahnet, ob sich gleich der Grund seiner ganzen Odyssee, die unglückliche Rückfahrt der Griechen, großen Theils auf sie bezog. Weder mit der Gräuelthat des Ajax vor dem Bilde der Pallas, noch mit des Priamus, der Polyxena und Andrer unwürdigem Morde hat seine Muse sich befleckt; die Künstler und tragischen Dichter nahmen ihre Vorstellung dieser

16f. Die ... wird, Il. XVI, 352—356. — 25ff. Rührender ... sollen, Il. VI, 369—502. — 28ff. Bei ... Kinder, Il. VI, 433—439.

Scenen aus andern sogenannten cyklischen Dichtern. Hektors letzter Gang nach Troja ist bei Homer in jedem Schritte groß und heilig. Der Edle will die zornige Göttinn versöhnen und seine geliebte Vaterstadt entsündigen; daher er auch den Missethäter Paris ins Feld fodert, bis am Skäischen Thore endlich, an diesem Unglücksorte, der traurige Abschied die Scene endet — —

Homer war keiner von denen, die ihrem Lieblingshelden die ganze Welt aufopfern. Seinen Achilles kleidet er in Gottähnliche Größe; Hektor dagegen in alle Würde und Zierde des Vertheidigers seiner Geburtsstadt. Beide Helden konnten in dem Menschenverderblichen Kriege nicht auf Einmal glänzen; indeß Jener also einige Tage ruhet, läßet er diesen sein Glück aufs höchste treiben; bis er durch Anlegung der Waffen Achills die Nemesis reizet, und dem Tode ein Opfer dasteht. So übertrieb Patroklus seine Bestimmung und sank; nicht von Hektor, sondern zuerst von Apollo selbst Rückwärts getroffen, daß Achills Waffen von ihm fielen. So sollte, hinter Homers Iliade, Achilles, da sein Ziel erreicht war, auch sinken. Das Schicksal aller Dreien, der edelsten Männer, ist in einander verwebt, und der Tod Eines ein Verkündiger vom Tode des Andern. Im Leben und Tode ehrt Jupiter den Hektor. Da er vom Zorn der Juno ihn nicht erretten kann, opfert er seinen eignen geliebten Sohn Sarpedon mit ihm zugleich auf, und seinen Leichnam entzieht er der Rache Achills auf die edelste Weise.

Und wie den Hektor, so hat Homer den alten Priamus und alle seine Kinder geehret. Deiphobus ist vom Apoll begeistert, wie keiner im griechischen Heere; selbst Paris Vorzüge werden bei allem Tadel, der ihm gebührt, nicht verschwiegen.

7. Warum untersagt Priamus bei dem Begräbniß der Erschlagenen seinem Heer die weinende Trauerklage? Offenbar lag dies Verbot in der Situation der Trojaner. Sie, eine Versammlung Asiatischer, weicherer Völker, an die laut-weinende Trauerklage mehr noch als die Griechen gewöhnet, sie, die in der Nähe ihrer Verwandten, Kinder und Weiber, vor Trojas Mauern ihre nächsten Freunde und Landsleute bestatten, und in ihrem Tode ihr eignes Schicksal voraussahen, sie hatten ein solches Verbot nöthiger als die härteren Griechen, die der angreifende Theil waren, und fern von den Ihrigen nur ihre Mitstreiter begruben. Um

28f. Warum ... Trauerklage, Il. VII, 427, 428. S. Krit. Wälder I (D. N.-L. 150 = Herders Werke III_2, S. 20, 1ff. zu Lessings Laokoon I).

Patroklus Leiche weinen die Griechen, insonderheit die Myrmidonen, am heftigsten Achilles; auch Briseis weint und die übrigen Weiber, letztere aber

Um Patroklus zum Schein, im Grund' um eigenes Elend.

8. Noch mehr zeigt die Menschlichkeit Homers sich in der Weisheit, mit der er über das Schicksal des Krieges dachte. Alles Kriegsunglück läßt er durch Fehler entstehen, durch Fehler und Leidenschaften der Götter und Menschen. Das alte Troja wird vom Jupiter dem Eigensinn eines unversöhnlichen Weibes aufgeopfert, die eine Reihe ihrer Lieblingsstädte hingeben will, wenn Jupiter hier nur ihren Willen erfüllet. Die keuscheste, stolzeste Göttinn erröthet nicht, ihre Umarmung zum Netz des Betruges zu machen, aus tiefem Groll lieblos Liebe zu heucheln, mit geborgtem Schmuck an offnem Tage aus der Gattin eine berückende Buhlerin zu werden, nur damit Einige Trojaner mehr bluten, indeß ihr bestochener Kämmerling, der Schlaf, dem Schicksalwägenden Gott die Augen zuschließt. Das Aeußerste der Rache eines Weibes! Gegen Troja stehen zwo Weiber, für Troja zwei Männer; wer zweifelt, wenn es auf Haß ankommt, welche Parthei zum Ziel gelangen werde? Ging es in den hartnäckigsten Kriegen der Erde je anders?

In der menschlichen Scene hangen, wie vorher gezeigt worden, der Griechen Unfälle bei Homer lediglich vom Stolz und Wahn des Königes ab, dem keiner der Rathgebenden Fürsten sich zu widersetzen getraute. Ein falscher Traum ist seine belehrende Gottheit; sonst erscheinet ihm keine, (deren mehrere doch andern erscheinen) während der ganzen Iliade. Dieser falsche Traum heißt Dünkel, dem Agamemnon, schon seinem Namen nach ein Jupiter auf Erden, zum Verderben seines Volkes gehorchet. Den ältesten Rathgeber besticht er damit, daß der Traum in seiner Gestalt erschienen sei; andre Fürsten schweigen, oder wetteifern thöricht mit Achilles Ruhme. So kommt durch Einen, durch Wenige das ganze Heer an den Rand des Abgrundes. Zu spät wird gesprochen, zu spät geweinet; und unter diesem allen ist und bleibt Agamemnon der sorgsamste Hirte der Völker. O Homer, so oft ich von neuem Deine Iliade lese, finde ich in ihr neue Züge der ordnenden Weisheit, Klugheit und Menschenliebe, mit der du wilde Verhältnisse

4. Il. XIX, 302. — 11ff. Die ... zuschließt, s. 1. Krit. Wäldchen (D. N.-L. 150 = Herders Werke III_2) S. 107, 8ff.

eines rohen Zeitalters erzählest. Und keine Lehre, keine Warnung entfließt deinen Lippen, als ob sie die deinige wäre; jedes Laster, jede Thorheit, jede Leidenschaft selbst lehret und warnet.

Diderot über die Einfalt in Homer.

„Die Natur hat mir Geschmack an der Einfalt gegeben und ich bemühe mich, diesen Geschmack durch das Lesen der Alten vollkommner zu machen.

O mein Freund, wie schön ist die Einfalt! Wie übel haben wir gethan, uns davon zu entfernen!

Wollen Sie hören, was der Schmerz einem Vater eingiebt, der jetzt seinen Sohn verlohren hat? Hören Sie den Priamus. Wollen Sie wissen, wie sich ein Vater ausdrückt, der dem Mörder seines Sohns fußfällig flehet? Hören Sie eben den Priamus zu den Füßen des Achilles.

Was ist in diesen Reden? Kein Witz, aber so viel Wahrheit, daß man fast glauben sollte, man würde eben so wohl als Homer darauf gefallen seyn. Wir aber, die wir die Schwierigkeit und das Verdienst, so einfältig zu seyn, ein wenig kennen, mögen diese Stellen nur lesen, mögen sie mit Bedacht lesen, und hernach alle unsre Schreibereien nehmen und ins Feuer werfen. Das Genie läßt sich fühlen, aber nicht nachahmen." —

Was Diderot hier von Homers Einfalt sagt, möchte ich von seiner Humanität sagen. Man lese seine Beschreibungen des Todes der Erschlagnen, man lese Hektors Abschied von seinem Weibe und Kinde, man bemerke jeden Zug, mit dem der Dichter des Achills erwähnet, insonderheit wenn er ihn selbst redend einführet, auch was er hie und da über das Glück und Unglück des menschlichen Lebens, über Reichthum, Ehre, Adel der Seele und des Geschlechts, über Gerechtigkeit, Tapferkeit, Geduld, Weisheit, Mäßigung, Sanftmuth, Gastfreundschaft, Verschwiegenheit, Treue, Wahrheit, über die Verehrung der Götter, die Ergebung in den Willen des Schicksals, und die ihnen entgegengesetzten Thorheiten und Laster einstreuet; welch eine Schule der Humanität ist in ihm!

---

5. S. S. 160, Z. 1[illegible] Anm. und S. 164, Z. 12 Anm. Diderot, Oeuvres de Théâtre. Amsterdam 1759. S. 247—24[illegible]. Lessings Übersetzung. 2. Ausg. 1781. 2. Teil, S. 236 ff. Nach dieser Übersetzung ist die Stelle hier zitiert, mit einer kleinen Kürzung im ersten Absatz. Nach Z. 11 und 14 folgen in der Übersetzung die Reden des Priamus, nach der letzteren Stelle noch die ersten Worte über Achills Verhalten.

37.

Leßings Emilia Galotti hat mich wieder einmal ins Theater gelockt; wie zufrieden ja gesättigt bin ich hinausgegangen! Ein Theaterstück muß gesehen, nicht gelesen werden: denn wenn es ist, was es seyn soll, so ist ja eben auf die Vorstellung alles berechnet. Ich kann mir nicht einbilden, daß wenn Stücke dieser Art, (aber auch keine andre als solche) wöchentlich nur Einmal, auf die leidlich-vollkommenste Weise gegeben würden, und diese Stücke lauter Stände und Situationen unsrer Welt, wie dieses, enthielten, das Publicum ungebildet, unerleuchtet bleiben könnte.

Bei der zweiten Ausgabe des Diderotschen Theaters bezeugte Leßing diesem Schriftsteller öffentlich seine Dankbarkeit als dem Manne, der an der Bildung seines Geschmacks großen Antheil habe. „Denn, fährt er fort, es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zu wohl bewußt, daß er ohne Diderots Muster und Lehren eine ganz andre Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eignere; aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre." Und setzt sodann weiter den Einfluß ins Licht, den Diderots Stücke, insonderheit sein Hausvater auf das Deutsche Theater gehabt habe.

Sie wissen, wieviel Diderot darauf hielt, daß Stände aufs Theater gebracht werden sollten, und was Leßing in seiner Dramaturgie dabei zu erinnern fand. Natürlich können Stände ohne bestimmte Charaktere auf dem Theater keine Wirkung thun; aber bilden sich die Charaktere der Menschen nicht in und nach Ständen? und welcher Stand hätte auf den Charakter mehr Einfluß als der Stand eines Prinzen? Hier hatte also Leßing ein weites Feld, das philosophische Allgemeine, dadurch Aristoteles die Poesie von der nackten Geschichte unterscheidet, als Philosoph und Dichter zu bearbeiten. Er zeigt den Charakter des Prinzen in seinem Stande, den Stand in seinem Charakter, beide von mehreren Seiten, in mehreren Situationen. Nicht nur bringt er den Prinzen in seiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung mit den verschiedensten Personen, Männern und Weibern, mit Künstler

11. „Das Theater des Herrn Diderot. Aus dem Französischen übersetzt von Gotthold Ephraim Lessing." Zweyte, verbesserte Ausgabe. Berlin, 1781. Vorrede zur zweiten Ausgabe. S. Herders Nekrolog für Lessing 1781 (Werke III_2 = D. N.-L. 150, S. 383, 27 ff.). — 21. „Hamburgische Dramaturgie" 86. Stück.

und Canzler, Kammerherr und Kammerdiener, mit einer Geliebten, die er jetzt nicht geliebt haben, und einer andern, die jetzt von ihm eben nicht geliebt seyn will, mit dem Vater, der Mutter, dem Bräutigam derselben, ja mit sich selbst in Gespräch und Handlung; er unterläßt auch keine Gelegenheit, in jeder dieser Situationen eigentlich nach dem Ringe zu rennen, und wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, das Prinzliche dabei zu charakterisiren. Niemand wird unverschämt gnug seyn, deßhalb das Stück eine Satyre auf den Prinzen zu nennen: denn nur dieser Prinz, ein Italiänischer, junger, eben zu vermählender Prinz ists, der sich diese Späße giebt und bei Marinelli andre zuläßt. Auch ist sein Stand, seine Würde, selbst sein persönlicher Charakter in Allem zart gehalten, und mit wahrer Freundlichkeit geschonet. Am Ende des Stücks aber, wenn der Prinz sein verächtliches Werkzeug selbst verachtend von sich weiset, und dabei ausruft: „Gott! Gott! ist es zum Unglücke so mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind; müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?" und die unschuldige Braut dabei im Blut liegt, der Vater, ihr Mörder, sich eben vor diesen Fürsten, als vor seinen Richter stellt, Marinelli, der Unterhändler dieses Gewerbes, sich noch bedenkt, den Dolch aufzuheben; wer ist, dem, wenn in solcher Situation der Vorhang sinkt, nicht noch andre Gedanken, außer dem, den der Prinz sagt, in die Seele strömen? Nothwendig fragt man sich, wie wird das Gericht über den alten Odoardo ablaufen? wie lange wird Marinelli entfernt seyn? d. i. wie bald wird er, wenn sein Dienst abermals brauchbar ist, wiederkehren? u. s.

Es ist vielleicht das höchste Verdienst der Poesie, insonderheit des Drama, Stände und Charaktere aller Art (wenn mir das niedrige Gleichniß erlaubt ist) an dem feinsten Spieß, aufs langsamste am Feuer eigner Thorheiten, Neigungen und Leidenschaften umzuwenden. In der Seele des Zuschauers werden diese Stände und Charaktere dadurch gahr, oder, mit einem edleren Ausdruck geründet. Man sieht, was an der Figur Ernst oder Scherz, Wort oder That ist; man blickt auf den Grund hinunter, und greift das Beständige oder Unstatthafte ihres Charakters, ihre Versatilität und innere Ehrlichkeit gleichsam mit Händen.

Die alte Tragödie ging darauf hinaus, durch Darstellung unerwartet-schrecklicher Königsunfälle und Katastrophen die Urtheile der Menschen zu berichtigen, ihre Grundsätze zu sichern, und das

poco piu und poco meno der Leidenschaften, der Furcht und des Mitleids, dem Zuschauer auf ächter Wage vorzuwägen. Die neuere Tragödie, wenn sie gleich ihren Bogen nicht so scharf spannen und ihre Käule so rasch schwingen kann, als die alte, hat dennoch mit ihr Einerlei Endzweck. Sie spricht zum innersten Gefühl, zur treuesten Ehrlichkeit des Menschen; die Uebelthat kann sie auch jenseit der Gesetze verfolgen, so wie das Lustspiel die Thorheit auch jenseit der Gesetze straft. Beide sind Sprecherinnen vor dem erhabensten Richterstuhl unsres Geschlechts, vor der Humanität selbst, und ventiliren, bescheinigen und gegenbescheinigen vor ihr auf die schärfste, freieste Weise.

Leßing kannte diesen Proceß über die innere Ehrlichkeit eines Charakters aufs genaueste; sein Tellheim ist ein von allen Seiten geprüfter, militairischer Charakter; alles, was um ihn steht, was ihm begegnet, sichtet ihn das ganze Stück hindurch moralisch. Wen solche Komödien und Trauerspiele nicht bearbeiten können, der möchte durch Worte schwerlich zu bearbeiten seyn.

Man rückt Leßingen vor, daß er die zarteste Weiblichkeit, das über allen Ausdruck Reizende je ne scais quoi des schönen Geschlechts nicht gekannt, und solches eben so wohl in der Emilie, als der Minna, der Recha als der Orsina verfehlt habe. Sie sind, sagt man, bei ihm Kinder oder Männer, Helden oder schwache Geschöpfe. — — Ich kann über diesen Punkt nicht entscheiden. Sollte es aber keinen Unterschied geben, wie ein weiblicher Charakter im Roman und auf der Bühne erscheinen darf? Das neuere Theater ist bei allen Völkern Europa's, vorzüglich Spaniern und Franzosen, aus romanhaften Erzählungen und Sitten entstanden; sollte es diese nicht ablegen dürfen? ja sollte es sie endlich nicht ablegen müssen, da diese fremde Schminke aus der wirklichen Welt Theils schon verbannet ist, Theils in Manchem offenbar ihrer Verbannung zueilet? Das Theater der Alten kannte diese romantische Schminke nicht, und doch waren ihre Weiber Weiber.

Wie dem auch sei, in diesem Stück getraute ich mir den Charakter der Emilie, Orsina, geschweige der Claudia völlig ver-

6 ff., überhaupt zu der ganzen Stelle, s Schillers Jugendarbeit: „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet.“ 1784. Goedeke III, S. 513—523. — 33 ff. Vgl. dazu Herders früheres Urteil bei dem ersten Eindruck des Stücks. „Von und an Herder“ 2. Bd., S. 130. An Heyne, 24. April 1772: „Was meinen Sie zu Lessings Emilie? hat das vortreffliche Stück nicht immer für jede edle Empfindung einen tiefen Flecken an der letzten Tugendmuthlosigkeit der Märterin?“ u. s. w. „Aus Herders Nachlaß“ 3. Bd., S. 223. An seine Braut, Anfang April 1772: „Lessings neue ‘Emilia Galotti’ hat allerdings sehr

theidigen zu können; ja es bedarf dieser Vertheidigung nicht, da sich hier Alles in der Sphäre eines Prinzen, um seine Person, um seine Liebe, Treue und Affection drehet. Wer kennt die Uebermacht dieses Standes beim schönen Geschlechte nicht? und wer darf es der Emilie in diesen Augenblicken einer solchen Situation verargen, wenn sie den Dolch ihres Vaters einer künftigen Gefahr vorziehet? Das flatternde Vögelchen, (verzeihen Sie das Naturhistorische Gleichniß) fürchtet nicht etwa nur den anziehenden Hauch der nahen großen glänzenden Schlange; es fühlet denselben schon, sieht ihren auf sie gerichteten Blick — oder ohne Gleichniß, sie glaubt sich schon umschlungen von tausend feinen Netzen liebenswürdiger Eigenschaften, weiß, wie der Prinz ihre Empfindungen der Religion selbst vorm Altar störte, und wagt wie eine Heilige den Sprung in die Fluth. Wie Verstandvoll hat Leßing das Herz der Emilie mit Religion verwebet, um auch hier die Stärke und Schwäche einer solchen Stütze zu zeigen! Wie überlegt läßt er den Prinzen sie am heiligen Ort aufsuchen, sie in der Kapelle vor aller Welt anreden, und stellt die schwache Mutter, den strengen, grollhaften Fürstenfeind, Odoardo neben sie. Ihr Tod ist lehrreichschrecklich, ohne aber daß dadurch die Handlung des Vaters zum absoluten Muster der Besonnenheit werde. Nichts weniger! Der Alte hat eben so wohl, als das erschrockene Mädchen in der betäubenden Hofluft den Kopf verlohren; und eben diese Verwirrung, die Gefahr solcher Charaktere in solcher Nähe wollte der Dichter schildern.

So erlaube ich auch der Orsina, (die nothwendig mit Mäßigung gespielt werden muß) ihre Verhöhnung des Marinelli, selbst ihre höllische Phantasie im siebenden Auftritte des vierten Acts. Wenn sie nicht den Mund öfnet, wer soll ihn öffnen? Und sie darfs, die gewesene Gebieterin eines Prinzen, die in seiner Sphäre an Willkühr gewöhnt ist. Als eine Beleidigte, Verachtete muß sie anjetzt übertreiben, und bleibt in der größesten Tollheit die redende Vernunft selbst, ein Meisterwerk der Erfindung.

So auch das Uebereilen des Plans, das Hineintappen des Prinzen, und vor Allem, seine unbescholtene Rechtfertigkeit, Alles

hübsche Scenen, ohngeachtet seines oft schwer zu verdauenden Witzes, und der noch schwerer zu verdauenden Schwachheit, die er so allen seinen Weibspersonen giebt. In keinem Stücke habe ich mehr das traurige Nothwendige gefühlt, zu sündigen, wenn man gesündigt hat, das elende Schwache, ein Prinz zu sein, und dann die 'zu früh entblätterte Rose' geht tief zu Herzen."

veranlaßt, gebilligt, und am Ende doch, nachdem der Plan verunglückt, nichts befohlen, nichts gethan zu haben. In wenigen Tagen, fürchte ich, hat er sich selbst ganz rein gefunden, und in der Beichte ward er gewiß absolviret. Bei der Vermählung mit der Fürstin von Massa war Marinelli zugegen, vertrat als Kammerherr vielleicht gar des Prinzen Stelle, sie abzuholen. Appiani dagegen ist todt; Odoardo hat sich in seiner Emilie siebenfach das Herz durchboret, so daß es keines Bluturtheiles weiter bedarf. Schrecklich!

Als ich voll dieses Eindrucks nach Hause kam, fiel Diderot mir in die Hand, und zwar folgende Stelle:

„Der Schauplatz ist der einzige Ort, wo sich die Thränen des Tugendhaften und des Bösen vermischen. Hier läßt sich der Böse wider Ungerechtigkeiten aufbringen, die er selbst begangen hätte; hier hat er bei Unglücksfällen Mitleiden, die er selbst veranlaßt hätte; hier ergrimmt er gegen Personen von seinem eigenen Charakter. Aber der Eindruck ist geschehen, und er bleibt, auch wider unsern Willen; der Böse gehet also aus dem Schauplatze, weit weniger geneigt übels zu thun, als wenn ihm ein ernster und strenger Redner eine Strafpredigt gehalten hätte.

„Der Dichter, der Romanschreiber, der Schauspieler dringen verstohlner Weise ans Herz, und treffen es um so gewisser und stärker, je weniger es den Streich vermuthet, je mehr Blöße es folglich giebt. Die Unglücksfälle, durch die man mich rührt, sind erdichtet: was thut das? Sie rühren mich doch. Jede Zeile in dem Ehrlichen Manne, der sich der Welt entzogen, im Dechant von Killerine, im Cleveland erregt in mir ein zärtliches Theilnehmen an den Unglücksfällen der Tugend, und kostet mich Thränen. — Könnte es eine unseligere Kunst geben, als die, die mich zum Mitschuldigen des Lasterhaften machte? Aber wo ist auch eine schätzbarere Kunst als die, die mich unvermerkt für das Schicksal des rechtschaffenen Mannes einnimmt, die mich aus der ruhigen und süßen Fassung, in der ich mich befand, reißet, um mich mit ihm umherzutreiben, mich in die

12 ff. Die Stelle ist angeführt nach Lessings Übersetzung (s. o. S. 160, Z. 11 Anm.). Zweyter Theil, S. 182. Vgl. Oeuvres de Théâtre de M. Diderot, avec un discours sur la Poesie Dramatique. 2 Vol. Amsterdam 1759. Tome II, S. 199 ff. — 26 f. Es sind drei Romane von Antoine-François Prévost-d'Exiles (1697—1763). Mémoires d'un homme de qualité retiré du monde (1728—1732). 8 Bde. Le Doyen de Killerine (1732—35). 6 Bde. Histoire de M. Cleveland, fils naturel de Cromwell (1732—39). 8 Bde.

Hölen zu versetzen, in die er flüchten muß, mich zum Mitgenossen der Unfälle zu machen, durch die es dem Dichter beliebt, seine Beständigkeit auf die Probe zu stellen?

Wie sehr ersprießlich würde es für die Menschen seyn, wenn sich alle Künste der Nachahmung einen gemeinschaftlichen Gegenstand wählten und sich einmal mit den Gesetzen dahin verbänden, uns die Tugend liebenswürdig und das Laster verhaßt zu machen! Des Philosophen Pflicht ist es, sie dazu einzuladen; er muß sich an den Dichter, an den Mahler, an den Tonkünstler wenden und ihnen auf das nachdrücklichste zurufen: „o ihr von höheren Fähigkeiten, warum hat euch der Himmel begabt?" — Wird er gehört, so werden gar bald die Mauern unsrer Paläste nicht mehr von Gemählden der schändlichsten Wohllust bedeckt seyn; unsre Stimmen werden nicht länger die Verkündigerinnen des Lasters seyn; und Geschmack und Tugend werden dabei gewinnen.

„Ich habe manchmal gedacht, daß man gar wohl die wichtigsten Stücke der Moral auf dem Theater abhandeln könnte, ohne dadurch dem feurigen und reissenden Fortgange der dramatischen Handlung zu schaden.

„Nicht Worte, sondern Eindrücke will ich aus dem Schauplatze mitnehmen. Das vortreflichste Gedicht ist dasjenige, dessen Wirkung am längsten in mir dauert.

„O dramatische Dichter! Der wahre Beifall, nach dem ihr streben müßt, ist nicht das Klatschen der Hände, das sich plötzlich nach einer schimmernden Zeile hören läßt, sondern der tiefe Seufzer, der nach dem Zwange eines langen Stillschweigens aus der Seele dringt und sie erleichtert. Ja es giebt einen noch heftigern Eindruck, den sich aber nur die vorstellen können, die für ihre Kunst gebohren sind, und es vorauswissen, wie weit ihre Zauberei gehen kann: diesen nämlich, das Volk in einen Stand der Unbehäglichkeit zu setzen; so daß Ungewißheit, Bekümmerniß, Verwirrung in allen Gemüthern herrschen, und eure Zuschauer den Unglücklichen gleichen, die in einem Erdbeben die Mauern ihrer Häuser wanken sehen, und die Erde ihnen einen vesten Tritt verweigern fühlen." — —

---

15. Nach „gewinnen" fehlt ein längerer Satz, ebenso nach „schaden" Z. 19 eine Stelle und nach „mitnehmen" Z. 21.

38.

Dieser Brief warnt ebenso sehr vor dem erbitterten Menschenhaß eines Swift wie vor der Überschätzung der menschlichen Güte durch Young und Rousseau. Er mahnt, in thätiger Güte und Weisheit sein Urteil von den Menschen zu bewähren. Das edlere Schauspiel der Griechen hatte zum Zweck, zwischen beiden Extremen eine weise und tugendhafte Mitte im Menschen zu befestigen. Zum Beweise werden eine Reihe Sprüche aus Philemon zitiert.

39.

Neben den Griechen ist schwer zu stehen, und doch haben auch Wir Stücke, die neben ihnen stehen können und dürfen.

Menschentugend.

Die Ohren und die Herzen willig her,
Ihr Menschen! Euer Gott hat mich gelehrt,
Was Tugend sei; ich lehr' es, Menschen, Euch!

Dem Nackenden von zweien Linnen Eins
Um seine Blöße selbst ihm schmiegen, und
Von zweien Broten Eins dem Hungrigen
Darreichen, und aus seinem Quell dem Mann,
Der frisches Wasser bittet, einen Trunk
Selbst schöpfen, flöß' er noch so tief im Thal.

Ihr meine liebe Menschen, Tugend ist:
Dem Hülfedürftigen zuvor mit Gold
Und Weisheit kommen; seine Seele sehn,
Und seinen Kummer messen; und sich freun,
Daß etwa Gold und etwa Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen; ihn auch nicht,
Wer seines Kummers Ueberwinder war,
Erfahren lassen –

Menschen, Tugend ist:
Und wenn die Bösen alle gegen euch
In ihrer Bosheit wüteten, und sich
Verschworen hätten alle gegen euch,

10f. An Gleim 31. Jan. 1794. „Von und an Herder" I, S. 166. S. Einleitung S. XIX. — 12. „Halladat oder das rothe Buch." 1774. Hamburg bei Bode. (Von Joh. W. L. Gleim.) Zweyter Theil. Nr. XIV. Die Tugend. S. 84—87. — 13. „und Herzen". — 15. „Was Tugend ist". Hiernach fehlen vier Verse. — 27. „und ihn nicht".

Von Menschenliebe nicht zu Menschenhaß
Hinübergehen; immer, immer gut
Den Bösen seyn; dem undankbaren Mann
Exempel werden edler Dankbarkeit.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Dem Gotterschaffenen Erhalter seyn,
Lebendigen das Leben fristen, rohen Stoff
Umwenden, so daß er durch euren Fleiß
Einst Leben zu dem Leben bringen muß.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist:
Die Summe jedes Guten, welches Gott
In seine Welt gelegt, an seinem Theil
Vermehren; wenn und wo und wie sie nur
Vermehret werden kann. Vermehrest Du
Die Summe dieses Guten, dann, o dann
Sei König oder Bettler, Du gefällst
Dem Schöpfer alles Guten, deinem Gott.

Du willst ihm nicht gefallen? wie? du willst
Des Guten Summe nicht vermehren? willst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, Vermehrer seyn? Sei es!
Du wirst dich schämen einst und es bereun.

So unser Gleim in seinem Halladat, oder rothen Buche, dem wir jetzt lieber einen andern Namen geben wollen; es enthält Blätter zum ächten Koran der Menschengüte. Und dieser Lehrer spricht nicht nur, er thut auch also

---

4. Hiernach fehlen 16 Verse. — 11. „dieses Guten". — 16. Hiernach fehlen drei Verse. — 18. „Ha! dem gefallen willst du nicht? du willst". — 21. Hiernach folgen bei Gleim noch 20 Verse. — 22. Diese Zeile ist von Herder gebildet aus den Zeilen

Du wirst
Des Bösen, welches Gott in seiner Welt
Zum Guten lenkt, dich schämen, wirst bereuen,
Daß u. s. w.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Vierte Sammlung.

Riga, 1794.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
der vierten Sammlung.

40—42.

Diese Briefe geben einen Auszug aus Realis de Vienna (Gabriel Wagner) „Nachricht von des Realis de Vienna Prüfung des Europischen Verstandes durch die Weltweise Geschicht", Frankfurt 1715. Realis zieht mit heftigen Worten zu Felde gegen den Wahn von der ausländischen Klugheit, der die Deutschen zu unsinniger Äfferei treibt, so daß sie ihre eigenen Vorzüge darüber mißachten. Herder giebt sodann das Inhaltsverzeichnis der gleichfalls verschollenen Schrift des Realis „Geheimstube oder Vellebenblätter", wie es in dem oben zitierten Buch S. 119 ff. steht. Der 42. Brief warnt vor dem beschränkten Nationalstolz. Die Nationen sollen von einander lernen. Er lobt es an Realis, daß er die Schulwissenschaften von den Lebenswissenschaften, den tüchtigen Verstand in Wirklichkeiten vom bloßen Façonnieren der Begriffe absondert „Wäre dieser Gesichtspunkt in seinem Werk scharf genommen und festgehalten, so hätten wir in ihm Materialien zu einer Geschichte des praktischen deutschen Verstandes, wie wir sie im ganzen verflossenen Jahrhunderte nur hie und da theilweise erhalten haben."

---

43. 44.

Diese Briefe entwickeln durch reichliche Zitate aus dem „Hymnus an Flora" (Wien 1790) des Freiherrn C. von der Lühe ein Bild von dem Frieden, der Ordnung und der Fülle der Pflanzennatur.

45.

Unbezweifelt ists, daß durch das Studium und durch den Gesang der Natur das menschliche Gemüth milder werde. Wer uns eine Botanische Philosophie in einem schönen Lehrgedicht gäbe, welchen Reichthum hätte er vor sich! Ihm stünde die gesammte Mythologie, die Aesopische Fabel, die Idyllen der Alten, und von den Neuern Reisebeschreibungen, Geschichte, Philosophie, endlich die Naturwissenschaft selbst zur Seite.

Was haben die Alten in ihren Georgic's gesucht, als unter mancherlei Einkleidungen den Menschen menschlich zu machen, und ihn allmälich zu Beobachtung der Natur, zur Ordnung, zum Fleiß und Wohlseyn zu erheben? Auch dem Virgil in seinen Georgicis können wir diesen wenigstens mittelbaren Zweck nicht absprechen. Er, der außer dem Kriegsglück der Römer gewiß noch ein ander Glück der Landbesitzer und Landbewohner kannte, wollte durch sein schönes, in vielen Stellen so menschliches Gedicht eben auch Dies befördern.

Die Aesopische Fabel führet uns ganz aufs Land. Hier sprechen Bäume, Thiere, Menschen; Naturwahrheit ists, was sie sagen. Und wenn Leßing die Thiere wegen ihrer Charakter-Bestandheit als eigentliche Fabelactoren gerechtfertigt hat; wem bliebe mehr Bestandheit als dem Baum, der Pflanze, der Blume, der ganzen Naturordnung in ihrem unermeßlich-langsamen Fortschritt? Hier also ist, recht gebraucht, Weisheit und Klugheit der Natur zu lernen; hier oder nirgend. Immer werden uns die schönen Pflanzen- und Baumfabeln, insonderheit des Orients reizen, wo sie in ihrer stummen Sprache uns ewige süße Naturwahrheit sagen.

Die Mythologie ist eine belebte Welt. Nur mit Entzücken kann ich daran denken, wie viel Geist, Sinn und Gemüth man in flüchtige Erscheinungen, in wandelbare Gestalten der Natur gelegt hat, allen Menschen zur Ansicht, und dem menschlichern Menschen zur Bildung und Lehre. Wer irgend eine schöne Dichtung der alten Mythologie und Naturlehre uns neu ins Gemüth zu rufen weiß, hat eine Blume vom Kranz der Mutter der Götter gepflückt und in unsre Gärten verpflanzet.

Das Idyll der Alten, (ein unbestimmter Name,) hat mit dem Verfolg der Zeiten sich gleichsam willkührlich zu Land- Schäfer- Hirten- Fischergedichten, kurz in Gesellschaften zurückgezogen, in denen ohne politische Kunst die unschuldige Natur regieret. Manche von Bions, Moschus, Theokrits Gesängen gehören dahin; und die neuere Poesie, wenn sie der politischen Welt und der wohllüstigen Kreise satt war, hat ihr Daseyn dahin verleget. Virgil, dessen meiste Eclogen bloße Nachbildungen sind, entbrach sich nicht, in seinem Tityrus, Pollio, Silen diese reizende Dichtung als eine Einfassung höherer Vorstellungen zu gebrauchen.

11f. Und ... hat, in der zweiten Abhandlung über die Fabel. „Von dem Gebrauche der Thiere in der Fabel." — 36. Verg. Ecl. I, IV. VI.

Daher als in den mittleren Zeiten die Poesie wieder auflebte, erinnerte sie sich bald ihres ehemaligen wahren Geburtslandes unter Pflanzen und Blumen. Die Provenzal- und Romantischen Dichter liebten dergleichen Beschreibungen; bei Spenser z. B. sind es noch immer anmuthige Stanzen, die uns schöne Wüsteneien sammt ihren Gewächsen und Blumen schildern. Mit außerordentlicher Liebe und einem Ueberfluß der Phantasie sind Cowley's sechs Bücher von Pflanzen, Kräutern und Bäumen geschrieben; ein neuerer Brite, der den Botanischen Garten*) nach Linneus Geschlechter-System, in ihm also vorzüglich die Liebe der Pflanzen besang, scheint, nach Proben zu urtheilen, auch viel Artiges gereimt zu haben. Unter Deutschen Dichtern hat von unserm alten Brockes Geßner mit Recht gesagt: „er hat die Natur in ihren mannichfaltigen Schönheiten bis auf das kleinste Detail genau beobachtet: sein zartes Gefühl wurde durch die kleinsten Umstände gerührt; ein Gräschen mit Thautropfen an der Sonne hat ihn begeistert; seine Gemälde sind oft zu weitschweifig, oft zu erkünstelt; aber seine Gedichte sind doch ein Magazin von Gemälden und Bildern, die gerade aus der Natur genommen sind. Sie erinnern uns an Schönheiten, an Umstände, die wir oft selbst bemerkt haben und jetzt wieder ganz lebhaft denken.“ Hallers Alpen, Kleists, Geßners Gedichte, Thomsons Jahrszeiten sprechen für sich selbst.

Einer der Genannten hatte, als er sein Gedicht über Pflanzen und Bäume schrieb, sich aufs Land zurückgezogen, und setzte sich daselbst als einem Lebenden folgende Grabschrift:

*) The Botanic Garden containing the Loves of the Plants, with Philosophical Notes. London 1788. A. d. H.

4. Edmund Spenser (1552—1599). Shepheard's Calender. 1759. The Faerie Queen. 1590, 1596. — 7. Abraham Cowley (1618—28. Juli 1667). S The complete works in verse and prose of Abraham Cowley, ed. by Alex. B. Grosart. 2 Vol. 1881. Bd. II, S. 127 ff. Abrahami Couleij Angli, Poemata Latina. In quibus Continentur, Sex Libri Plantarum, Viz. Duo { Herbarum. Florum. Sylvarum. } Et Unus Miscellaneorum. (Motto) Habeo quod Carmine sanet et Herbis. Ovid. Met. 10. (London 1668.) Das Lehrgedicht bis S. 231. In derselben Abteilung steht das Epitaphium. Vivi Authoris S. 234. — 13. Barthold Heinrich Brokes (1688—1747). „Irdisches Vergnügen in Gott.“ 1721—1748. — 22. Salomon Geßner (1730—1787). Idyllen 1756. Idyllen. 2 Bde. 1772. Sämmtliche Schriften. 2 Bde. 1777, 1778. — James Thomson (1700—1748). The Seasons. (Winter 1726, Summer 1727, Spring 1728, Autumn 1730). — 27. Von Erasmus Darwin. Vgl. Goethes Brief an Schiller vom 26. Januar 1798 mit Schillers Erwiderung. D.

Grabschrift eines Lebenden.

Hier ruht, o Wandrer, unter dem niedern Dach
Der Dichter Cowlei, selig-entronnen schon
Der ach wie leeren und wie eitlen
Und so entbehrlichen Menschenmühe!

In Armuth glänzt er; aber unrühmlich nicht:
An träger Muße will er kein Edler seyn.
Reichthümer, die der Pöbel liebet,
Haßte er stets mit der kühnsten Feindschaft.

Gib ihm, o Wandrer, gib dem Geschiedenen,
Den hier ein kleiner Winkel der Erde birgt,
Und ihm genüget, Deinen Segen:
„Leicht sei die Erde dir, Sorg'-entladner!"

Und streu' ihm Blumen, Rosen, die bald verblühn!
(Ein Abgeschiedner freuet der Blumen sich!)
Und mit dem duftendsten der Kränze
Kröne die Asche des glühnden Dichters.

Ein sanfterer Naturdichter würde lebend und sterbend sagen: et ego in Arcadia!

46.

In einer freundschaftlichen Versammlung hörte ich neulich eine Vorlesung über Wahn und Wahnsinn der Menschen, deren Abschrift ich mir erbat und Ihnen jetzt statt meines Briefes mittheile.

Ueber
Wahn und Wahnsinn der Menschen.
Eine Vorlesung.

Ohne Zweifel haben Sie, m. H., bei der Zergliederung menschlicher Körper die vielen, unendlichfeinen Striche bemerkt, die im Gehirn dergestalt durch einander laufen, daß sie das Messer des Zergliederers nicht mehr verfolgen kann. Eben so fein und vielleicht noch feiner laufen in der menschlichen Seele die Linien des Wahnes und der Wahrheit durch einander, daß man nach

der sorgfältigsten Prüfung kaum an sich selbst weiß, wo Eins sich vom Andern scheide.

Wenn alles das Wahn ist, was wir ohne deutliche Gründe auf guten Glauben annehmen: so ist der größeste Theil unsrer Erfahrungen, unsre frühgelernte Kenntnisse, unsre früherworbne Gewohnheiten, und Neigungen auf Wahn gegründet. Sie beruhen entweder auf dem Zeugniß unsrer Sinne, oder anderer Menschen, denen wir glauben, die wir unvermerkt, uns selbst unbewußt, nachahmen, endlich am meisten auf unsrer eignen Bequemlichkeit und Disposition, lieber so als anders zu handeln. So bevestigt sich in uns allmälich eine Gedenk- eine Handlungsweise, deren Ursprung in einzelnen Fällen wir selten erforschen mögen. Nur wenigen sehr hellen und reinen Seelen ists gegeben, über die wichtigsten Striche ihrer Denkart sich unpartheiisch zu prüfen, Wahrheit und Irrthum, Vorurtheil und Gewißheit in ihnen strenge zu unterscheiden, und sodann dem unschuldigen oder gar nothwendigen Wahn zwar sein Gebiet zu lassen, mit nichten ihn aber zum Gesetzgeber jeder menschlichen Wahrheit, mit nichten ihn zum Richter jeder fremden Denk- und Sinnesart zu erheben. Diese seltnen, vom Himmel privilegirten Seelen sind diejenigen, die man allein tolerant nennen kann; sie schonen den Wahn des andern auch in Fällen, in denen er ihrem eignen liebsten Wahn entgegenstehet. Sie sind die duldsamsten Freunde, die lehrreichsten Gesellschafter: denn auch über die verwickeltsten Aufgaben der Menschengeschichte läßt sich mit ihnen ohne Haß und Zorn disputiren. Der gemeine Haufe der Menschen ist nur solange Freund gegen einander, als sein Lieblingswahn gefördert oder wenigstens nicht beleidigt wird

Und wie sonderbar, wie abentheuerlich dieser Lieblingswahn seyn könne, lernt man zuweilen mit der größesten Verwunderung eben da einsehen, wo man dergleichen bei sonst so richtigen Begriffen und Grundsätzen je kaum vermuthet hätte. Der Glaube an Gespenster und an andre Dinge dieser Art ist wohl der verzeihlichste in solchem geheimen Wahnregister, da sich in ihm oft wunderlichere Artikel finden. Gemeiniglich hält ihr Besitzer diese, als sein eigenstes Eigenthum theuer und werth; unvermerkt entwischen sie ihm nur, wenn nicht etwa gewaltige Leidenschaften, außerordentliche Zeitumstände und Situationen sie mit Gewalt erpressen und herausfodern. Dann streitet er aber auch für sie,

eben weil sie Schwächen seiner Natur, Gebilde seiner Phantasie sind, als für seine liebsten Kinder. Wer um die wichtigste Wahrheit mit ihm ficht, wird nie so sehr sein Gegner seyn, als wer gegen eine Lieblingsmeinung, die wie ein Polypus in sein Herz gewachsen ist, einige Befremdung äußert. Gehen Sie, m. H., in Ihren Gedanken die Zahl Derer durch, die Sie in Ansehung ihres Innern am nächsten gekannt haben; Sie werden Sich sonderbarer Wahngestalten erinnern.

Das Gebiet des Wahnes erstreckt sich insonderheit auf Dinge, die den Menschen zunächst angehen, auf seine Person und Gestalt, auf seinen Stand, seine Nation, seinen Zweck und Charakter. Wie es z. B. Personen giebt, die im Innern ein ganz anderes Bild von sich umhertragen, als die sie sind; sie erschrecken vor ihrer äußern Gestalt im Spiegel als vor der Gestalt eines fremden Wesens; so giebt es deren noch weit mehrere, die in Ansehung ihres Innern ein fremdes Bild mit sich tragen. Ein berühmter König unsres Jahrhunderts war in seiner Phantasie immer nur Oberster eines Regiments, und wars mit Lust; alle königliche Pflichten erfüllte er als eine fremde Person, als ein strenger Amtmann. Unzählige Wunderlichkeiten flossen daher, die ohne dies Bild einer fremden, ihm einwohnenden Wahngestalt unerklärlich blieben, durch sie aber sich alle erklären. Was uns die Berichte der Aerzte von Krankheiten der Einbildungskraft erzählen, da jener sich seine Füße als Strohhalme, dieser sein Gesäß gläsern dachte, ein dritter die Welt zu überschwemmen fürchtete, sobald er sein Wasser ließe, alle diese Geschichten oder Mährchen sagen im Grunde weniger, als die Erfahrungen manches Wahns, den man bei den vernünftigsten Menschen zuweilen wahrnimmt. Einige Gattungen desselben pflanzen sich in Familien fort, und mischen sich als ein Erbtheil von Vater und Mutter auf die sonderbarste Weise. Andre haften an Ständen, Aemtern, Lebensarten, Zünften, und bekommen den Ehrennamen esprit de corps, Gefühl seines Standes, Familienehre. Die feinsten aber hangen von individuellen Umständen und Erfahrungen ab; sie sind Abdrücke von der eigensten Beschaffenheit des Körpers und der Seele des Wähnenden, sammt den Situationen, die vorzüglich auf ihn wirkten, kurz, bevestigte Luftgebilde seiner frühen Jugend. Daher sind sie theoretisch oder praktisch; selten aber eins ohne das andre. Denn der Mensch ist nie so vergnügt, als wenn er nach Wahn

handeln kann, zumal nach einem von andern verdammten, von ihm selbst geformten, Lieblingswahne. Da lebt er recht in seinem Element und ist seiner Kunst Meister.

Sie merken leicht, m. H., in welchen Ständen diese Wahnbilder am sichtbarsten seyn müssen; in solchen nämlich, die sich am freiesten äußern dürfen. Wer vor andern Scheu haben, wer aus Beruf und Noth auf dem gebahnten Wege angenommener Meinungen oder richtiger Begriffe bleiben muß; der giebt sich Mühe, sonderbare Eigenheiten seines Kopfs und Herzens zu unterdrücken, wenigstens verschließt er sie in der innersten Kammer, und reitet auf seinem Steckenpferde nicht eben an hellem lichten Tage, nicht auf dem Markte. Wer sich dagegen alles erlaubt und dabei sein Personale äußerst hoch hält, der kann mit diesen Originalpoesieen seines Wesens oft nicht laut genug hervortreten; er erfindet deren eine Reihe, mit der Zeit aus bloßer Willkühr und glaubt sich gar dazu in die Welt gepflanzt, andere damit zu vergnügen. Die sogenannten starken Charaktere, große Geister, ex professo vornehme Leute u. f. liefern in ihrer Geschichte davon wunderbare Beispiele. Die alten Römischen Cäsars, eine Reihe Regenten, Helden, Religionsstifter, Schwärmer, Dichter, Philosophen hatten sonderbare Wahngestalten im Kopf, die sie gewöhnlich andern aufzwingen wollten, und damit oft zum Ziele kamen.

Denn leider ist bekannt, daß es fast nichts ansteckenderes in der Welt als Wahn und Wahnsinn gebe. Die Wahrheit muß man durch Gründe mühsam erforschen; den Wahn nimmt man durch Nachahmung, oft unvermerkt, aus Gefälligkeit, durch das bloße Zusammenseyn mit dem Wähnenden, durch Theilnehmung an seinen übrigen guten Gesinnungen, auf guten Glauben an. Wahn theilt sich mit, wie sich das Gähnen mittheilt, wie Gesichtszüge und Stimmungen in uns übergehen, wie Eine Saite der andern harmonisch antwortet. Kommt nun noch die Bestrebsamkeit des Wähnenden dazu, uns die Lieblingsmeinungen seiner Ichheit als Kleinode anzuvertrauen, und er weiß sich dabei recht zu nehmen; wer wird einem Freunde zu Gefallen nicht gern zuerst unschuldig mitwähnen, bald mächtig glauben und auf andre mit eben der Bestrebsamkeit seinen Glauben fortpflanzen? Durch guten Glauben hängt das Menschen-Geschlecht an einander; durch ihn haben wir wo nicht alles so doch das Nützlichste und Meiste gelernt; und

ein Wähnender, sagt man, ist deßhalb ja noch kein Betrüger. Der Wahn, eben weil er Wahn ist, gefällt sich sogern in Gesellschaft; in ihr erquicket er sich, da er für sich selbst ohne Grund und Gewißheit wäre; zu diesem Zweck ist ihm auch die schlechteste Gesellschaft die beste.

Nationalwahn ist ein furchtbarer Name. Was in einer Nation einmal Wurzel gefaßt hat, was ein Volk anerkennet und hochhält; wie sollte das nicht Wahrheit seyn? wer würde daran nur zweifeln? Sprache, Gesetze, Erziehung, tägliche Lebensweise alle bevestigen es, alle weisen darauf hin; wer nicht mitwähnet, ist ein Idiot, ein Feind, ein Ketzer, ein Fremdling. Gereicht überdem, wie es gewöhnlich ist, der Wahn zur Bequemlichkeit einiger, der geehrtesten, oder wohl gar, dem Wahn nach, zum Nutzen aller Stände; haben ihn die Dichter besungen, die Philosophen demonstrirt, ist er vom Munde des Gerüchts als Ruhm der Nation ausposaunt worden; wer wird ihm widersprechen wollen? wer nicht lieber aus Höflichkeit mitwähnen? Selbst durch lose Zweifel des Gegenwahnes wird ein angenommener Wahn nur bevestigt. Die Charaktere verschiedener Völker, Sekten, Stände und Menschen stoßen gegen einander; eben destomehr setzt jeder sich auf seinem Mittelpunkt vest. Der Wahn wird ein Nationalschild, ein Standeswappen, eine Gewerksfahne.

Schrecklich ists, wie vest der Wahn an Worten haftet, sobald er ihnen einmal mit Macht eingeprägt wird. Ein gelehrter Jurist hat bemerkt, was an dem Wort Blut, Blutschande, Blutsfreunde, Blutgericht für eine Reihe schädlicher Wahnbilder hange; mit dem Wort Erb, Eigenthum, Besitzthum u. s. ists oft nicht anders. Zu unsern Zeiten haben wirs erlebt, was die Wortschälle Rechte, Menschheit, Freiheit, Gleichheit bei einem lebhaften Volk für einen Taumel erregt; was in und außer seinen Grenzen die Sylben Aristokrat, Demokrat für Zank und Verdacht, für Haß und Zwietracht angerichtet haben. Zu andern Zeiten war es das Wort Religion, Vernunft, Offenbarung, seligmachender Glaube, Gewissen, Covenant, the Causes sake u. s. Unschuldige Farben, die Grünen und Blauen, die Schwarzen und Weißen; Losungsworte, mit denen man keinen Begriff verband, Zeichen, die gar nichts sagten, haben, sobald es Partheien galt, im Wahnsinn Gemüther verwirrt, Freundschaften und Familien zerrissen, Menschen gemordet,

Länder verheeret. Die Geschichte ist voll solcher Abadonnischer Namen, so daß man ein Wörterbuch des Wahnes und Wahnsinnes der Menschen aus ihr ziehen, und dabei oft die schnellsten Abwechselungen, die gröbsten Gegensätze bemerken würde.

Wahn und Wahnsinn sind überhaupt nicht so weit von einander, als man glaubt. So lange der Wahn sich in einem Winkel der Seele aufhält, und nur wenige Ideen angreift, behält er diesen Namen; verbreitet er seine Herrschaft weiter und macht sich durch lebhaftere Handlungen sichtbar; so nennt man ihn Wahnsinn. Wer kann nun jederzeit das Mehr und Weniger bestimmen? zumal sowohl bei einzelnen Menschen als bei ganzen Völkern nach Umständen und Perioden nichts als Convention die Wage in der Hand hat und Namen vertheilet. Die größesten Veränderungen der Welt sind von Halbwahnsinnigen bewirkt worden, und zu mancher rühmlichen Handlung, zu manchem scharf verfolgten Geschäfte des Lebens gehörte wirklich eine Art bleibenden Wahnsinns.

„Bewahre uns Gott, werden Sie sagen, m. H., vor solcher Ansicht der menschlichen Dinge! Unsre Erde würde ja damit ein Irrenhaus, und unsre Geschichte ein Krankenregister." — Sollte sie in ganzen Perioden anders zu betrachten seyn? und ist es nicht nützlich, daß man sie also betrachtet?

Denn nun wird man zuerst, wenn auch in dem Zeitraum, in dem wir leben, Namen aufkommen, über welche Menschen einander hassen und morden, eben durch die Geschichte voriger Zeiten aufmerksam gemacht, zu prüfen, was hinter den Namen sei? Man wird sie weder Gedankenlos nachbeten, noch fürchtend so anstaunen, als ob mit ihnen das Ende der Welt gekommen sei; am wenigsten wird man im blinden Taumel mit Einer der streitenden Partheien hassen, zürnen, verläumden, verfolgen. Die Geschichte belehrt uns, daß dergleichen Zufälle des menschlichen Geistes tausend- und tausendmale bereits, nur unter andern Namen und Zeitumständen, ihr Spiel und Ende gehabt haben; man wird also auf seiner Hut seyn, unschädlichen Wahn dulden, schädlichem Wahn ausweichen; mit nichten aber weder diesen noch jenen erbittern und reizen. Denn eben durch dies Erbittern und Reizen, (dies zeigt die Geschichte) wird der Wahn Wahnsinn. Dadurch aber

1ff. Abbadona, der gefallene Seraph in Klopstocks „Messias" II, 627—95. 743—830. V, 486—701. IX, 430—649. S. Herders Werke III, = D. N.-L. Bd. 135, S. 143, 23 Lambels Anm.

habe ich weder dem Kranken, noch mir geholfen: es sei denn, daß ich ihn wirklich toll machen wollte.

Eben auch die Geschichte lehrt zweitens, daß weder Gewalt noch Ueberredung, am wenigsten mit Ueberredung verschleierte Gewalt und mit Gewalt unterstützte Ueberredung den Wahn der Menschen auszutilgen oder zurechtzubringen vermöge. Durch Waffen werden Irrthümer weder bestritten, noch ausgerottet; der schlechteste Wahn hingegen dünkt sich eine Märtyrer-Wahrheit, sobald er mit Blute gefärbt dastehet. Eben durch dergleichen gewaltsame Schleichmittel sind Irrthümer, die sich selbst bald überlebt hätten, Meinungen, von denen die Betrogenen in kurzem zurückgekommen wären, schädlich verewiget worden. Nie hat die reine Wahrheit mit schlauer Politik etwas zu schaffen gehabt, so wenig die Politik es je zum Zweck gehabt hat, reine Wahrheit zu befördern. Jede geht ihren Gang, und nur Kinder lassen sich von politischen Wahrheitphrasen dieser oder jener Parthei, oder wie die Griechen sagen, von der Svada mit der Geißel in der Hand täuschen.

Drittens Das einzige Mittel, wie man dem Wahn beikommen kann, ist, daß man ihm nicht beizukommen scheine. Man schütze sich vor ihm und lasse ihn seines Weges wandern; oder man zerstreue ihn und bringe ihn ohne gewaltsame Ueberredung unvermerkt auf andre Gedanken. Die Zeit allein kann ihn heilen. Man hat mehrere Beispiele, daß mitleidige Krankenwärter von der Krankheit selbst angesteckt wurden; nichts aber theilet sich leichter mit, als Krankheiten der Seele. Wer gesund ist, suche gesund zu bleiben; alle Ansteckungen werden nur dadurch eingeschränkt, daß man sie isoliret.

Viertens. Freie Untersuchung der Wahrheit von allen Seiten ist das einzige Gegenmittel gegen Wahn und Irrthum, von welcher Art sie seyn mögen. Lasset den Wähnenden seinen Wahn, den anders Meinenden seine Meinung vertheidigen; das ist, ihre Sache. Würden beide auch nicht gebessert, so entspringt für den Unbefangenen aus jedem bestrittenen Irrthum gewiß ein neuer Grund, eine neue Ansicht der Wahrheit. Daß man doch ja nicht glaube, Wahrheit könne je durch bewaffneten Wahn gefangen, oder gar ewig im Gefängniß vestgehalten werden! Sie ist ein Geist und theilt sich Geistern mit, fast ohne Körper. Oft darf ihr Ton an Einem Weltende geregt werden, und er erklingt in entlegenen Ländern; immer aber läutert sich der Strom des

menschlichen Erkenntnisses durch Gegensätze, durch starke Contraste. Hier reißt er ab, dort setzt er an; und zuletzt gilt ein lange und vielgeläuterter Wahn den Menschen für Wahrheit.

47.

Auch im Praktischen, im Moralischen giebt es eine gewisse, sichere Wahrheit. Ihre Stimme spricht auch im politischen Geräusch, selbst in den verworrensten Zeiten. Als Beispiel dient aus den Zeiten der Ligue und der Religionsgährungen in Frankreich der Präsident de Thou. Die Dedikation seiner Geschichte (Historia mei temporis, die Geschichte der Zeit von 1544—1607), ein Gedicht an die Wahrheit wird übersetzt.

48.

Gewiß, eine Fabel muß im Kreise der Gesellschaft erfunden werden. So erfand Aesop die Seinen; sie flogen ihm gleichsam, wie der Hauch lebendiger Gegenstände, aus Veranlassungen zu; darum ist der Geist in ihnen auch jetzo noch lebendig. So sind des La Fontaine, Gleims, und aller guten Fabeldichter Erzählungen entstanden; selbst wenn sie alte Erfindungen aufnahmen, verjüngten sie diese, und erzählten sie jetzt für ihre Gesellschaft. Wer sich hinsetzt und eine trockene Lehre, einen dürren Sittenspruch in eine Schale nähet, dem ist die wahre Fabelmuse nie erschienen.

Als neulich in einer Gesellschaft von den unverstandenen Namen Aristokrat, Demokrat u. s. gesprochen und disputirt war, trat wie ein freundlicher Genius Einer aus der Gesellschaft zur Königin des Festes, rührte ihre Scherpe an, und sagte diese

Fabel.

Laß Dir ein Mährchen erzählen an Deinem heutigen Tage,
Das vielleicht, wenn der Sinn dir beliebt, Vergnügen Dir bringet.

Seh' ich nicht hier ein Band, von Gold und Seide gewirket,
Von der weicheren Hüfte herab zur Ferse dir fließen?
Davon nahmen die Fäden das Wort, und redeten also:

25. S. „Sammlung kleiner Gedichte" (von C. L. von Knebel). Leipzig 1815. S. 51. „Das Gürtelband." An Frau von S. 1793. — Varianten: 26. „an Deinem uns festlichen Tage". — 27. „Sinn dir gefällt". — 28. „Sah nicht jüngst ich".

Der Goldfaden.

„Nein! ich kann es nicht dulden, mit diesen seidenen Fäden
Länger hier in Gemeinschaft zu leben. Sie sind so gering'rer
Herkunft als ich. Ich stamme vom Scepter Jupiters selber.
Gold ist der Dreizack Neptuns, und golden die Krone des Pluto."

Der Seidenfaden.

„Mir gebühret die Ehre! Ich bin nicht gegrabenes Gold nur,
Aus der Fäule der Erd' und rohen Felsen gescharret;
Ein lebendig Geschöpf ernährte zu feinerem Saft mich,
Zog mich aus seinem Busen und spann mit Kunst und Geschick mich.
Jetzo tragen die Könige mich und die Herren an Festen;
Weit gefälliger bin ich, als Dein beschwerlicher Reichthum."

Der Leinfaden.

„Was erzählt Ihr euch hier? und sprecht von euren Verdiensten?
Bin nicht Ich der Erde, des Wassers holdester Zögling?
Mich erzeugte die thauende Nacht; der strahlende Himmel
Siehet mit Wohlgefallen auf mich. Die goldenen Fäden
Unterstütz' ich allein; sonst würd' ihr nichtiger Schimmer
Bald verschwinden. Ich halt' und trag' empor sie zum Glanze;
Und verbarg mich bescheiden, verlange nicht selber zu schimmern."

Also sprachen die Drei. Und was geschahe? Sie trennten
Zürnend sich von einander, und rissen, und wollten nicht weiter —

Nun lag ohne Zierde das Band, und ohne Gestalt da;
Das in stolzer Schöne vorhin die Hüfte gegürtet,
Hatte nicht Form noch Werth; verachtet fiel es zur Erde.

Kaum war das Mährchen geendiget, als Die, an welche es gerichtet war, aufstand und mit Genehmigung Aller die weisse Scherpe, als ein Zeichen des Friedens im Saale der Gesellschaft aufhing. Mit guter Wirkung: denn wenn im Taumel der Worte

1. „Goldfaden." — 2. „ich trag' es nicht länger". — 3. „hier in Gemeinschaft zu stehen. Sie sind doch geringerer Herkunft". — 4. „Weit als ich". — „Scepter des Jupiter selber:" — 5. „Gold ist Neptuns Dreizack". — 6. „Seidenfaden." — 7. „die Ehr'! ich". — 8. „Aus den Klüften der Erd' und dem". — „erscharret:" — 9. „Stoff mich". — 10. „spann mich mit Kunst und Geschicke:" — 11. „Seitdem". — 12. „gefäll'ger". — „Dein so beschwerlicher". — 13. „Leinenfaden." — 14. „sprechet". — 15. „Bin ich der". — „Sprößling". — 16. „Hat nicht die thauende Nacht mich erzeugt?" — 19. „trage sie höher zum Glanze". — 20. „Und verberg'". — 21. „Also besprachen die Drei sich untereinander. Was kam nun?" — 22. „Zürnend trennten sie sich". — 24. „Das dir in stolzer Schöne vorhin umgürtet die Hüften".

nachher die genannten Friedensstörer jemanden nur auf die Lippe traten; sogleich ward auf die Scherpe gewiesen. Die drei Fäden sprachen ihre stumme Lehre und der Ton der guten Gesellschaft stellte sich wieder her.

49.

Der die Schickungen lenkt, läßt oft den frömmsten Wunsch,
mancher Seligkeit goldnes Bild
Unvollendet, und webt da Labyrinthe hin,
Wo ein Sterblicher gehen will —

Gilt dies vom Schicksal einzelner Menschen, wie viel mehr vom Schicksal der Völker und Reiche!

Eben habe ich die Geschichte des Herzogs von Bourgogne, Enkels Ludwigs 14., Vaters Ludwigs 15. mit sonderbaren Empfindungen gelesen.*)

Sie wissen, daß dieser Prinz ein Zögling Fenelons war; die Unarten, die das königliche Kind an sich hatte, als Fenelon zu ihm kam, werden auch in dieser Geschichte nicht verschwiegen. Lesen Sie nun, wie Fenelon sich dabei benahm, und was für einen vortreflichen, nicht nur Hoffnungs- sondern wirklich Fruchtreichen Charakter er aus dem Prinzen gebildet; und ein süßes Erstaunen wird Sie ergreifen. Sie sehen hier den Prinzen ungeschmeichelt, in seinem ganzen Leben und Wesen, bei Hofe, im Felde, im Cabinett, zu Hause, gegen den König, gegen seine Gemahlin, gegen Hofleute, Erzieher, Lehrer, Hausgenossen handeln. Handeln; nicht nur sprechen oder denken. Und allenthalben ist er sich gleich; allenthalben bleibt er die edle, standhafte, in größester Stille wirkende Seele. Es ist, als ob Fenelon's Geist ihn nicht umschwebe, sondern erfüllt habe; Fenelon's Denkart ist in die seinige verwebet.

Sage nun jemand, daß Erziehung, wenn sie rechter Art ist, nichts fruchte! Der Mensch ist ja alles durch Erziehung; oder

*) Vie du Dauphin, Père de Louis XV. ecrite sur les mémoires de la Cour, enrichie des ecrits du même Prince; p. l'Abbé Proyart, Lyon 1782.

6ff. Klopstocks Ode „an Bodmer" (Anfang) (Anf. August 1750). Erschien zuerst 1750 S. die Ausgabe der Oden von Muncker und Pawel. Stuttgart 1889. Bd. I, S. 81. — 15ff. Sie wissen ... verschwiegen, in dem Z. 33 zitierten Buch Bd. I, S. 11ff. — 32f. S. von und an Herder. Herausgegeben von H. Düntzer und Ferd. Herder. 2. Bd. Leipzig 1861. S. 220. An Heyne Mitte März 1793.

vielmehr er wirds, bis ans Ende seines Lebens. Nur kommt es darauf an, wie er erzogen werde? Bildung der Denkart, der Gesinnungen und Sitten ist die einzige Erziehung, die diesen Namen verdient, nicht Unterricht, nicht Lehre. Und wohl dem Prinzen, dem ein Fenelon zum Erzieher ward! Wohl jedem Erzieher, dem Fenelon zum Muster dienet!

Sage jemand, daß bei Prinzen keine Erziehung möglich sei. Am Hofe Ludwigs 14., des eigensinnigsten Königs, mitten unter Schmeicheleien, Verderbnissen und Verführungen der Zeit, an einem Kinde von auffahrendem, gebieterischen, Geburtsstolzen, launischen Charakter war sie möglich, und erprobte sich in den verworrensten Verhältnissen, in den schwersten Scenen.

Sage jemand endlich, daß Prinzen keiner Dankbarkeit, keiner Freundschaft fähig sind. Auch unter dem äußersten Haß Ludwigs 14. gegen Fenelon blieb der Herzog und Dauphin seinem Freunde treu bis ans Ende seines Lebens.

Und dieser schonte ihn auf keine Weise. Sie finden einige Briefe Fenelons in dieser Sammlung; die übrigen (unersetzlicher Verlust!) verbrannte Ludwig mit eigner Hand nach seines Enkels Tode; vermuthlich, weil er sich selbst bei seinem Haß gegen diesen würdigen Mann so sehr im Unrecht fand, und mit den Briefen sein eignes Unrecht zu vertilgen glaubte. Denn nie versöhnte sich Ludwig mit Fenelon, auch nicht auf den Brief, den dieser ihm sterbend schrieb. Der Monarch wollte den Erzbischof nicht unrechtmäßiger Weise gehaßt haben.

Gut, daß der Monarch die Papiere des Prinzen mit jenen Briefen, (deren keine Zeile Er schreiben konnte,) nicht auch verbrannte. Sie sind in langen Stellen hier gedruckt; Fenelons Geist athmet in jedem Grundsatz, so wie in der ganzen, sehr reinen und edeln Schreibart. Nur siehet man auch, daß ein Prinz diese Grundsätze gedacht habe; sie sind, wenn ich so sagen darf, gedrückter, beschränkter, als sie in Fenelon's Seele blühten; aber Ehrenvoll, schön, königlich, fürstlich.

Ausziehen will ich nichts aus diesen Maximen. Dem Geist des Zeitalters und der Denkart Fenelons gemäß ehren sie die

14ff. Auch ... Lebens, Proyart Bd. I, S. 68. — 18f. die übrigen ... eigner Hand, Proyart Bd. I, S. 113. (Frau von Maintenon erklärt dem Herzog von Beauvilliers, daß der König alles von Fenelons Hand Geschriebene, was sich beim Dauphin gefunden, selbst verbrannt habe.) Das Erhaltene findet sich bei Proyart Bd. I, S. 98—113. — 26ff. S. Proyart Bd. I, S. 300ff. 361ff.; Bd II, S. 3ff. 197ff. 296ff.

Stände ungemein, machen die Religion zur Basis der Reichsverfassung, und sind dem Protestantismus nicht günstig. Dagegen enthalten sie von den unerlaßbaren Pflichten aller Stände und des Regenten selbst alle die Grundsätze, die wir in Fenelons vortreflichen Rathschlägen an einen König finden. Wenn diese viel eigentlicher das livre d'or sind, als was gewöhnlich den Namen führet: so kann man die Aufsätze des Dauphins ohne Schmeichelei dem Buch des Marc-Aurels an die Seite setzen, nicht als das Werk eines Mannes, sondern als die Vorübung eines Jünglings; nicht als System, sondern nach Zweck und Absicht.

Und wie er schrieb, so handelte der königliche Jüngling. Sobald er, welches ihm sehr schwer ward, das Zutrauen Ludwigs gewann, veranlassete er Berichte aus allen Provinzen des Landes nach Punkten, die er selbst aufgesetzt hatte, die allenthalben ins Einzelne gingen und zeigten, daß der Kronerbe alle Bedrücknisse des Reichs in allen Ständen Classenweise kannte. Als Feldherr hatte er im Kriege sie kennen gelernt, und er besaß gerade den eisernen Fleiß, die unerschütterliche Stetigkeit des Willens, diesen Uebeln auf den Grund zu kommen und ihnen einmal, wenigstens Theilweise, abzuhelfen.

Die Berichte liefen ein, zwei und vierzig Bände in Folio; und die Beschwerden, die Mängel und Mißbräuche überstiegen den Begriff des Redacteurs, des bekannten Grafen Boulainvilliers so weit, daß er sie sich dem Prinzen nicht vorzulegen getraute. Dieser aber las doch, las dabei die eingeschickten einzelnen Klagen, Beschwerden und Verbesserungsvorschläge, mit dem großen Grundsatz: „daß wenn in einem ganzen Bande chimärischer Speculationen sich auch nur Eine nützliche Beobachtung fände, man die Zeit nicht bedauern müsse, die man aufs Lesen verwandt hat.“ Die Mittel, diesen Verderbnissen abzuhelfen reiften in der stillen Seele des Prinzen — —

Und nun? Trauren Sie, meine Freunde; die muntre Gemahlin des Prinzen, die er zärtlich liebte, stirbt, von den Aerzten hingerichtet; innerhalb sechs Tagen stirbt der Prinz ihr nach, im

4 f. Von Fenelons Rathschlägen an einen König (ursprünglich Examen de la conscience d'un roi, später Directions pour la conscience d'un roi, bei seinem ersten Erscheinen unterdrückt, wiedergedruckt 1747 London und Hag. Vgl. auch Dialogues des morts, composés pour l'éducation d'un prince, 1712) giebt Proyart im ersten Bande S. 86—97 einen Auszug. — 13 f. Berichte ... Landes, s. Proyart Bd. I, S. 308—352. — 21 ff. S. Proyart Bd. I, S. 360.

dreissigsten Jahr seines blühenden Lebens. Lesen Sie die Geschichte seiner Krankheit, den Eigensinn Ludwigs dabei, das Ende des Prinzen; unwissend Ihrer wird eine Thräne in Ihr Auge treten, und was wird dabei Ihr Wort seyn? Fenelon sagte, als er die traurige Nachricht vernahm: „Meine Bande sind gelöset; nichts hält mich mehr an der Erde.“ Ludwig dagegen sagte „ich preise Gott für die Gnade, die er ihm geschenkt hat, so heilig zu sterben, als er lebte.“ Der König ertrug, (so sagt ein Geschichtschreiber,) alles als Christ, glaubte daß Gott das Reich um der Sünden willen seines Königes strafe, betete seinen Richter an, und keine Klage entfuhr ihm —

Wir, die wir keine Könige sind, dürfen keine so erhabne Gleichgültigkeit äußern. Wir können aufrichtig und herzlich bedauern, daß die Vorsehung dem zu Grunde gerichteten Reich einen so geprüften, so vesten, so thätigen König, auch nur auf funfzehn oder zwanzig Jahre zu schenken nicht genehmigte. Hätte er in diesen nur den hundertsten Theil seiner reif gewordenen Entschlüsse ausgeführt, und nur den tausendsten Theil der Uebel, deren er sich erbarmte, gehoben; wie anders wäre der Zustand und die Geschichte Frankreichs seit einem Jahrhunderte geworden! — Nun aber kam nach wenigen Jammervollen Jahren statt unsres Bourgogne der Held aller Ausschweifungen Orleans, und statt des Staatsklugen Fenelons der ruchloseste der Menschen, Du Bois ans Ruder. Die ewige Unmündigkeit Ludwig des Vielgeliebten folgte, und wie es seitdem in Frankreich beschaffen gewesen, ist Welt- und Staatskundig. Die Memoirs von St. Simon, Du Clos, Richelieu, Du Terray u. s. führen uns in einen so tiefen Abgrund von ungebundener Lüderlichkeit, und frevelhafter Unordnung, daß Jude, Christ, Heide und Türk über das Resultat äußerst besorgt und zugleich sehr einig seyn mußten — —

Was ist hierauf zu sagen? Gegen die Vorsehung zu murren, wäre albern: denn wenn wir sie auch zur eigenthümlichen Schutzgöttinn Frankreichs und der Bourbons personificirten, ja ihr dabei die Waage des Jupiters auf Ida selbst in die Hand gäben; in die Eine Schaale legt sie die Gräuel der alten vestgewurzelten Reichsverwaltung, einen ungeheuren Berg; in die andre Schaale

5 f. Meine ... Erde, Proyart Bd. II, S. 374. — 6 ff. ich preise ... lebte, Proyart Bd. II, S. 375. — 8 ff. Der König ꝛc., zitiert von Proyart Bd. II, S. 376. — 26. Louis Duc de St. Simon (1675—1755). Seine Memoiren schildern die Geschichte des französischen Hofes von 1694—1723.

den jungen, von ihr geliebten Kronerben. „Was kann Er zu diesem Gebirge thun? wird er nach wenigen Jahren es vielleicht noch thun wollen? Er entschlafe also, den Tod eines Heiligen, eines von Gott geliebten, und es gehe der Ordnung der Dinge nach, nach welcher der fortgerollte Schneeball wächst, bis er schmilzt, die Gräuel sich thürmen, bis sie das Gleichgewicht verlieren.

Wir sind also auch des Glaubens vom großen Ludwig, „qui souffrit tout en Chretien, il crut, que Dieu punissoit le Royaume des faultes de son Roi: il adora son Juge; nulle plainte ne lui echappa;" erinnern uns dabei aber jenes alten Judengottes, der mit unköniglichem Bedauren sprach: „Dich jammert des Kürbis; und mich sollte nicht jammern" u. f. Lesen Sie die Worte selbst im unruhigen emigrirten Propheten. Jonas 4, 10—12

Ueber die Vergänglichkeit.

Eine Ode von Sarbievius.

Menschlichem Elend wär' es eine Lindrung,
Sänken die Dinge wieder wie sie stiegen,
Langsam; doch oft begräbt ein schneller Umsturz
Hohe Gebäude.

Lange beglückt stand nichts. Der Städt' und Menschen
Schickungen fliegen immer auf und nieder.
Jahre bedarf ein Königreich zu steigen,
Stunden zu fallen.

Du, der du selbst des Todes Opfer seyn wirst,
Nenne darum nicht, weil die Zeit im Stillen
Menschen und Menschenwohnungen zerstöret,
Grausam die Götter.

14. Die Ode steht hier nach der Übersetzung von Nik. Götz. „Vermischte Gedichte." Mannheim 1785. 2. Teil, S. 130. Herder hat die dritte Strophe fortgelassen:

Welcher dem Umsturz eines Reiches Einen
Tag nur gegeben hat, der gab genug ihm;
Unter dem Streich, ach! Eines Augenblicks er-
Liegen oft Völker.

— 24. „Der du noch selbst". — 25. „Nenne nicht darum".

Die dich zum Leben rufte, jene Stunde
Rufte zum Tode dich. Der lebte lange,
Wer an Verdienst und Tugend sich ein ewig
Leben erworben.

50.

Ein Gedicht von Knebel „Philomele in T." wird mit kurzen Bemerkungen eingeschoben.

51.

Wären Kränze der Belohnung in meiner Hand: so sollten mir außer den Einrichtungen, die das Bedürfniß fodert, besonders auch die Bemühungen werth seyn, die den gehässigen Wahn der Menschen unvermerkt zerstreuen, und gesellige Humanität befördern. Nichts ist dem Wohlseyn der lebendigen Schöpfung so sehr entgegen, als das Stocken ihrer Säfte; nichts bringt den Menschen tiefer hinab, als ein trauriger Stillstand seiner Gedanken, seiner Bestrebungen, Hoffnungen und Wünsche.

Also auch die Schriftsteller, die uns von der Stelle bringen, die das plus ultra auf leichte und schwere Weise ausüben, gesetzt, daß sie auch keine neuen großen Resultate erjagten, wären mir sehr gefällig. Ein Mensch, der sich um Wahrheit bemühet, ist immer Achtenswert; wer bei unschuldigen Bestrebungen nur Zwecke hat, ist nie verächtlich, gesetzt, daß diese auch bei weitem nicht Endzwecke wären. Denn was ist Endzweck in der Welt? wo liegt das Ende? Jedes gute Bestreben aber hat seinen Zweck in sich.

Mögen die Philosophen alter und neuer Zeiten keine einzige Wahrheit ausgemacht haben, (welches doch ohne Wortspiel nicht behauptet werden kann) gnug, sie bestrebten sich um Wahrheit. Sie erweckten den menschlichen Verstand, hielten ihn im Gange, führten ihn weiter; alles, was er auf diesem Gange erfunden und geübt hat, haben wir also der Philosophie zu danken, wenn sie gleich selbst nichts hätte erfinden können und mögen. Der philosophische Geist ist schätzbar; die ausgemachte Meister- und

2 f. „Rufte zum Tod dich. Lange hat gelebet,
Wer sich durch Tugend und Verdienst ein ewig"

Zunftphilosophie bei weitem nicht so sehr, ja sie ist dem Fortbringen oft schädlich.

Insonderheit ist der philosophisch-moralische Geist, der die Sitten der Menschen betrachtet, ihre Farben scheidet, und, wenn ich so sagen darf, ihr Inneres auswärts kehrt, eine wahre Gabe des Himmels, ein unserm Geschlecht unentbehrliches Gut. Stimme man nicht das alte Lied an: „Menschen sind Menschen! sie sind, was sie waren, und werden bleiben was sie sind. Hat alle Moralphilosophie sie gebessert?" Denn diesem faulen, trübsinnigen Wahn stehet mit nichten die Wahrheit zur Seite. Wenn wir auch nicht zum Ziel gelangten, müssen wir deßhalb nicht in die Rennbahn? Ja wenn das Ziel der Vollkommenheit auch nicht zu erreichen wäre, und je näher wir ihm zu kommen scheinen, immer weiter von uns rückte, haben wir deßhalb nicht Schritte gethan? haben wir uns nicht beweget? Was wäre das Menschengeschlecht, wenn keine Vernunft, keine Moralphilosophie von ihm geübt wäre?

Vor andern scheinen mir die Moralisten Wünschenswerth, die uns mit uns selbst in ernste Unterhandlung zu bringen vermögen, und uns auf eine scherzende Weise durchgreifende Wahrheit sagen. Ich lasse der Akademie und Stoa ihren heiligen Werth; Plato und Mark-Aurel nebst ihren Genossen werden dem Menschen, dem seine Bildung Ernst ist, immer und immer Schutzgeister, Führer, warnende Freunde bleiben; wenn aber z. B. Horaz auf eine ernsthaftscherzende Weise sich selbst zum Gegenstande der Moral macht, wenn er an sich und an seine Freunde im Ton der Vertraulichkeit mit leichter Hand das schärfste Richtmaas leget, und die Heuchelei, den Aberglauben, den Sittenstolz, den Wahn und Dünkel von uns lieber fortlächelt als fortgeisselt, wenn er an sich und andern zeigt, daß man nicht im Aether hoher Maximen schweben, sondern auf der Erde bleiben und täglich in Kleinigkeiten auf seiner Hut seyn müsse, um nicht mit der Zeit ein Unmensch zu werden; wer kann dem Dichter da den Fleiß vergelten, den er, damit seine zarten Sittengemälde der Nachwelt werth würden, auf sie als wirkliche Kunstwerke gewandt hat? Diese Kunstwerke sind nicht nur lebendig, sondern auch belebend; ihr moralischer Geist geht in uns über; wir lernen an ihnen nicht dichten, sondern denken und handeln.

Jedem, der sich mit Horaz für andre würdig beschäftigen konnte, möchte ich, wenn Verdienst sich beneiden ließe, sein Ver-

dienst beneiden. Auch unser Deutsche Uebersetzer der Briefe und Satyren dieses Dichters, Wieland, hat vorzüglich durch den Commentar derselben, jedem feineren Menschen eine belehrende Schule der Urbanität eröfnet. Was Shaftesburi in seinen Schriften für den Römischen Dichter überhaupt ist, dessen moralische Kritik sich bei ihm allenthalben äußert; das ist unser Uebersetzer im schwereren Einzelnen, für Jünglinge sowohl als für Männer.

Nach der langen Nacht der Barbarei brach endlich auch unter den Europäischen Völkern für die feinere Moral eine Morgenröthe an. Die Provenzalen und Romandichter der mittleren Zeiten waren ihre Vorboten; Weiber und Männer aus allen, auch den vornehmsten Ständen, suchten die Philosophie des Lebens wieder in die Welt einzuführen, und streueten ihr wenigstens Blumen. Sie erschien endlich, diese Philosophie, unter mehreren Nationen; und jeder Tritt soll uns heilig seyn, wo sie gewandelt. Sollte das böse Schicksal es wollen, daß ganze Länder Europa's, (verhüte es der gute Genius der Menschheit!) wieder in die Barbarei versänken: so wollen wir, die an den Gränzen des Abgrundes stehen, die Namen und Schriften Derer, die einst der Humanität dienten, um so heiliger bewahren. Sie sind alsdann Reste einer versunkenen Welt, Reliquien zerstörter Heiligthümer.

Du guter Montaigne, ihr Dichter und Schriftsteller voriger ruhiger oder stürmischer Zeiten Frankreichs, und ihr, die ihr guter Genius bei Zeiten hinweg rief, Rousseau, Buffon, D'Alembert, Diderot, Mably, Du-Clos; was ihr und eure Genossen der Menschheit Gutes erwiesen, ist ein Gewinn für alle Völker.

Die Britten haben durch das was sie humour nennen, die Fehler des humour's selbst dargestellt, und dadurch die Unregelmäßigkeiten, das Ausschweifende und Uebertriebne in menschlichen Charakteren dem Gelächter Preisgeben, dem moralischen Urtheil ins Licht setzen wollen. Da uns Deutschen dieser humour, (leider oder Gottlob?) fehlet, indem unsre Thoren meistens nur abgeschmackte Thoren sind: so ists für uns, in diesen fremden Spiegel zu sehen, gewiß keine unnütze Beschäftigung. Der Flügel-

1 ff. Auch ... eröfnet, die Übersetzung von Horazens Satiren und Episteln erschien 1782, 1786. — 22. Michel de Montaigne (1533—1592), Essais. 1580. 1588. — 24. Jean Jacques Rousseau (1712—1778). — George Louis Leclerc Comte de Buffon (1707—1788). — D'Alembert (1717—1783). — 25. Denys Diderot (1713—1784). — Mably (1709—1785), De la législation ou principes des lois. 1776. — Du Clos (1704—1772), Considérations sur les mœurs de ce siècle.

mann exercirt vorspringend, damit der Soldat im Gliede, und der steife Rekrut exerciren lerne.

Aeußerst Deutsch wäre es aber, wenn wir diese Uebertreibungen für Schönheit nehmen und Shakesper's, Addison's, Swift's, Fielding's, Smollet's, Sterne's humoristische Figuren als Vorbilder des moralischguten Geschmacks ansehen wollten. Dichter und Uebersetzer wären an diesem Stumpfsinn wenigstens sehr unschuldig.

Dank also auch jedem guten Uebersetzer guter brittischen Humoristen. Und wir wissen alle, wem wir in Deutschland vorzüglich hiebei Dank zu sagen haben, dem Uebersetzer Yoriks, Sterne, Fielding's, Smollets, Goldsmith's, Cumberlands u. f. Die Bode'schen Uebersetzungen der empfindsamen Reisen, des Tristram-Shandy, Thomas Jones, Humphrey Klinkers, des Landpriesters von Wackefield, des Westindiers sind in Aller Händen.

Für unser Nordisches, angestrengtes und bedrücktes Leben sind überhaupt alle Schriften wohlthätig, in denen unser Geist abgespannt, erweitert und milde gemacht wird. Immerdar sich zu spornen, andre zu treiben und von ihnen sich bedrängt zu fühlen, ist der Zustand eines Tagelöhners, gesetzt daß wir ihn auch mit dem Titel eines Strebens nach höchster Vollkommenheit in unabläßigem Eifer ausschmücken wollten. Die menschliche Natur erliegt unter einer rastlosen Anstrengung; während der Ruhe, während des Spiels zwangloser Uebungen gewinnt sie Munterkeit und Kräfte. Selten geht der unabläßige Eifer anders wohin aus, als auf Schwärmerei und Uebertreibung, die durch nichts zurecht gebracht werden kann, als durch eine Darstellung dessen was sie ist, durch eine leichte fröliche Nachahmung ihrer eignen Charaktere. Da lacht der Thor, falls er noch lachen kann, über sich selbst; und im leichtesten Spiel findet man, wie Leibnitz meint, die ernsteste Wahrheit.

Nachschrift
des Herausgebers.

Statt einer langen Anmerkung erlaube der Leser mir hier eine Stelle mitten unter fremden Briefen.

11. Johann Joachim Cristoph Bode (1730—1793). Seit 1778 lebte er in Weimar. Yoricks empfindsame Reise, 1768; Tristram Shandys Leben, 9 Bände, 1774; Fieldings „Tom Jones", 6 Bände, 1786—1788; Goldsmiths „Dorfprediger von Wakefield", 1776.

Der Mann, an den zu Ende des vorstehenden Briefes mit dem verdienten Lobe gedacht war, war mein Freund, und er ist nicht mehr. Eben da ich diesen Brief zum Druck übersehe, wird seine Leiche begraben; aber ein Theil seines Geistes, und seine redliche Mühe wird, hoffe ich, in unsrer Sprache noch fortleben, sowie sein Andenken im Herzen seiner Freunde.

Bode war mehr als Uebersetzer; er war ein selbstdenkender, ein im Urtheil geprüfter Mann, ein redlicher Freund, im Umgange ein geistiger, froher Gesellschafter. Und doch war sein Charakter noch schätzbarer, als sein Geist; seine biedern Grundsätze waren mir immer noch werther, als die sinnreichsten Einfälle seines muntern Umganges. Er hatte viel erlebt, viel erfahren; in seinen mannichfaltigen Verbindungen hatte er Menschen aus allen Ständen von Seiten kennen gelernt, von denen wenige andre sie kennen lernen, und wußte sie zu schätzen und zu ordnen

Die Schwärmerei hassete er in jeder Maske, und war ein Freund so wie der gemeinen Wohlfahrt, so auch des wahren Menschenverstandes. Der betrügenden Heuchelei entgegenzutreten war ihm keine Mühe verdrießlich; gern opferte er diesem Geschäfte Zeit, Kosten und Seelenkräfte auf, die er sonst abwechselnder, vielleicht auch einträglicher hätte anwenden mögen. Viele seiner Freunde in mehreren Provinzen Deutschlands kennen ihn von dieser Seite; und wer einer standhaften Mühe in redlicher Absicht Gerechtigkeit widerfahren läßt, wird das Verdienst eines Mannes ehren, der in seinem sehr verbreiteten Kreise vielem Bösen widerstand, und in seiner Art, (nicht politisch!) ein Franklin war, der durch die Mittel, die in seiner Hand lagen, der Menschheit nichts als Gutes schaffen wollte, und gewiß viel Gutes geschafft hat. Großmuth war der Grund seines Charakters, den er in einzelnen Fällen mehrmals erwiesen; nach solchem nahm er sich insonderheit der Verlassenen, junger Leute, vergessener Armen, der Gekränkten, der Irrenden an, und war, fast über seine Kräfte, ein stiller Wohlthäter der Menschheit.

Auch seine Uebersetzungen hatten diesen Zweck, und sein Fleiß dabei war unermüdet. Er bewarb sich bei ihnen sowohl um die Eigenthümlichkeit des Gedankens, als des Ausdrucks; mithin arbeitete er in beiden Sprachen. Er, Leßings Freund und bei einer Schrift sein Mitübersetzer, wollte nie ein Sprachverderber, wohl aber mit Urtheil und Prüfung ein Erweiterer der Sprache

werden. Die falschen Nachahmungen in seiner Manier hassete er eben sowohl als die Nachäffungen der Charaktere, die er dem Deutschen Publikum verständlich machte; er übersah und übersetzte sein Buch als ein Mann von gesundem Verstande.

Ein schätzbares Geschenk, das er uns hätte geben können, wäre die Beschreibung seines eignen Lebens gewesen. Schonend und bieder sagte er aber: „Von meiner Seite würde es anmaassend scheinen; andre würde es compromittiren. Ich will in Friede schlafen."

Und so schlafe er denn in Friede! Sein Ende kam, wie seine Freunde es wünschten, ohne langwierige Krankheit; fast bis an seinen Tod hin war er unverdrossen geschäftig. Viele Gute halten ihn werth. Unweit dem Künstler Kranach liegt er begraben.

52.

Als Gegenstück zu den Fragmenten über die Humanität Homers in der Iliade wird als Versuch über die Humanität des Tacitus Thomas Gordon († 1750): Über den Tacitus (zuerst in seiner englischen Übersetzung. London 1728—31. 2 Bde. S. Fragmente über die neuere deutsche Litteratur. D. N.-L. 135 = Herders Werke III_1, S. 51, 20 Anm. Lambel) herangezogen.

53.

Wie? wenn ich Ihnen für Ihren Schottischen Gordon einen Deutschen Commentator des Tacitus nennte, der Jenem an der Seite zu stehen wohl werth, aber desto unbekannter, desto ungeschätzter ist? Die bloßen Grammatiker haben von seinen Anmerkungen über diesen Römer sehr zurücksetzend gesprochen; sie sind aber voll Kenntniß der Geschichte, voll Lebens- und Geschäftserfahrung, dabei mit so Deutscher Treue und Biederkeit, vor mehr als hundert Jahren geschrieben, daß sie für uns endlich doch ein lehrreiches Buch werden könnten. Es sind die sogenannten politischen Anmerkungen über Tacitus vom Mömpelgardschen Geheimenrath Forstner.*)

*) Christoph. Forstneri notae politicae ad C. Tacitum. Argent. 1650. A. d. H.

Moser hat sich um diesen Mann verdient gemacht, daß er seine Lebensgeschichte, so gut er sie haben konnte, in sein patriotisches Archiv aufnahm. Eine Reihe Briefe desselben kennen Sie aus einer andern nützlichen Sammlung.*) Wie? wenn Jemand, jedoch mit Auswahl und Zusammenstellung, Forstners Gedanken über Tacitus übersetzte, und Friedrich Carl Moser sie auch nur mit Wenigem commentirte; so käme dieser Reichthum bescheidener, geprüfter Gedanken doch einigermaaßen in Umlauf.

Ueberhaupt warum liegen die Betrachtungen verdienter Deutscher Staatsmänner voriger Zeiten bei uns so tief im Dunkel? Engländer, Franzosen und Italiäner haben die Ihrigen schön aufgeputzt; Wir stehen hierinn fast hinter Polen und Ungarn. Und doch ist das Geschäft- und Gedankenreich verdienter, Sachkundiger Männer einer Nation gleichsam der Stamm, ohne welchen sie kaum eine Nation, geschweige ein durchdachter, durchempfundener Staatskörper genannt zu werden verdienet. Die geographischen Gränzen allein machen das Ganze einer Nation nicht aus; ein Reichstag der Fürsten, eine gemeinschaftliche Sprache der Völker bewirken es auch nicht allein; ja letztere ist in Deutschland den Provinzen nach so verschieden; (große Striche sprechen ganz und gar eine fremde Sprache, ganze Classen der Menschen nehmen an Gedanken gar keinen Theil,) daß, wenn man dies alles zusammenhält, man es den Magistern nicht übel nehmen kann, wenn sie pro gradu noch bis jetzt über das Thema disputiren: „welche Regimentsverfassung Deutschland habe? oder ob die Deutschen eine Nation seyn?" Die spottenden Urtheile der Ausländer hierüber, auch wenn sie unserm Fleiß, unsrer Treue, unsrem Biedersinn Gerechtigkeit wiederfahren lassen, sind bekannt. Sollte es also nicht der geringste Dank seyn, den man dem verstorbenen Diener erweiset, daß man mit seinen Dienstleistungen auch die Gedanken, deren er sich dabei erkühnte, der Nachwelt nicht entziehe? Wenigstens bilden sodann doch die treuen Diener eine Kette, die Jahrhunderte durchreicht, und an die sich neue treue Diener anschließen mögen. Das Jahrhundert der Reformation erlaubte sich noch, auch über vaterländische Sachen

*) le Brets Magazin zur Geschichte. A. d. H.

6. Friedrich Karl von Moser (1723—1798). Patriotisches Archiv. 12 Bände. Frankfurt und Leipzig 1784—1790. Neues patriotisches Archiv. 2 Bände. Mannheim 1792—1794.

laut zu denken; seitdem ward Alles Rang, Form und Stand, oder ging, sobald es ein eigner Gedanke schien, in die Archivgräber.

Daher dann, daß uns eine Geschichte Deutschlandes so lange gefehlt hat, und in manchen Theilen noch lange fehlen wird. Daher, daß unser Sleidan keine Ausgabe wie der französische Thuan erlebt hat, und unsre Mevii, Verstandreich wie sie sind, den Montesquieu's, Clarendon's, Sarpi's andrer Nationen an Ruhm, Glanz, allgemeiner Bekanntschaft und Schätzung wohl nachstehen müssen. Daher, daß die Mozambano's, die a Lapide unter besonderm Schutz, immer also halbpartheiisch schreiben, wohl gar in fremde Länder gehn, oder Fremde seyn mußten. Daher endlich, daß die besten Schriften dieses Faches in Deutschland Vergleichungsweise wenig oder keine Wirkung thun: denn oft ist mit jeder dritten Meile das politische Interesse der Deutschen Provinzen geändert.

Weit entfernt bin ich, hiemit eine Staatsklügelei nach Deutschland zu wünschen, die Gottlob unser Charakter nicht ist, und die jedem Volk verderblich gewesen. Räsonnirte Geschichte aber, räsonnirte Erfahrungen des Lebens aus allen Ständen, in allen Verhältnissen und Aemtern muß Jedermann wünschen. Durch die Vernunft lebt der Mensch, ob er gleich vom Brote lebet; die oft theuer erworbene Summe von Gedanken und Erfahrungen unsres Lebens ist auch ein Besitz, und jedes Glied des Staats gehört dem Ganzen nicht nur durch das, was es mechanisch that, sondern auch durch das, was es bei diesem mechanischen Thun dachte. Schweigen verständige Leute, so redet der Thor; der spricht sodann desto unbesonnener und lauter.

Mich dünkt, in Deutschland war zu neueren Zeiten Moser der Erste, der in dieser Art freimüthiger und bescheidner Biederkeit ein Beispiel gab. Stellet man ihn mit ältern Deutschen sogenannten Staatsmännern, Kulpis, Reinkingk, Veit Seckendorf zusammen, welch ein Unterschied! gewiß nicht zu seinem Nachtheil. Sein Herr und Diener, seine Beherzigungen, Reliquien, patriotische Briefe, sein Schutt zur Wegebesserung und was für Einkleidungen er sonst gewählet, sind einestheils mit

5. Johann Sleidanus: De statu religionis et rei publicae Carolo V. caesare commentarii. Straßburg 1555. Ausg. von Am Ende 3 Bände. Frankfurt 1785—1786. — 6. Über de Thou S. 181, Z. 8 ff. — 33 f. „Der Herr und der Diener", 1759. — „Beherzigungen", 1761. — „Reliquien", 1766.

einer so treffenden Wahrheit, anderntheils mit einer Herzlichkeit geschrieben, als ob der Verfasser einmal Luthers Freund und Amanuensis gewesen wäre. Züge der Beredsamkeit sind in ihm, deren sich mancher brittische Parlamentsredner nicht schämen dürfte; und Alles hüllet sich endlich in den Mantel der Deutschen Bescheidenheit und Demuth. Sein patriotisches Archiv enthält treffliche Sachen; so wie durchaus keiner seiner Aufsätze von Geist und Herz leer ist. Die meisten derselben, weil sie Deutsche Dinge betreffen, lesen sich, als ob sie heute geschrieben wären.

Schon am Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden periodische Schriften, mancherlei Inhalts; im jetzigen mehrten sich diese nicht nur im Ganzen, sie vervielfachten sich auch in einzelnen Provinzen bis zu wöchentlichen Blättern und Beiträgen, die in Deutschland ein sehr guter Saame geworden sind. Mösers patriotische Phantasieen sind aus Beiträgen zum Osnabrückischen Wochenblatt entstanden; und was andre Zeitschriften hier, dort, und da, in den germanischen Wäldern für Nutzen gestiftet haben, ist weniger Landkundig, als wahr und rühmlich. Laß es hie und da auch Mißbräuche dieses Vehikuls gegeben haben und geben; Mißbrauch hebt die gute Sache nicht auf. Viele unsrer Deutschen Journale sind ein Fundbuch trefflicher Materialien; ja in Deutschland fast das einzige Mittel, wodurch Provinzen und Stände einander kennen lernen. Mancher böse Pflichtträger, der sich gleich Jenem im Evangelium weder vor Gott noch Menschen fürchtet, scheuet sich wenigstens vor der Schande eines Journals. —

Ungleich höher und weit voran alle diesem stünde die Geschichte, wenn sie jeder Provinz unsres Landes mit Geschmack, Verstand und Patriotismus bereits einheimisch geworden wäre. Wollten wir uns von einigen derselben nach und nach nicht ausführlicher unterhalten? Wenn irgend eine Wissenschaft, so ist ja die Geschichte ein Studium der Humanität, ein Werkzeug des ächtesten Vaterlandsgeistes.

---

6. „Patriotisches Archiv", „Neues Patriotisches Archiv", s. S. 194, Z. 6 Anm. — 14f. „Mösers patriotische Phantasien", sie erschienen zum größeren Teil in den „Beilagen zu den Osnabrückischen Intelligenzblättern" 1768—1769. S. die Vorrede der Herausgeberin, der Tochter Mösers, Frau J. W. J. von Voigt.

Briefe

zu

Beförderung der Humanität.

Herausgegeben

von

J. G. Herder.

Fünfte Sammlung.

Riga, 1795.
bei Johann Friedrich Hartknoch.

Inhalt
der fünften Sammlung.

54.

Der Wunsch unsres Freundes*) fängt an, in Erfüllung zu gehen; Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst sind in zwei Bändchen erschienen, die zu mehreren Hoffnung erwecken und Hoffnung geben.**) Petrarca, Augustin, Uriel Acosta, Franz Junius, Comenius, Holberg, Leibnitz sprechen hier; allesammt in der eignen Sprache ihres Herzens und Geistes. Von Petrarca sind seine drei Gespräche über sich selbst, „mein Geheimniß" genannt, ganz übersetzt; Augustins Bekenntnisse im Auszuge. Acostas exemplar vitae humanae, wie es Limborch, Franz Junius Lebensbeschreibung, wie sie Merula bekannt gemacht, Comenius Bekenntniß von sich aus seinem Eins ist Noth (unum necessarium), Holberg, Leibnitz aus ihren Briefen. — Können verschiedene, allesammt merkwürdige Männer in einem engeren Raum auftreten, und von sich zeugen?

Ihrem eignen Zeugnisse hat der Autor mit Erzählung ihrer Lebensumstände fortgeholfen; wie, dünkt mich, nothwendig und recht ist. Was weiß ein Sterblicher, wer oder wozu er da sei? zu welchen Zwecken ihn die Vorsehung in ihrem großen Plan brauchen werde? Er schüttet sein Herz aus, in Freude oder meistens in Leid, vor Gott, vor sich selbst oder vor Menschen; sein Auge blickt nieder zur Erde. Denn seiner Schwächen, seiner mühsamen, oft eiteln Bestrebungen, seines Kampfes mit sich und mit andern demüthig bewußt, zählet er sich kaum, und kann und darf nicht rechnen, was seine Ziffer zum großen Nenner der Welt bedeute oder bedeuten werde. Hier darf der Autor, der den Bekennenden

*) Briefe zur Beförderung der Humanität. Samml. I, Br. 5. A. d. H.
**) Winterthur 1791. 1793. Von J. G. Müller. A. d. H.

1. S. S. 21, Z. 31. — 2. „Bekenntnisse merkwürdiger Männer von sich selbst. Herausgegeben von Joh. Georg Müller, nebst einigen einleitenden Briefen von Hrn. Vicepräsident Herder." 2 Bände. Winterthur 1791. 1793.

als Freund vorführt, zumal wenn er Jahrhunderte nach ihm lebt, wohl ein Wort über ihn sprechen, und auf der großen Tafel der Weltbegebenheiten zeigen, wo er stand? wo er künftig stehen möchte?

Petrarca war eine der zartesten Seelen, die in menschlichen Körpern erschienen. Nicht seiner Sprache allein hat er jene Formen süßer Sonnette und Canzonen, und mit diesen zugleich die erlesensten Gedanken der Provenzalen, ja jenes Ideal einer Liebe eingedrückt, die sich mehr im Himmel als auf der Erde fühlet. Sondern für ganz Europa war er ein eifriger Erwecker der Alten; für Italien, für Rom war er ein Patriot, deßgleichen es unter den Petrarchisten keinen mehr gab, und was über alles geht, ein strenger Bearbeiter seines Herzens und Geistes. Seine Briefe und andre lateinische Schriften sind eine eigentliche Schule der Bildung sein selbst, voll männlicher Unterhaltung. Eine Seele dieser Art, die allenthalben Ruhe suchte und sie nirgend fand, in einsamen Selbstgesprächen mit ihrem Schutzgeist sprechen zu hören, mag freilich eitele Leser ermüden; Beobachter menschlicher Sinnesarten aber werden ihr angenehm lauschen, und zarte Gemüther, wie Petrarca selbst war, wird er tief in ihr Inneres führen. Diese Bekenntnisse und die Nachrichten zu dem Leben des Petrarca*) müssen Jedem, der fürs stille Gemüth lieset, eine liebe Unterhaltung seyn.

Augustin, (der zweite Mann, den unser Autor in seinem Selbstbekenntnisse darstellt,) war ein Kirchenvater; er ists auch in seinen Confessionen. Um die Seele eines Kirchenvaters kennen zu lernen, von der manche, die auf diesen Namen schmähen, fast keinen Begrif haben, muß man sie lesen. Die ganze Denkart, ja ich möchte sagen, der Witz, die Phantasie, selbst die täuschende Sophisterei Augustins ist in ihnen. Unser Autor ist über ihn nur kurz gewesen: denn über Augustin müßte man ein Buch schreiben.

Welche Kämpfe hat der arme Acosta sich zugezogen! welche Verfolgungen der redliche Junius standhaft ertragen! Auch bei Comenius sieht man seinen zwar nicht tiefdringenden, aber viel

*) Lemgo 1774—1778. A. d. H.

4. Petrarca, s. S. 203, Z. 1 u. Anm. — 23. Augustin (s. „Bekenntnisse" u. s. w. Bd. II, S. 1—154, geb. 13. Nov. 354 zu Tagaste in Numidien, gest. in Hippo 28. Aug. 430). — 31. Acosta, s. S. 206, Z. 23 u. Anm. — 32. Junius (s. Bd. II, S. 179—256), geb. zu Bourges 1. Mai 1545, kalvinistischer Prediger in Antwerpen, später in Limburg, dann in der Pfalz, zuletzt erster Lehrer an der Universität zu Leyden, gest. am 20. Okt. 1602. Merula gab seine Selbstbiographie 1594 heraus. — 33. Comenius, s. S. 209, Z. 26 u. Anm.

umfassenden Geist, seinen allenthalben aufs Nutzbare, auf Reform der Wissenschaften und Schulen gestellten Sinn. Ueber ihn, der für sein Zeitalter mehr als Basedow war und noch mehr hätte seyn können, wünschte ich, daß Jemand ausführlicher spräche.

Holbergs Leben ist äußerst merkwürdig und unterhaltend, wie es auch der Mann selbst war. In seiner Zeit und Lage, nach einer solchen Jugend, hat er ungemein viel geleistet; er riß sich selbst über die Denkart seines Landes hervor, und ward, zwar in keiner Bemühung ein Stern erster Größe, allenthalben aber ein freundlicher Stern mitten im dichten Nebel. Manche seiner Schriften sind noch jetzt sehr lesbar, zumal sein Klimm und seine Briefe. Unter den Alten waren ihm Plutarch und Lucian, Terenz, Ovid, Juvenal, Petron und Plinius, unter den Neuern nebst einigen Geschichtschreibern Grotius, Bayle, Le Clerc, Moliere die liebsten; man sieht die Spuren davon in seinen Schriften, in denen sich nirgend ein tiefer, allenthalber aber ein heller, lebhafter, vernünftiger, moralischer Geist zeiget.

Leibnitz endlich — hier konnte unser Autor, der die bekannten Lebensumstände nicht wiederholen wollte, wenig sagen: denn die Geschichte seines Geistes hat Leibnitz uns nicht selbst geschrieben. Er lebt für uns in seinen Schriften, aus welchen hier einige Umstände zusammengestellt sind. Hören Sie von ihm eine Weißagung:

„Ich finde, daß solche (leichtsinnige, irreligiöse) Meinungen, indem sie je mehr und mehr unter Leuten von der großen Welt, nach welchen sich die übrigen zu richten pflegen, Liebhaber finden, und sich in die Modebücher einschleichen, alles zu der General-Revolution, von welcher Europa bedrohet wird, zubereiten, und die Zerstörung alles dessen vollenden helfen, was von den edlen Grundsätzen der Griechen und Römer, welche die Liebe des Vaterlandes, des gemeinen Wesens und die Sorge für die Nachwelt ihrem eignen Glück, ja selbst dem Leben vorzogen, bis jetzt noch übrig geblieben ist. Der Gemeingeist (public spirit) vermindert

5. S. „Bekenntnisse“ Bd. II, S. 279—341. Ludwig Freiherr von Holberg, geb. 6. Nov. 1684 zu Bergen, 1735 Rektor, 1737 Schatzmeister der Universität Kopenhagen, Lehrer der Geschichte, gest. 27. Jan. 1754. Der dänische Komödiendichter. — 11. Nikolaus Klims unterirdische Reise, ein satirischer Roman in Prosa. Er erschien zuerst lateinisch, 1789 von Baggesen dänisch herausgegeben. „Briefe“ 1749. „Briefe an einen großen Herrn“ 1727, 1737, 1743 (über Holbergs Leben und Reisen). — 12 ff. Er nennt seine Lieblingsschriftsteller in der Selbstbiographie bei Müller II, S. 325—329. — 18. Gottfried Wilhelm Freiherr von Leibniz, geb. 21. Juni 1646 zu Leipzig, gest. 14. Nov. 1716 zu Hannover. — 23 ff. Diese Stelle beschließt bei Müller die Auszüge aus Leibnizens autobiographischen Äußerungen. Bd. II, S. 361, 362.

sich außerordentlich, kommt je mehr und mehr aus der Mode, und wird noch mehr abnehmen, wenn er aufhört, von einer guten Moral und der wahren Religion, wie selbst die gesunde Vernunft sie uns lehrt, unterstützt zu werden. Sogar die Bessern von der entgegengesetzten Seite nehmen kein andres Principium mehr als die Ehre an. Bei ihnen aber heißt ein Mann von Ehre schon der, der nichts thut, was sie für niederträchtig halten. Und wenn sogar einer aus Laune, oder um seine Ehrsucht zu befriedigen, Ströme Blutes vergießen und alles über einander werfen würde: so wäre ihnen das Alles nichts und selbst ein Herostrat würde ihnen ein Held seyn. Laut macht man sich über die Liebe des Vaterlandes lustig; laut macht man die lächerlich, die für das allgemeine Beste sorgen; und zeigt jemand in der reinsten Absicht die traurigen Aussichten, die sich uns für die Zukunft eröfnen, so ist die Antwort: 'laß diese für sich sorgen.' — Leicht aber dürften solche Leute zuerst das Unglück erfahren, welches sie blos für andre aufbewahrt glauben. Kommt man dieser epidemischen Krankheit, deren üble Wirkungen bereits sichtbar zu werden anfangen, noch in Zeiten vor: so lassen sich ihre Folgen vielleicht noch hemmen. Nimmt sie aber überhand, so wird die Vorsicht die Menschen gerade durch die Revolution, die daraus entstehen muß, heilen, und was auch kommen mag, am Ende zum Wohl des Ganzen leiten; ob dies gleich ohne Züchtigung Derer, die durch ihre bösen Handlungen wider ihren Willen zur Beförderung des Guten beitrugen, weder erreicht werden wird, noch erreicht werden kann."

So weit Leibnitz. Wünschen Sie nicht, daß unserm Autor viele, auch ungedruckte Bekenntnisse merkwürdiger Männer zukommen mögen? Wenn in unserm Vaterlande der moralische Gemeingeist, über dessen Abgang Leibnitz klaget, noch nicht ganz ausgestorben ist, so sollte dieser ihm solche in sein Sacrarium treuer Bekenntnisse zuführen.

55.

Angenehm hat mich der Name Petrarca in Ihrem Briefe geweckt; er erinnerte mich an die Zeiten, da ich, nicht etwa nur seine Sonnette und Canzonen, sondern die Nachrichten aus seinem Leben*) und die merkwürdigsten seiner Schriften und Briefe selbst las. Welch eine falsche Idee hat man gemeiniglich von Petrarca! wie falsch wäre auch die, wenn man sich aus diesen Selbstgesprächen etwa nur eine bußfertige Seele, oder einen mit sich selbst Unzufriedenen abzöge! Ganz ein andrer Geist lebte in Petrarca.

Zuerst trug er das große, unaustilgbare Gepräge der Liebe des Alterthums in seiner Seele; ein Gepräge, das mir allenthalben ehrwürdig ist, wo ichs gewahr werde, und das uns bei Ihm, zu seiner Zeit, unter seinen Umständen, in der Anwendung, die Er davon machte, äußerst wohlthut. Die Griechen kannte er wenig, und setzte sie den Römern nach; er ward mit ihrer Sprache zu spät bekannt, und da er die Römer als seine Landsleute ansah, deren Glanz in Italien er wiederzusehen wünschte; so gab ihnen dieses schon in seiner Seele einen Vorrang vor allen Völkern der Erde. Nie haben ihre Redner, Dichter und Weisen einen eifrigern Schüler gehabt, als Ihn, der nicht etwa nur in der Sprache ihnen nachzubuhlen suchte, sondern ihren großen Sinn, ihre hohe Gedankenweise zur Seinigen machte. Dies zeigen seine Schriften und Briefe, seine Sammlungen von Beispielen der Vorwelt, die Grundsätze, an welche er sich hielt, mit welchen er andre tröstete oder weckte, endlich seine lateinischen Gespräche, Gedichte und andre Einkleidungen, in denen man bis zu seinen höchsten Jahren hinauf den Schüler der Alten wahrnimmt. Hier klopft Petrarca jedem Jünglinge und Mann auf die Schulter: „liesest Du die Alten also? wendest Du sie also an?" Patrarca's lateinischer Styl mag unrein seyn; seine Denkart war es nicht. Ein Freund des Vaterlandes, wie Tullius und Cato, weiß er die strengen Grundsätze eines Seneka durch die gesellschaftliche Theil-

*) Memoires pour la Vie de Petrarque, Amsterd. 1764. 3 Quartbände. Ihre Uebersetzung, Lemgo 1774. ist sehr gut und zweckmäßig. A. d. H.

2f. Angenehm ... geweckt, der ganze erste Band von Müllers „Bekenntnissen" u. s. w. ist der Übersetzung von Petrarcas Secretum suum, meist überschrieben De contemptu mundi L. III (geschrieben 1343) nebst Zusätzen gewidmet. — 34. Memoires etc., das Werk ist verfaßt von Abbé De Sade aus Avignon.

nehmung und Gefälligkeit des Horaz anmuthig zu mildern. Manche Briefe, in denen er seine Schwachheiten liebenswürdig bekennet und entschuldigt, ja gleichsam mit seinem eignen Herzen spielet, sind ganz in der Denkart Horaz geschrieben; und eine sittliche Urbanität ist der Charakter aller seiner Schriften.

Dies Gefühl also, nach welchem er ganz unter den Alten lebte, webte den Faden seiner Begebenheiten, und ward, wie man sagt, der Schmid seines Glücks. Auf eine niedrige Weise nach den Begriffen seiner Zeit ein Glück machen, konnte und wollte er nicht; er schlug dazu alle Gelegenheiten aus, die er auch nicht zu brauchen gewußt hätte; dagegen erwarb er sich eine Liebe und Anhänglichkeit, ein Ansehen und einen Namen, über welchen man frölich erstaunet. Welche Briefe und Anreden, die er an Kaiser, Könige, Päpste, Cardinäle, Bischöfe und Fürsten schrieb! und welche Art, in der sie aufgenommen wurden! Keine Veränderung der päpstlichen und bürgerlichen Welt, die einigermaaßen sein Italien betraf, ging vor, ohne daß er den lebhaftesten Antheil daran genommen hätte; eben weil sein Vaterland so ganz in seinem Herzen wohnte. Vergleicht man in diesem Punkt, im Punkt der Achtung nämlich, die man dem hellen Verstande, der reinen Wissenschaft Petrarca's erwies, seine Zeiten mit den unsrigen; welche soll man barbarisch nennen? Dort hatte man wenigstens eine Achtung für den Verständigen, der, obwohl blos ein Mann der Wissenschaft und kein Staatsdiener, bei öffentlichen Anläßen anmunterte, rieth, warnte, lehrte; jetzt würde dem Petrarca selbst schon der poetische Lorbeerkranz auf seinem Schädel allenthalben ein Stillschweigen auflegen, wo er nicht zu loben vermöchte. Und doch war es eben und einzig diese Liebe und Achtung für Wissenschaften, die den Zeiten aufhalf, ohne welche wir noch in der Barbarei lägen. Wer siehet nicht noch jetzt das Bild des Königs Roberts von Neapel, der edlen Colonna's und so mancher andern seiner großen Freunde in Petrarca's Schriften mit Liebe und Bewunderung an? Wie in einem Traum lieset man ihre freundschaftlichen Briefe und hört Petrarca's Zeugnisse von ihnen; bis man durch Zeugnisse von andern, die nicht so dachten, eben auch in denselben Briefen unangenehm aus dem Traume geweckt wird.

Endlich ist das Ideal von Liebe, das Petrarca mit sich trug und in seinen Gedichten mit unglaublicher Kunst und Sorgfalt ausbildete, gewiß die kleinfügige Idee nicht, die man gewöhn-

lich sich an ihm denket. Laura möge in Person oder zum leibhaften Petrarca gewesen seyn, wer sie wolle; dem geistigen Petrarca war sie eine Idee, an die er auf Erden und im Himmel, wie an das Bild einer Madonna, allen Reichthum seiner Phantasie, seines Herzens, seiner Erfahrungen, endlich auch alle Schönheiten der Provenzalen vor ihm, dergestalt verwandte, daß er sie in seiner Sprache zum höchsten, ewigen Bilde aller sittlichen Weibesschönheit zu machen strebte. Auf griechische Weise konnte dies nicht geschehen; eine nackte Grazie oder eine Venus Urania konnte und wollte Er nicht mahlen; er wählte also die Züge, die in seinem Zeitgeist, in der provenzalischen Poesie, in den Begriffen seiner Religion und ihren Darstellungen als Stoff eines reinen weiblichen Ideals sittlicher Humanität zerstreuet dalagen, und bildete seine Madonna daraus, die irrdische und himmlische Laura. Diese zeigte er in Wirkung auf sich, auf sein eigen Herz, und zwar in mancherlei Umständen, in Wirkung auf seine Schwachheiten sowohl als auf die edlere Seite seines Gemüths; hiedurch allein ward sie anziehend und belehrend. Denn eine Schönheit, die keine Liebe erregt, eine Liebe, die nur Bewunderung ist, und ohne Kampf mit sich, ohne Fehler und Schwachheiten seufzet, sind ohne Reiz und Anwendung. Von allem Sittlich-Schönen im weiblichen Charakter pflückte Petrarca die Blüthe, und wand seiner irrdischen Freundin, die er vielleicht nur hie und da in seiner Jugend gesehen haben mag, die eines andern Mannes Weib und Mutter von Kindern war, die diese Gedichte vielleicht nicht verstand, die wenigsten sah: (denn die schönsten sind nach ihrem Tode gedichtet) einen unsterblichen Kranz um ihre unschuldige Schläfe. Wer den Geschmack der provenzalischen Poesie, wer die Beatrice des Dante kennet, wird hieran nicht zweifeln, und die Mühe bedauren, die der Lebensbeschreiber Petrarca's, ein Abkömmling der angeblichen Laura, auf die Anwendung jedes Zuges, der ihre Person betreffen soll, gewandt hat. Jeder Liebhaber kann und soll seine Laura in Petrarca's Gedichten finden; er soll sein Herz mit allen Schwachheiten auch darin finden und die Läuterung wahrnehmen, die ein reiner weiblicher Charakter im Gemüth sowohl des Jünglinges als des Mannes bewirken soll und kann. Hiezu steht Laura da; und ich wüßte nicht, ob es einen schönern Zweck der Poesie der Liebe gebe? wenn einmal diese Gattung Poesie da seyn soll. Gegen die römischen Dichter des Amors,

Horaz, Tibull, Properz macht Petrarca, der Idee seiner versi volgari nach, keinen kleineren Unterschied, als den er der Sprache, den Nationen und Zeiten selbst nach machen mußte. Von unsern erotischen Dichtern steht er in gleichem Maaße gesondert. Da es indessen doch wohl Niemanden zu verargen seyn wird, wenn er in seine Liebe Gemüth bringet, und sie nicht blos als ein Werk des Bedürfnisses und der Convenienz betreibet: so sehe ich auch Petrarca's Laura als ein Ideal an, das keinen Jüngling verführen, das jedem edelgeschaffenen Jünglinge als ein Madonnen-Bild alter Zeiten in einer so schönen Sprache wohlthun wird. Die Empfindungen Petrarca's in Ansehung der Freundschaft gegen Freunde waren diesem Ideal nicht entgegen, und Italien, Rom, seine Sprache, die Menschheit waren seines Gemüths ewige Laura. Als ich in einer schönen Morgenstunde den letzten Aufenthalt seines irrdischen Daseyns vorüberfuhr, umfing mich eine so süße Erinnerung seines freundschaftlichen Herzens und ganzen Lebens, daß ich nicht anders als die letzten Worte seines letzten Briefes ausrufen konnte: valete amici, valete epistolae. Er starb im Jahr 1374; man weiß nicht recht, wie und wann? gnug, daß man den ruhigen Greis an seinem Pulte sitzend todt fand. Valete amici.

56.

So angenehm mir Petrarca war, so weh that mir Uriel Acosta in seinem letzten Selbst-Bekenntniß. Der arme Jude, von Zweifeln über seine Religion ergriffen, gab alle Verhältnisse seiner edlen Geburt, seines Glückes und Standes auf, suchte Ruhe hie und dort, fand an seinen nächsten Verwandten die ärgsten Feinde und endigte damit, daß er als ein Neuaufgenommener in der Synagoge seiner Glaubensgenossen, schimpflich-entblößt, mit Füßen getreten, gepeitscht, verspeiet, es nicht länger ertragen zu

14 f. Als ich ... vorüberfuhr, „im Juni 1789. Petrarca starb zu Arqua bei Padua." D. In seinen Briefen aus Italien erwähnt Herder dieses Augenblickes nicht. — 23 f. Uriel Acosta (bei Müller Bd. II, S. 155—178), geb. in Portugal von adligen Eltern jüdischer Herkunft, die mit Gewalt zum Christentum gezwungen waren. Er wurde christlich erzogen, gab der jüdischen Religion den Vorzug und floh, um unter Juden leben zu können, mit Mutter und Brüdern nach Amsterdam. Da er sich jedoch gegen die Satzungen des Judentums und besonders gegen die Unsterblichkeit der Seele erklärte, wurde er schimpflichen Bußen in der Synagoge unterworfen. Er tötete sich selbst (April 1647). Das Exemplar vitae humanae gab Philipp von Limborch 1687 heraus als Anhang zu seiner Amica collatio cum erudito Judaeo de veritate religionis Christianae. 4°. Amsterdam.

dürfen glaubte und sich selbst den Tod gab. Die Aufschrift seines Urlaubes aus dem Leben, exemplar humanae vitae rührete mich von jeher; und o möchte ein jeder, der von Menschen aus der Welt gedrängt, zuletzt noch einige Worte für Menschen zu schreiben, guten Willen und Kraft hat, sein Exemplar des menschlichen Lebens dem Exemplar des Acosta hinzufügen! Die Menschheit erhielte damit eine Anzahl sonderbarer Exemplare.

Von Kindheit auf ist mir nichts abscheulicher gewesen, als Verfolgungen oder persönliche Beschimpfungen eines Menschen über seine Religion. Wen gehet diese, als ihn selbst und Gott an? ja, wer weiß nicht, was an dem Wort Religion, sobald es innere Ueberzeugung und Gefühl betrift, für tiefe Skrupel und Schwierigkeiten haften? Dem ist Dieses, einem andern Das aufs innigste anstößig; zu diesem Ausdruck kann er sich nicht gewöhnen, von jener früh erfaßten Vorstellungsart auf keine Weise sondern. An ihr hangen seine moralischen Begriffe; an ihr vielleicht seine vornehmste Triebfeder, ja sein Ideal der Moralität selbst. Dieser findet Zweifel, wo keiner sie findet; die schwarze, phantastische Fliege verfolgt ihn, ohne daß ein andrer als Er sie siehet. Wie grausam ists also, wie unvernünftig, nutzlos und unmenschlich, wenn sich ein Mensch, ein Gericht, eine Synagoge das Verdammungs- das Verfolgungs-Urtheil über die Religion eines andern, wäre er auch ein Neger und Indier, anmaaßt!

Mit Schauder lieset man Acosta's Erzählung, Klagen und Seufzer, die er im tiefen Schmerz über die ihm, einem Rückkehrenden, in einem Gotteshause zugefügte peinliche Beschimpfung ausstößt*), und die mit dem traurigen Gefühl der völligen Verlassenheit und Ohnmacht enden: „hier habt ihr die wahre Geschichte meines Lebens, und welche Person ich auf dem eiteln Schauplatz dieser Welt, in meinem unbeständigen und unglücklichen Leben gespielt habe. Richtet nun gerecht und unpartheiisch, ihr Söhne der Menschen; richtet frei und nach der Wahrheit, wie es sich Männern geziemt. Findet ihr etwas, das euch zum Mitleiden hinreißt, so erkennt und beweint das traurige Loos der Menschheit, das auch euch zu Theil geworden ist.“ —

Dank der Menschheit sey allen Denen, die so unerträgliche Lasten und Fesseln, die jede unziemende Beschimpfung, jede kränkende

*) Müllers Bekenntnisse merkwürdiger Männer, Bd. 2. S. 169 u. f.

Verfolgung, die Menschen Menschen von göttlichen oder menschlichen Rechts wegen, ungescheuet, ja pflichtmäßig und frohlockend anthaten, in ihr wahres Licht stellten. Grotius, John Locke, William Penn, Shaftesburi, Bayle, Leibnitz, auch Spinoza, Voltaire und mehrere nicht zu vergessen, was für Gesinnungen sie übrigens in andern Dingen haben mochten; in diesem Punct sind sie Friedensengel im Namen aller Derer geworden, die, (um mich eines schauderhaften Bildes der Apokalypse zu bedienen,) als Erwürgte unter dem Altar um Rache rufen, und in ihrem Blut weiße Feierkleider begehren. Die Rache solcher Verfolgungen ist nie ausgeblieben und bleibet nie aus; es wäre aber endlich Zeit, daß wir aus bessern Gründen, als aus der Furcht solcher Rache zum Gefühl der Wahrheit und Menschlichkeit gelangten. Auch unsern Deutschen Rechtslehrern, Thomasius, Polykarp Leyser, Hommel u. s., die über die mit Blut geschriebenen Carpzowschen Gesetze hie und da die Fackel der Vernunft angezündet, und mildere Grundsätze in Gang gebracht haben, werde Dank. Sie thaten, was sie thun konnten.

Vor andern, dünkt mich, sind in Briefen Gesinnungen der Humanität wirksam verbreitet worden, selbst wo sie das strenge Rechts- Staats- und Kirchensystem noch nicht aufnehmen durfte. In Briefen an Freunde schüttete mancher sein Herz aus, wie er es in Schriften nicht zu thun wagte, und die Briefgestalt selbst ward zur glücklichen Form, milde Gesinnungen über einzelne Vorfälle sowohl, als über Lehren und Personen Freunden oder dem Publicum verständlich zu machen und ans Herz zu legen. Holbergs Briefe gehören auch in diese Zahl; in England und Frankreich ist die Art eines humanisirten Vortrages durch Briefe sehr ausgebildet worden, und hat die nützlichsten Grundsätze verbreitet. In England z. B. fanden Plinius Briefe eine glückliche Aufnahme; die Ersten der Nation buhlten ihnen nach. Selbst die erdichteten Briefe des Phalaris schätzte der Ritter Temple übermäßig hoch, so daß seit Addison ihre Wochenschriften, seit Richardson ihre

8. Apokalypse 6, 9f. — 31. Selbst ... hoch, in dem Streit zwischen Boyle und Bentley über die Echtheit der Phalarisbriefe stand Sir William Temple († 1699) auf Seite Boyles für die Echtheit. — 33. Joseph Addison (1672—1719) gab zusammen mit Richard Steele (1675—1729) folgende „moralische' Wochenschriften heraus: The Tatler (12. April 1709—2. Jan. 1711), The Spectator (1. März 1710—6. Dez. 1712, von Addison allein redigiert, wieder 18. Juni—20. Dez. 1714), The Guardian (13. März—1. Okt. 1713), The Lover (14. Febr.—27. Mai 1714). — Samuel Richardson (1689—1761), Pamela 1740, Clarissa Harlowe 1748, Sir Charles Grandison 1753.

Romane vorzüglich die Gestalt der Briefe liebten. Die französischen Briefeinkleidungen vom Türkischen Spion an, bis zu den Persischen und so viel andern Briefen sind Jedermann bekannt: durch Einkleidungen solcher Art gewann nicht nur die Sprache, sondern auch der denkende Geist Leichtigkeit und Freiheit. Ohne eine Abhandlung oder Deduction schreiben zu wollen, konnte man Gedanken, Empfindungen äußern, seinen Verstand berichtigen, sein Urtheil am Urtheile des Andern schärfen und prüfen. In Deutschland hat aus mehreren Ursachen diese Form meistens nur gelehrte Urtheile, Trivialitäten oder Romane betreffen können. — —

Ich wünschte eine Auswahl treffender Stellen aus den wahren Briefen merkwürdiger und großer Männer; dem Sammler der Selbstbekenntnisse, einem Mann von reiner, fürs wahre Wohl der Menschheit gestimmten Denkart, möchte ich sie am liebsten empfehlen. Von Staatsmännern, Kirchenvätern, Reformatoren, Sektirern, von Gelehrten und Weisen aller Art ist eine so ungeheure Menge Briefe ans Licht gefördert worden, daß eine Auswahl ihrer eigensten Meinungen und Urtheile über Begebenheiten, Schriften, fremde Meinungen und Handlungsarten die lehrreichste Unterhaltung seyn müßte. Wer kann, wer mag jetzt das große Epistelfach berühmter und nicht berühmter Männer mit gehörigem Fleiße durchstören? und doch liegt so manches Merkwürdige, Angenehme und Nützliche in ihm!

57.

Sie wünschten, daß Jemand über den menschenfreundlichen Comenius ausführlicher spräche. Der bescheidene Mann spricht von sich selbst, (auch wo er es thun sollte und konnte, in seiner Kirchengeschichte der Böhmischen Brüder) sehr wenig; das Einzige Notwendige lag ihm zu sehr am Herzen.

Wenn ich Einen Mann unsrer Nation, (denn warum sollte man Böhmen und Mähren nicht zu Deutschland rechnen?) mit

1 f. Die ... bekannt, Montesquieu, Lettres persanes 1721. — 26. Comenius, geb. 28. März 1592 zu Niweitz in Mähren, 1632 Bischof der Gemeinde der zerstreuten Brüder aus Böhmen und Mähren, gest. Nov. 1670. S. G. Baur, Allg. Deutsche Biographie 4. Bd., S. 431 ff. — 29. Unum necessarium, scire, quid sibi sit necessarium in vita et morte et post mortem, quod non necessariis mundi fatigatus et ad unum necessarium sese recipiens, senex Jo. Amos Comenius, anno aetatis suae LXXVII, mundo expendendum offert. Editum Amstelodami 1668. (Zwei Jahre vor seinem Tode.)

dem guten St. Pierre vergleichen möchte: so wäre es Comenius; und dies gewiß nicht zu seinem Nachtheil. St. Pierre hat durch seine Schriften, die, als sie erschienen, Wenige lasen, Mehrere ungelesen verlachten, Andre auf eine schale Art widerlegten, ja deren offenbarste Wahrheit ihm sogar Verdruß zuzog, in der Folge mehr Gutes gewirkt, als manche blendende Schriftsteller seines Zeitalters, die ihn aus der Akademie verwiesen. Seine Träume von einem ewigen Frieden, von einer besseren Verwaltung der Staaten, von einer größeren Nutzbarkeit des geistlichen Standes, von einer gewissenhaftern Pflege der Menschheit, selbst seine politischen Weissagungen, können nicht immer Träume eines honnetten Mannes bleiben, wie sie damals ein duldender Minister nannte. Wenn St. Pierre wieder aufstünde, und gewahr würde, daß nicht blos, (wie d'Alembert meint,) das Wort bienfaisance und gloriole von ihm in der Sprache seiner Nation geblieben, sondern daß seine Grundsätze, seine Wünsche, seine Hoffnungen gewissermaaßen der Geist aller Guten und Würdigen in Europa worden sind; der kalte, trockene Mann würde dabei nicht gleichgültig bleiben. Wahrscheinlich würde er gelassen sagen: „Die Zeit ist schneller fortgeschritten, als ich es ihr zutraute.“

Unser St. Pierre, Comenius, hat eine andere Gestalt. Er wurde zwar auch in einem Labyrinth von Weissagungen irre geführt; (welches ihm zuletzt sehr leid that;) diese hatten auch eine viel rohere Gestalt, als der politische Calcul des St. Pierre, seiner Erziehung und seinen Lebensumständen nach, haben konnte; in ihrem Ziel aber treffen beide zusammen, und dieses ist das Wohl der Menschheit. Ihm weihten beide, obwohl auf den verschiedensten Wegen, alle ihre Gedanken und Bestrebungen; beiden schien alles das entbehrliche Ueppigkeit oder häßliche Unsitte, was nicht dahin führte. Beide haben eine schöne Klarheit des Geistes, eine beneidenswürdige Ordnung und Einfalt der Gedanken; sie

1. Charles-Irénée Castel de Saint-Pierre, geb. 18. Februar 1658, 1695 aufgenommen in die Akademie. 1712 war er beim Kongreß von Utrecht Zeuge der Schwierigkeiten, die der Friedensschluß machte. Er faßte damals den Gedanken eines ewigen Friedens und setzte sogleich die Artikel des Vertrages auf. In einem Aufsatz Polysynodie lobte er die Regentschaft und tadelte die Regierung Ludwigs XIV. Daraufhin wurde er am 5. Mai 1718 aus der Akademie gestoßen (s. Z. 7). In allen Zweigen der Staatswissenschaft sann er auf humane Verbesserungen. Gest. 29. April 1743. Seine Schriften s. Biographie Universelle, nouv. Ed. Paris et Leipzig. 37. Bd., S. 389. — 12. ein duldender Minister, der Kardinal Dubois. Unter dem Titel: Rêves d'un homme de bien erschien 1750 ein Auszug aus St. Pierres Schriften. Eloge S. 113. — 14 f. D'Alembert, Eloges lus dans les séances publiques de l'Academie Française. Paris 1779. Eloge de l'Abbé de Saint-Pierre. — bienfaisance und gloriole, Eloge S. 108, 109.

sind von allem Leidenschaftlichen so fern und los; es verdrießet sie nicht, Eine Sache oft, meistens mit denselben Worten zu sagen, damit man sie fassen und ja nicht vergessen möge, daß auch in diesen liebenswürdigen Fehlern sie einander ähnlich erscheinen. Der letzte Zweck ihrer Bemühungen ist ganz derselbe.

Comenius, wissen Sie, war der letzte Bischof der Böhmischen Kirche. Er lebte in den traurigen Zeiten des dreissigjährigen Krieges, da mit ihm so viele, viele Familien auf die härteste Weise vertrieben wurden; seit welcher Zeit dann diese blühenden Gemeinen nie mehr zu einigem, geschweige zu ihrem alten Flor gelangten. Wollen Sie Ihr Inneres sanft und schrecklich erschüttert fühlen, so unterrichten Sie sich über den Zustand dieser Gemeinen von ihrer Entstehung an und endigen mit dieser traurigen Verstoßung. Keine Gemeine Deutschlands ist mir bekannt, die mit so reinem Eifer für ihre Sprache, für Zucht und Ordnung bei ihren Gebräuchen sowohl, als in ihrem häuslichen Leben, ja für Unterweisung und Aufklärung im Kreise ihres Nothwendigen und Nützlichen gesorgt, gestritten, gelitten hätte, als diese. Von ihr aus entsprang jener Funke, der in den dunkelsten Zeiten des härtesten geistlichen Despotismus Italien, Frankreich, England, die Niederlande, Deutschland wie ein Feuer durchlief, und jene vielnamigen Albigenser, Waldenser, Lollarden u. f. weckte. In ihr ward durch Huß und andre der Grund zu einer Reformation gelegt, für die ihre Sprache und Gegenden eine Nationalreform hätte werden können, wie keine es in Deutschland ward; bis auf Comenius strebte dahin der Geist dieser Slavischen Völker. In ihr ist eine Wirksamkeit, eine Eintracht und Tapferkeit gezeigt worden, wie ausser der Schweiz diesseit der Alpen nirgend anders; und es ist kaum zu zweifeln, daß wenn man sich vom zehnten, vierzehnten Jahrhundert an diese Thätigkeit nur einigermaassen unterstützt gedenket, Böhmen, Mähren, ja überhaupt die Slavischen Länder an der Ostseite Deutschlands, ein Volk worden wären, das seinen Nachbarn andern Nutzen gebracht hätte, als den es jetzt seinen Oberherren zu bringen vermag. Die Unvernunft und Herrschsucht der Menschen wollte es anders. Eine Ilias beweinenswürdiger Umstände tritt dem Geschichtforscher vor Augen, über die der Freund der Ordnung und des Fleißes seufzend erröthet. Comenius betrug sich bei Allem mit der Würde eines apostolischen Lehrers.

Der Flüchtling nahm seine Jugendbeschäftigung vor; er ward

ein Lehrer der Jugend, aber in einer großen Aussicht. Seine Grundsätze: „Kinder müßten mit Worten zugleich Sachen lernen; nicht das Gedächtniß allein, sondern auch der Verstand und Wille, die Neigungen und Sitten der Menschen müßten von Kindheit auf gebessert werden; und hiezu sei Klarheit, Ordnung der Begriffe, Herzlichkeit des Umganges vor Allem nöthig", diese Grundsätze sind so einleuchtend, daß Jeder sie in Worten vorgiebt, ob er sie gleich eben nicht in Comenius Geist und Sinne befolget. Dieser griff zur That; er gab seine Janua, er gab einen Orbis pictus heraus, die zu seiner Zeit eine unglaubliche Aufnahme fanden, in wenigen Jahren in eilf Sprachen übersetzt wurden, seitdem unzähliche Auflagen erlebt haben und eigentlich noch nicht übertroffen sind: denn haben wir jetzt nach anderthalbhundert Jahren annoch ein Werk, das für unsre Zeit völlig das sei, was jene unvollkommenen Werke für ihre Zeit waren? Im ganzen Nord-Europa erregte Comenius Aufmerksamkeit auf die Erziehung; der Reichstag in Schweden, das Parlament von England beachtete seine Vorschläge. Nach England ward er gerufen; von Schweden aus sprach der große Canzler, Axel Oxenstirn mit ihm; er ward zu Ausarbeitung derselben unterstützt; und obwohl, wie leicht zu erachten war, eine Hauptreform der Erziehung in Comenius Sinn aus zehn Ursachen nicht zu Stande kommen konnte, zumal im damaligen Zeitalter hundert Unglücksfälle dazwischen kamen, so hatte Comenius dabei seine Mühe doch nicht ganz verlohren. Seine Vorschläge (obgleich die meisten seiner Werke uns die Flamme geraubt hat,) sind ans Licht gestellt, ja sie liegen größtentheils, (so einfach sind sie,) in aller Menschen Sinne; nur erfordern sie Menschen von Comenius Betriebsamkeit und Herzenseinfalt zur Ausführung. Wenn er auflebte, und unsre neue Erziehung betrachtete, was würde der fromme Bischof zu mancher Marketenderei sagen?

Sein Plan ging indeß noch weiter. Er sahe, daß keine Erziehungsreform ihren Zweck erreichte, wenn nicht die Geschäfte

10. Janua linguarum reserata. 1631. — Orbis pictus, zuerst 1657 Nürnberg, 1659 2. Auflage. — 19 f. Nach England ... gerufen, Samuel Hartlib, „ein nach England verschlagener Preuße", setzte sich mit Comenius in Korrespondenz, ließ dessen Prodromus Pansophiae, den Comenius ihm geschickt hatte, 1639 in London ohne Genehmigung des Verfassers drucken. Herbst 1641 kam Comenius nach England, ohne in den politischen Wirren ein bleibendes Resultat erzielen zu können. — von Schweden ... mit ihm, er antwortete auf den 1638 aus Schweden an ihn ergangenen Ruf durch Übersendung des Werkes „Didactica magna sive Omnes omnia docendi artificium".

verbessert würden, zu denen Menschen erzogen werden; hier griff er das Uebel in der Wurzel an. Er schrieb eine Panegersie, einen allgemeinen Aufruf zu Verbesserung der menschlichen Dinge, in welchem ihm St. Pierre an Ernst, und (ich möchte sagen) an heiliger Einfalt selbst nachstehen möchte. Er ladet aufs menschlichste dazu ein; meint, es sei ja Unsinn, Glieder heilen zu wollen, ohne den ganzen kranken Leib zu heilen; ein gemeinschaftliches Gut sei eine Gemein-Freude; gemeine Gefahr fodre auch gemeinschaftliche Sorge, und schlägt Mittel zur Berathschlagung vor. Die menschlichen Dinge, die er für verderbt hält, seyn Wissenschaften, Religion und Staatseinrichtung. Ihrer Natur nach bezeichneten sie den Charakter unsres Geschlechts, (Humanität,) mithin die eigentliche Menschheit, indem Wissenschaft den Verstand, Religion den Willen, die Regierung unsre Fähigkeit zu wirken, bestimmen und bessern sollte. Aller Menschen Bestreben gehe dahin: denn jeder wolle wissen, herrschen, und genießen; edlere Seelen seyn nach der edelsten Macht, der wahren Wissenschaft, und einer unzerstörlichen Glückseligkeit begierig; sie zu befördern opferten sie Kräfte, Mühe, ihr Leben selbst auf. In uns liegen also ewige Wurzeln zu einem Baume der Wissenschaft, der Macht und des Glücks; Philosophie solle uns Weisheit, politische Einrichtung den Frieden, Religion innere Seligkeit geben; diese drei Dinge seyn nur Eins; sie könnten nie von einander, nie vom Menschen gesondert werden, ohne daß er ein Mensch zu seyn aufhöre. Sie ziemten ihm allerwege und allenthalben. —

Jetzt zeigt Comenius, wie und wodurch alle drei verderbt seyn. Der Verstand werde von wenigen wenig gebraucht; der Wille unterliege den Begierden; man suche Reichthum, Ehre, Lust, Eitelkeiten, Schatten der Dinge; man suche sich außer- nicht in sich selbst. Man wisse nicht, was man wollen, thun, wissen solle; man theile sich in philosophische, politische Religionssecten; man streite, ohne einander zu überzeugen, und doch sei es das einzige Zeichen, daß man selbst weiß, wenn man andre überzeuget. Die Weisheit werde in Bücher gekerkert, nicht in der Brust getragen; unsre Bücher seyn also weise, nicht wir. Selten habe man bei

2. Er schrieb eine Panegersie, Comenii Historia Fratrum Bohemorum etc. Accedit Eiusdem auctoris Panegersia ... c. praef. Jo. Erancisci Buddei. Halae 1702. — 10 f. Die menschlichen ... Staatseinrichtung, s. Praefatio ad Europaeos Kap. VI, dann Kap. IV, S. 12. — 11 f. Ihrer ... Geschlechts, Kap. IV, 12. — 20 ff. In uns liegen rc., Kap. IV, 23—26. — 26 ff. Kap. V, 7.

der Wissenschaft einen wahren Zweck; man lerne, um zu lernen, oder noch zu thörichtern Absichten. Das Band der Sprache sei zerrissen; und noch habe keine einzige Sprache ihre Vollkommenheit erreicht. Die Gebrechen, deren er die Religion zeihet, führt er nur kurz und mit Bedauren an, da sie zu offen am Tage liegen. In der Politie meint er: nichts könne regieren, als das Rechte, niemand andre regieren, als der sich selbst zu regieren weiß. Menschen-Regierung sei die Kunst der Künste; ihr Zweck sei Friede. Mithin zeugen alle Kriege und Unordnungen der menschlichen Gesellschaft, daß diese Kunst noch nicht dasei; weder zu regieren, noch regiert zu werden wüßten die Menschen; von welchen Verderbnissen er sowohl die Ursachen, als die Schändlichkeit und den Schaden klar vorlegt. —

Von jeher, fähret er fort, sei das Bestreben der Menschen dahin gegangen, diesen Uebeln abzuhelfen; und zeigt mit großem Verstande, sowohl was man bisher dazu gethan und auf welchen Wegen man's angegriffen habe, als auch weßhalb diese Mittel unhinreichend oder unwirksam geblieben. Indessen sei der Muth nicht aufzugeben, sondern zu verdoppeln. Manche Krankheiten tilge die Zeit; in der verdorbenen Menschheit sei der Trieb zu ihrer Verbesserung unaustilgbar, und auch in den wildesten Abwegen wirksam. Nur müsse die Menschheit ihr wahres Gute, so wie die Mittel dazu, ganz und rein kennen lernen; sie müsse von den Ketten böser Gewohnheiten befreiet werden, und nicht eher nachlassen, bis sie in einer Allgemeinheit zum Zweck gelange. Zu dieser Harmonie wirke selbst der Haß der Sekten, ihre bittre Verfolgungen und Kriege gegen einander in Wissenschaften, Religion und Regierungsanstalten; alles zeige, daß eine große Veränderung der Dinge im Werk sei. Ohne Uns könne diese Veränderung keine Verbesserung werden; wir müßten zu ihr und zwar auf bisher unversuchten Wegen, auf dem Wege der allgemeinen Einheit, Einfalt und einer freien Entschliessung (Spontaneität) mitwirken. Der Zweck der Einheit und allgemeinen Verbindung liege in unserm Geschlecht; nur durch Einfalt könne unser Verstand, Wille und Handlungsweise von ihren Verderbnissen loskommen; dahin wiese die einträchtige Norm unsrer gemeinen Begriffe, Fähigkeiten und Instincte; mittelst dieser, und dieser allein käme man ohne alle Sophisterei zum reinen Gute der

11f. von welchen ... vorlegt, Kap. VI. — 13ff. Kap. VII. — 29ff. wir müßten ... mitwirken, Kap. IX.

Wahrheit. Freiheit des Willens endlich sei der Charakter des Göttlichen in uns; Gott zwinge nicht, und wolle nicht, daß Menschen gezwungen, sondern gelehrt, geleitet und unterstützt werden. So weit wir vom Wege der Einigkeit, Einfalt und Sinnesfreiheit abgewichen seyn: so sei eine Rückkehr dahin möglich, sobald wir uns nur vornähmen, ohne Ausschließung Alles, für Alle, auf alle Art und Weise zu verbessern. In diesen drei Worten liege das ganze Geheimniß: (omnia, omnibus omnimode esse emendanda) denn alle bisherige Vereitelung guter Bemühungen sei blos daher gekommen, daß man nicht Alles, nicht für Alle, nicht auf alle Weise habe verbessern wollen, sondern zurückbehalten, geschont, geschmeichelt und dadurch das Böse oft ärger gemacht habe. Das Studium zu particularisiren sei die ewige Grundlage der Verwirrung; jeder rathe, sorge für sich, für alle niemand. Man schaue gewöhnlich auch nicht rings umher, sondern dieser auf dies, jener auf jenes; dafür sei er entbrannt, und vergesse, hindere, verachte alles andere. Am wenigsten habe man den ganzen Apparat von Kräften und Mitteln angewandt, dessen die Menschheit fähig ist, ja den sie wirklich im Besitz hat. Sehr ernstlich begegnet Comenius den Einwürfen, daß eine allgemeine Verbesserung unmöglich sei, und ein Unternehmen der Art zur Zerstörung aller bisherigen Einrichtungen gereichen würde. Möglich sei sie allerdings; das zeigte die Haushaltung der Natur, der Begrif der Kunst, die Identität der Menschheit; auf dem Wege der Einfalt werde man die Möglichkeit einer solchen Verbesserung wohl finden; denn sie liege allenthalben vor uns, und die Einfalt selbst sei das wirksamste Gegengift aller Verwirrung. Auch den freien Willen der Menschen glaubt Comenius auf seiner Seite zu haben, sobald man sie nur nicht täuschte, sondern in Allem für Alle rein sorgte. Nichts als das Schlechte würde zerstört; nur das Ueberflüßige würde hinweggethan; das Gute bliebe, mit unendlich vielem, neuen Guten vermehrt, verstärkt, vereinigt. Hiezu ladet er nun in der einfältigsten Herzenssprache die Menschen ein; der Bischof spricht zur gesammten Menschheit, wie zu seiner Gemeine. —

Glauben Sie nicht, daß dergleichen Utopische Träume, wie man sie zu nennen pflegt, Nutzlos seyn: die Wahrheit, die in

8f. omnia ... emendanda, Kap. IX, 25.

ihnen liegt, ist nie Nutzlos. Dem Comenius konnte man sagen, was der Cardinal Fleury dem St. Pierre sagte, da dieser ihm sein Project des ewigen Friedens und des Europäischen Reichstages überreichte: „Ein wesentlicher Artikel ist darinn vergessen, die Missionarien nämlich, die das Herz der contrahirenden Fürsten zu diesem Frieden und zu diesem Reichstage disponiren;“ allein wie St. Pierre sich bei seinem Project auf den großen Missionar, die allgemeine Vernunft, und ihre Dienerin, die Zeit, oder allenfalls die Noth verließ; so wahrscheinlich auch Comenius. Er schrieb eine Consultation, (ich weiß nicht, ob er sie umhergesandt habe) die sogar erst dreissig Jahre nach seinem Tode gedruckt ward.*) Da sie wenige Bogen enthält, wünschte ich, daß sie übersetzt erschiene, wenn auch nur zum Zeichen, wie anders man damals über die Verbesserung der Dinge schrieb, als man jetzt zu schreiben gewohnt ist. Fromme Wünsche der Art fliegen nicht in den Mond; sie bleiben auf der Erde, und werden zu ihrer Zeit in Thaten sichtbar. Es schweben nach Ariostos schöner Dichtung immerdar einige Schwäne über dem Fluß der Vergessenheit; einige würdige Namen erhaschen sie, ehe diese hineinsinken, und schwingen sich mit ihnen zum Tempel des Andenkens empor. —

Ich lege Ihnen einen Aufsatz bei, der mir Namenlos zukam; theilen Sie ihn unsern Freunden mit. Er ist nicht mit Comenischem Geist geschrieben; es läßt sich aber Manches darüber sagen.

Haben wir noch das Publicum und Vaterland der Alten?

I.

Haben wir noch das Publicum der Alten?

Um eine vorgelegte Frage zu beantworten, muß man sie erst verstehen. Also:

Was ist Publicum? Ein sehr unbestimmter Begriff, der, wenn man alle Eigenheiten des einzelnen Gebrauchs und Miß-

*) Comenii hist. fratrum Bohemorum: accedit Ej. Panegersia, de rerum humanar. emendatione, ed. Buddeus Halae 1702. Rieger in seiner Geschichte der Böhmischen Brüder führt an, daß in der Waisenhausbibliothek zu Halle noch mehrere Handschriften von Comenius daseyn sollen; wären nicht einige davon für unsre politisch-pädagogische Zeiten des Drucks werth? A. d. H.

17. nach Ariosto's schöner Dichtung, Canto XXXV, 14—16. D.

brauchs seiner Benennung absondert, ein allgemeines Urtheil, wenigstens eine Mehrheit der Stimmen in dem Kreise, in welchem man spricht, schreibet oder handelt, zu bezeichnen scheinet. Es giebt ein reales und ideales Publicum; jenes, das gegenwärtig um uns ist, und uns seine Stimme wo nicht zukommen läßt, so doch zukommen lassen kann; das ideale Publicum ist zuweilen so zerstreut, so verbreitet, daß kein Lüftchen uns aus der Entfernung oder aus der Nachwelt, den Laut seiner Gedanken zuführen mag. Bei jeder Gattung des Publicums aber denket man sich ein verständiges, moralisches Wesen, das an unsern Gedanken, an unserm Vortrage, an unsern Handlungen Theil nimmt, ihren Werth und Unwerth zu schätzen vermag, das billiget oder mißbilliget, das wir also auch zu unterrichten, eines Bessern zu belehren, in Ansehung seines Geschmacks zu bilden und fortzubilden uns unterfangen dürfen. Wir muntern es auf, wir warnen; es ist uns Freund und Kind, aber auch Lehrer, Zurechtweiser, Zeuge, Kläger und Richter. Belohnung hoffen wir von ihm nicht anders als durch Beifall, in Empfindungen, Worten und Thaten.

Unter den Alten verstehet man in Ansehung der Kunst die Griechen, in Ansehung der Literatur Griechen und Römer, in Ansehung alles dessen aber, worüber das Publicum gefragt oder belehrt werden kann, jede Nation, die in früheren Zeiten auf uns gewirkt hat, mit der wir uns hier oder dort in Ansehung gefällter Urtheile zu vergleichen, zu messen haben. Man siehet, daß in diesem Gesichtspunkt sowohl die Hebräer, als die sogenannten Barbaren des Mittelalters von unsern Alten nicht ausgeschlossen sind: denn diese haben viele Meinungen unsres Publicums, und in Manchem seinen ganzen Geschmack constituiret.

Wer sind nun die Wir, die sich mit diesen Alten vergleichen? Im Ganzen möchte man die jetzige Generation der Menschen darunter verstehen. Da diese doch aber in einen Gesichtskreis oder gleichsam in einen großen Saal beschränkt werden muß, um Zuschauerin, Hörerin, Urtheilerin, Richterin zu werden: so wird dieser Kreis bald sehr weit, bald sehr enge genommen; ja vom weitesten Kreise, den unsre Einbildung kaum fassen mag, wird oft behauptet, was nur dem engesten, einem sehr auserlesenen Kreise gebühret. Aus Erfahrungen seiner Landes- und Stadtwelt spricht man gemeiniglich für die Christenheit, für Europa, für

Welt und Nachwelt, an denen man sich immer eine mystische Person oder Versammlung, eine aufgeklärte oder aufzuklärende Gemeinheit denket. Um allen aus dieser Verwirrung entspringenden Mißverständnissen zu entweichen, wird's also nöthig seyn, jedesmal den Gesichtskreis zu bestimmen, und in Absicht jeder Frage, die an ein Publicum gelangt, Zeiten und Völker zu unterscheiden.

1. Vom Publicum der Ebräer.

Das Ebräische Volk ward von seinem Ursprunge an als ein genetisches Individuum, als Ein Volk betrachtet. Der sterbende Stammvater sprach zu seinen Söhnen für die ganze Reihe zukünftiger Zeiten; ja ehe der Sohn des Stammes gebohren war, geschah schon dem ganzen zukünftigen Volk die Verheißung. Als es in vielen Tausenden um den Berg Sinai gelagert dastand, sprach der Gesetzgeber im Namen seines Gottes zu ihm, als zu Einer Person, die dieses Gottes Knecht und gerettetes Kind sei; und da er vor seinem Lebensende dies Gesetz wiederholte, ließ er das Volk als Einen Mann geloben. Er foderte von ihm Achtung und Liebe des Gesetzes als von Einem moralischen Wesen. So sprachen alle Propheten, denen der Gesetzgeber ausdrücklich Raum zu dieser Stimme ans gesammte Volk, als an Ein Eigenthum Gottes gelassen hatte. So klein der Kreis seyn mochte, in dem mancher Prophet sprach, oder zu seiner Zeit schrieb, so groß wird er dieser seiner Idee nach. Der Bote seines Gottes spricht zum Sohne Jacob, zum Knecht Israel für alle Zeiten. Daher der hohe, weitschallende Ton des Patriotismus in den Ebräischen Psalmen und Propheten. Wo und in welcher Sprache sein Nachhall ertöne: er ergreift das Herz; ein Publicum wird lebendig. Man findet sich in einer Versammlung, in der Einer für Alle steht, Alle für einen. Die Last der Gebote, Segen und Fluch trägt das ganze Volk auf seinen Schultern. Danklieder tönen von Allen empor; auch über die kleinsten Begegnisse des Individuum werden sie angenommen, weil dies Individuum zum ganzen Volk gehöret. So trägt in den Bestrafungen der Propheten jeder Israelit die Schuld des Andern; der Trost des Andern kommt auch ihm zustatten; gemeinschaftliche Wünsche, eine gemeinschaftliche Aussicht erhebt das Herz des freudigen und des gedrängten Volkes. Auch seitdem Israel unter alle Nationen zerstreut ward, ist dieser Prophetenton

eines Nationalpublicum nicht verhallet. Alle seine Gesänge und Gebete sprechen noch zu Gott mit der Stimme eines verlohrnen Kindes, eines gedemüthigten Knechtes. Wenn ein Geist der Poesie, der Lehre, der Ermahnung in diesem Volke wieder aufleben sollte, so kann er nicht anders als in solchem Ton zum Volk singen und reden

Haben Wir dies Publicum der Ebräer? Mich dünkt, jedes Volk habe es durch seine Sprache. Diese ist ein göttliches Organ der Belehrung, Strafe und Unterweisung für Jeden, der für sie Sinn und Ohr hat. Das Band der Zunge und des Ohrs knüpft ein Publicum; auf diesem Wege vernehmen wir Gedanken und Rath, wir fassen Entschliessungen, und theilen mit einander Belehrung, Leid und Freude. Wer in derselben Sprache erzogen ward, wer sein Herz in sie schütten, seine Seele in ihr ausdrücken lernte, der gehört zum Volk dieser Sprache. Ich vernehme noch Ottfrieds Stimme; die Kern- und Biedersprüche mancher alten Deutschen, die den Charakter meines Volks in sich tragen, sprechen zu mir; Kaisersberg, Luther predigt mir noch; und was auch von andern Nationen in meine Mundart meisterhaft überging, ist die Stimme eines Publicums worden, zu dem auch ich gehöre. Meine Stimme, so schwach sie sei, bewegt auch Wellen dieses ätherischen Weltmeers. Von den Millionen die Deutsch reden und lesen, werden auch mich einige verstehen und hören, wären es nur so viel als Persius sich anmaaßet, aut duo aut nemo; auch diese Zwei, lobend oder tadelnd, erregen ihre Wellen weiter. Im Publicum der Sprache hat sogar der Niemand ein Ohr; er lernt von- oder an mir, und spricht weiter. Und dies Publicum breitet sich fort, so lange die Sprache, selbst mit Veränderungen, dauret, bis sie verständlich zu seyn aufhöret. Kein Gesetz kann diesen Fortgang verbieten, keine Macht ihn aufheben, bis die Sprache vertilgt ist; und ehe diese vertilgt wird, dazu gehören allmächtige Kräfte der Zeiten.

Nicht der Schriftsteller gehöret zu diesem Publicum allein, sondern auch der mündliche Unterweiser, der Gesetzgeber, der Feldherr, der Redner und Ordner. Mittelst der Sprache wird eine Nation erzogen und gebildet; mittelst der Sprache wird sie Ord-

16. Otfried (Mönch von Weißenburg) gab gegen 870 die „Evangelien“ (eine Paraphrase) in fünf Büchern heraus. — 18. Geiler von Kaisersberg, 1478—1510 Prediger im Straßburger Münster — 24. Persius, Sat. I_3 f. Herder S. W. S. XXVI, S. 285. Dies Zitat schon in der Jugendabhandlung desselben Titels. S. W. S. I, S. 21.

nung- und Ehrliebend, folgsam, gesittet, umgänglich, berühmt, fleißig und mächtig. Wer die Sprache seiner Nation verachtet, entehrt ihr edelstes Publicum; er wird ihres Geistes, ihres inneren und äußeren Ruhms, ihrer Erfindungen, ihrer feineren Sittlichkeit und Betriebsamkeit gefährlichster Mörder. Wer die Sprache eines Volks emporhebt, und sie zum kräftigsten Ausdruck jeder Empfindung, jedes klaren und edlen Gedankens ausarbeitet, der hilft das weiteste und schönste Publicum ausbreiten, oder in sich vereinigen und fester gründen.

Daß unser Deutschland durch seine Sprache sich dies Publicum in solchem Umfange, mit solcher Festigkeit gegründet habe, wie es hätte geschehen mögen, ist sehr zu zweifeln. Ganze Länder sind davon abgerissen; Provinzen und Kreise verstehen einander kaum, nicht nur nicht in Reden, sondern oft selbst nicht in Schriften. Was in manchen Gegenden für Witz gilt, wird in andern als niedriger Scherz verachtet; das Ganze hat so wenig einen gemeinschaftlichen Schritt in der Kultur gehalten, daß schwerlich eine Vorstellungsart zu finden wäre, die auf alle Theile desselben, als auf Ein gemeinsames Publicum, mit gleicher Macht wirkte. Nicht aber nur Provinzen und Kreise, selbst Stände haben sich von einander gesondert, indem seit einem Jahrhunderte die sogenannten obern Stände eine völlig fremde Sprache angenommen, eine fremde Erziehung und Lebensweise beliebt haben. In dieser fremden Sprache sind seit einem Jahrhunderte unter den genannten Ständen die Gesellschaftsgespräche geführt, Staats-Unterhandlungen und Liebeshändel getrieben, öffentliche und vertraute Briefe gewechselt worden, so daß wer einige Zeilen schreiben konnte, solche nothwendig vormals italienisch, nachher französisch schreiben mußte. Mit wem man Deutsch sprach, der war ein Knecht, ein Diener. Dadurch also hat die Deutsche Sprache nicht nur den wichtigsten Theil ihres Publicums verlohren, sondern die Stände selbst haben sich dergestalt in ihrer Denkart entzweiet, daß ihnen gleichsam ein zutrauliches gemeinschaftliches Organ ihrer innigsten Gefühle fehlet. Beide sind auf ihrem getrennten Wege nicht so weit fortgeschritten, als sie in Wirkung und Gegenwirkung auf einander hätten kommen mögen, indem der Eine Theil meistens an Phrasen, an Worten ohne Gegenstand, leer von innerer Bildung hangen bleiben mußte; dem andern hingegen bei aller Mühe des Fortstrebens ewig und immer eine Mauer entgegengestellt war,

an welcher leere Schälle zurückprallten. Ohne eine gemeinschaftliche Landes- und Muttersprache, in der alle Stände als Sprossen Eines Baumes erzogen werden, giebt es kein wahres Verständniß der Gemüther, keine gemeinsame patriotische Bildung, keine innige Mit- und Zusammenempfindung, kein vaterländisches Publicum mehr. Entweder bequemt man sich nach der fremden Denkart des Andern, und buhlt ohne Dank und Kraft um dessen leere Vorstellungsweise, wie um einen nichtigen Schatten; oder man spricht und schreibt nicht für ihn; er ist ein todtes oder ein hinderndes, oft feindlich-wirkendes Glied der Gemeine. Wenn die Stimme des Vaterlandes die Stimme Gottes ist, so kann diese zu gemeinschaftlichen, allumfassenden, und aufs tiefste greifenden Zwecken nur in der Sprache des Vaterlandes tönen; sie muß von Jugend auf, durch alle Classen der Nation, an Herz und Geist erklungen seyn; so nur wird durch sie ein Publicum, verständig und verstanden, hörend und hörbar. Jede fremde bleibt eine entzweiende Samaritersprache.

2. Publicum der Griechen.

Daß dem also sei, wollen wir schöner an den Griechen lernen. Wahrscheinlich war ihre Sprache Anfangs so ungebildet, als jede Volkssprache in rohen Zeiten; da stieg Calliope, da stiegen Götter vom Himmel hernieder. Merkur erfand die Lyra; die Cither begleitete Apollo mit herzerweckendem Gesange; mehreren Söhnen der Muse folgte Baum und Fels, es horchten ihnen Ströme; kurz, (ohne Fabel zu reden,) Poesie mit Musik begleitet erschuf und bildete sich ein Griechisches Publicum, in einer feinern Sprache, und einer feineren Gedankenweise. Die Fabelnamen Orpheus, Linus, Musäus sind in Absicht der Wirkung, die sie hinterliessen, keine Fabelnamen; die Form ihrer Götter- und Menschengestalten, die Melodie ihrer Weisheitsprüche und Lehren, der rhythmische Gang ihrer Empfindungen und Bilder ward dem Ohr, dem Gedächtniß der Hörenden eingepräget, und ging von Munde zu Munde, endlich auch in Schriften und Gebräuchen auf die spätere Nachwelt. Die Gesänge, die Homer und andre Rhapsoden in kleineren Kreisen sangen, waren nicht verhallet; sie kamen gesammlet nach Athen, sie erklangen am Panathenäischen Feste. Die Hymnen der Homeriden, Lieder und Chorgesänge der verschiedensten Art, dichterische und musikalische Wettstreite zierten

und kränzten jede Volksversammlung, jedes öffentliche Spiel, jede feierliche Religions- und Staatshandlung. So ward ein Publicum der Griechen für Poesie; bald auch für Prose. Herodot las seine Geschichte dem versammleten Griechenlande, wie so viele Dichter vor ihm ihre Gedichte größeren oder kleineren Kreisen gesungen hatten: denn selbst die Gastmahle der Griechen hatten eine Art frölicher Publicität, und waren nicht ohne Musen. Auf diesem Wege entstand das Griechische Schauspiel, das allen seinen Theilen nach ein Publicum voraussetzte, und ein Publicum vergnügte. Auf diesem Wege gelangte die Griechische Kunst zu ihrer Höhe: die Muse, die dem Künstler seine reinen, hohen Ideen eingab, hatte sich auch Gelegenheiten, Oerter und Plätze geheiligt, wo sie solche mit Würde zeigen und einem dazu gestimmten Volk sichtbar machen konnte. Selbst in die Berathschlagungen und Zänkereien vor Gericht ging Redekunst als ein Hauptserforderniß über. Indem Alles vorm Publicum verhandelt wurde, so ward dies Publicum durch Rede gefesselt, durch Kunst der Rede geführt und gelenket.

Haben Wir dies Publicum der Griechen? Nein; und in mehreren Stücken ists vielleicht gut, daß wir es nicht haben. Wo über Krieg und Frieden, über Leben und Tod der Beklagten, über Verdienst und Belohnung die Kunst der Rede gebieten darf; wie vielen Verleitungen ist und bleibt die Seele eines unerzogenen Volks ausgesetzt, die mit ihrem ganzen Urtheil im Ohre wohnet! Die Geschichte der Griechischen Republiken, insonderheit Athens, zeigt uns davon eine große Gallerie fürchterlich-schön gemahlter Beispiele, bei deren Ueberblick mancher Nordländer oft mit frohem Schauder sagen wird: „o der leichtsinnigen Griechen! Wohl uns! diese Zeiten sind vorüber!“ Ein Gleiches wird er vielleicht von den Religions- und Staatsfeierlichkeiten, den öffentlichen Spielen, Tänzen, Uebungen und Wettkämpfen, vielleicht auch vom ganzen Theater in Athen sagen. Und allerdings gehört Alles dorthin und in jene Zeiten.

Aber warum hätten wir denn ein Theater, wenn wir kein Publicum fürs Theater haben mögen? Warum hätten wir Kunst, wenn es nicht die Griechische seyn kann? Warum unterfingen wir uns, Vergnügungen des Geschmacks zu haben, wenn es kein Publicum des Geschmacks geben soll? Warum endlich spielen wir mit Musik, Redekunst, Poesie und Sprache, wenn diese nicht zu

Zwecken angewandt werden, zu denen sie, allein und verbunden, eigentlich bestimmt und geschaffen sind? Ihrer Natur nach erfordern sie ein Publicum; ohne solches sind sie todt und begraben.

Ein Hymnus z. B. gehört seiner Natur nach für eine Versammlung. Der Dichter, der diese nicht um sich erblicket, nimmt Himmel und Erde, Wälder und Felsen zu seinen Zuhörern und Zeugen. Die Stimme eines Lyrischen Dichters rufet ein Publicum an und auf. Der Sänger, ja selbst der Geschichtschreiber großer Begebenheiten fodert einen Kreis von Männern, Weibern, Jünglingen und Kindern um sich her, denen seine Begebenheiten in Ohr und Seele tönen. Sie öfnen ihm nicht etwa nur eine Bühne, auf der er in ihrem Beifall seinen ganzen Ruhm ernte, sondern ihre Gemüther selbst sind seine Arena, der Schauplatz, das Ziel, das Maas seiner Wirkung. Die Scene, die der Epische Dichter nicht also beschreibt, daß sie den Augen des Zuhörers sichtbar wird, also daß auch in der Seele der Handelnden mit gehaltenem Interesse alles vor seinen Augen vorgehet, ist keine Epische Scene; die Begebenheit, die der Geschichtschreiber im Zusammenhange ihrer Folgen, wo möglich auch ihrer Ursachen, nicht also gegenwärtig zu machen weiß, daß dem Zuhörer sein eignes, klares Urtheil darüber reifet, ist eine mangelhaft-erzählte Geschichte. Der Lyrische Dichter, der mit seiner Kunst in der Seele des Hörenden nicht den Grad von Theilnehmung trift, auf den seine Kunst, als auf den Punkt ihrer Vollkommenheit rechnet, hat auf ein Nichts gearbeitet, und verfehlt seine Wirkung. Alle diese Productionen also wollen ein Publicum, aus welchem sie gleichsam hervor- auf welches sie zurückgehen, aus welchem sie die Regel ihrer Kunst nahmen.

Wo sind nun in Deutschland die Odeen unsrer Geschichtschreiber, unsrer Lyrischen und Epischen Dichter? Wo sind die Schulen, in denen man die edelsten Gesänge den Jünglingen ans Herz legt, und sie nebst den schönsten classischen Stellen der Alten nicht etwa blos declamirt, sondern in die Seelen schreibet? Nur was selbst Gestalt hat, kann Gestalt geben; nur Flamme kann Flamme verbreiten. Ein Athem aber kann auch aus Funken eine Flamme wecken und viele todte Kohlen entzünden. An glühenden Funken hat es Deutschland nicht gefehlet; sie sind aber nie zur Flamme angefacht worden. Der sogenannte Minnegesang war

Hofgeschmack; er ging vorüber. Die Zeiten der Reformation brachten flehende Gefahr-, dankende Lobgesänge in den Mund vieler; sie gingen mit der Gefahr vorüber. Der dreissigjährige Krieg weckte Stimmen mancher Art für beide Partheien; die Feldherrn der Ligue wurden eben sowohl, als die Feldherrn und Retter der Union gepriesen, und unter den letzten sind die Namen eines Ernst von Mansfeld, Christian von Anhalt, Johann Ernst und Bernhards von Weimar, Gustav Adolphs, Georgs von Baden der deutschen Muse nicht fremde geblieben. Leider aber ist diese keine Tochter Mnemosynens, oder sie ist von ihr zwischen Schlaf und Wachen erzeuget. Nach dem Westphälischen Frieden vergaß man aller Gefahr, und hat über hundert Jahre, dann und wann unsanft aufgerüttelt, sanft geschlafen. Alle weckende Stimmen, leise und lauter, sind vergebens gewesen; unsre Dichter waren oder hiessen Versmacher, Reimschmiede; seit einem halben Jahrhundert las man Voltaire, und ließ die Deutsche Geschichte erröthen und schweigen. Sie schweigt noch, und darf an eine Geschichte des Deutschen Geschmacks, der Deutschen Cultur, der Deutschen Festivitäten und Lustbarkeiten nicht ohne Beschämung denken.

Auf dem Theater wird ein Publicum oder ein Theil desselben einem andern Publicum zur Schau vorgestellt; offenbar war dies die Idee der Griechen, im Trauerspiel mit dem Chor, im Lustspiel mit dem einzeln- oder in Masse personificirten Volke. Theater und Zuschauer hingen also wie Bild und Abbild, wie Seele und Körper zusammen; sie wirkten an- und gegen einander; Eins wurde durch das andre gehoben und belebet. In Italien und Frankreich (England kenne ich nicht) ist dies auf den besten Bühnen auch also: daher der Theatergeschmack in diesen Ländern solang' umherirrte, bis er einen Punkt der Vereinigung mit seinem Publikum fand, und sich entweder durch musikalisches oder durch dramatisches Spiel in eine Mitte des Gebens und Nehmens, des gegenseitigen Genusses und Belehrens setzte. Ich zweifle, ob dies in Deutschland, wenige Charaktere und Scenen ausgenommen, je der Fall gewesen. Daß man es wenigstens auf die Vereinigung und gegenseitige Ausbildung des Geschmacks der Bühne und des Publicums sehr spät und äußerst selten angeleget hat, ist aus der Geschichte des Deutschen Theaters klar. Außer den alten Mysterien, Klosteragenden oder Marionetten kam die Bühne als Hoffeierlichkeit

nach Deutschland; das Volk ward hinzugelassen, sich an diesen prächtig gekleideten Hof- und Staatsrevolutionen, die hinter den Lichtern vorgingen, als Pöbel zu erbauen. An manchen Orten Deutschlands hat die Bühne diese Hoftheater-Gestalt und Verwaltung beibehalten, und stehet also ganz außer dem Gebiete der Kunst, weil sie zum Hof-Etiquette gehöret. In andern Provinzen ziehen Banden umher, (wie man die Schauspieler mit dem alten deutschen Heldennamen zuweilen noch jetzt nennet;) sie gehen, wie es die Deutschen von jeher gern thaten, aus Bande in Bande, und nehmen Dienste, nachdem sie bezahlt und gedungen werden; wäre es nicht unvernünftig und grausam, von ihnen ein Ideal der Kunst, ein correspondirendes Publicum zu fordern? Einzelne Dichter und Schauspieler haben sich, ich möchte sagen über das Mögliche, hinaufgeschwungen; sie konnten aber keine neue Welt um und vor sich schaffen; diese müssen aufführen, was jene geben, wie sie es mit andern aufführen können, und wie am Ende ihr Publicum gebietet. Da ich hier keine Kritik des Theaters schreibe, so bemerke ich nur Eins, daß bei uns, wie mich dünkt, durchs Theater das Publicum gebildet werden müsse, nicht aber durchs Publicum das Theater. Fürs Theater haben wir noch kein richtendes Publicum, eben weil die theatralische Kunst im Sinne der Griechen die Kunst der Künste ist, von der selbst nicht jeder Dichter, noch weniger jeder Liebhaber, am wenigsten endlich der sich belustigende Pöbel Begriff hat. Schmeichelt man dessen Gaum, und belustiget sich an seinem Beifall; so ist man am Rande; man verdirbt und verderbet. Welche Räume aber haben wir noch auszumessen, ehe nicht an ein gebildetes Publicum, sondern nur an die Bildung dieses Publicum nach deutscher Sitte und Lage zu gedenken ist! Und doch giebt es ausser einem mit Sinn und Wohlgefallen belebten Schauspiel kein Schauspiel; es wird ein Haus voll Puppen oder wir sind in schlechter Gesellschaft.

Soll eine Nation keine Einbildungskraft haben: so wolle man diese auch nicht wecken; sie schlummere. Wecket man sie, so bilde man sie auch aus; man lasse nur Stücke, die für sie sind, und diese auf eine Weise aufführen, daß man vom bösen Geschmack des Publicums nicht abhange, sondern diesen Geschmack ausrotte, oder ihn zum Guten lenke. In Athen entstand das Theater zu Aeschylus Zeit aus dem hohen Gefühl der Freiheit und des Sieges über den großen König; dies Gefühl stimmte die Seele

zum Anblick andrer großen Begebenheiten, die tragisch vorgestellt wurden. In Frankreich und England ist das Theater, (die Modificationen der Zeit abgerechnet,) auf ähnliche Weise entstanden: denn wenn man von großen Begebenheiten seiner Zeit hört oder lieset, so will man diese auch, durch Kunst bearbeitet, und von ihr vorgestellt, sehen. Das Publicum der Welt wird sodann von selbst ein Publicum des Theaters. Gleichergestalt fordert die Komödie, die Charaktere und Sitten vorstellt, eine anschauende Kenntniß der Nation, eine leichte Existenz, eine sich selbst bestimmende Freiheit. Der dürftige Knechtessinn ist eine mephitische Luft, in der jede Flamme erstickt wird.

*
* *

Die Philosophie der Griechen hatte eigentlich kein Publicum, wie die Künste; ihrer Natur nach hatte sie dessen auch nicht nöthig.

Die ältesten Weisen der Griechen waren Gesetzgeber; und wohl dem Volk, dessen Gesetzgeber Weise sind. Sokrates erschien in einer bedrängten Zeit: sein Publicum waren Privatgesellschaften oder einzelne Personen; seine Methode war auf die Entwickelung der Grundsätze des Wahren, Guten und Schönen in diesen einzelnen Personen berechnet. Und dieses dünkt mich sei der Zweck der wahren Philosophie, Selbstbildung. Der Lehrer kann und will dabei nur eine Hebamme unsrer Gedanken, ein Mithelfer unsrer eignen, arbeitenden Kräfte werden. Sokrates hatte seinen eignen Genius, der nachher nicht oft, aber doch hie und da z. B. in Montaigne, Addison, Franklin u. a. wieder erschienen ist, und die eigne Bearbeitung des menschlichen Geistes und Willens zum Zweck hatte. Von der Stimme des Publicums hängt diese nicht ab; vielmehr wird sie oft durch solche behindert, daher Socrates mit den Sophisten, die das Publicum stimmten und mißstimmten, fast immer im Streit lag.

Die Sokratische Philosophie gedieh zu mehreren Schulen; in diesen gab es exoterische und esoterische Zuhörer — abermals ein Unterschied, den die Natur der Sache billigt. Ein großes, unausgesondertes Publicum, das Metaphysik spricht und über Metaphysik entscheidet, ist ein Ungeheuer; und wenn man von einer Nation sagen könnte, sie habe nie für etwas als für Metaphysik Enthusiasmus gezeiget, so sagte man dieser Nation nicht viel Gutes

nach. Xenophon und Plato behandeln die Philosophie sehr vernünftig; allenthalben locken sie solche als eine Blüthe des menschlichen Geistes und menschlicher Geschäfte hervor. Der Denker Aristoteles schrieb für kein anderes Publicum, als für seine Schule; daher die ganze Form seiner Schriften. Epikur und Zeno gingen mit veränderten Grundsätzen auf gleichem Wege; jedem ihrer Schüler blieb es frei, die Metaphysik ihrer Secte an Stelle und Ort zu lassen, dagegen aber die wahre, die praktische Philosophie für Leben und Publicum desto kräftiger anzuwenden. Dies ist der wahre Sokratismus.

Wenn eine Philosophische Schule als solche aufs Publicum wirken wollte, und auch hie und da mächtig gewirkt hat, wars der Pythagoräismus; wir wissen aber, wie es ihm erging. Und was damals in kleinen zubereiteten Kreisen nicht geschah, wann wird es erfolgen? Ein philosophisches Publicum ist ein höchstes Bild, zu welchem man streben kann, das man aber ja nirgend ganz und realisirt zu erblicken glaube.

Wo also die Griechen standen, stehen wir in Ansehung des Publicums mehr und minder mit der Philosophie noch jetzt; jeder, der es seyn kann und werden will, muß sich selbst zum Philosophen bilden. Der Lehrer hält ihm die Wahrheit vor, damit er sich solche autonomisch zueigne: denn Weisheit läßt sich so wenig, als Tugend und Genie von andern lernen.

Die Schulen der Philosophie indessen, blos als Handleiterinnen betrachtet, mit welcher erstaunlichen Macht können sie aufs Publicum wirken! Ein Lehrer der Philosophie, wie er seyn soll, hat ein Reich über menschliche Seelen, in welchem er mächtiger als ein König gebietet. Er pflanzt Grundsätze, er giebt Ideen, er stellt Ideale fest, die nachher auf tausend Gedanken und Handlungen seiner Zuhörer, ja aller derer, auf welche sie wirken, erkannten und unerkannten Einfluß haben. Unsägliche Wirkungen z. B. hat die Stoische Philosophie, der Epikureismus, Platonismus, Pythagoräismus in der Reihe der Dinge hervorgebracht und wird sie hervorbringen, wenn auch unter neuen Namen, mit andern Modificationen und Formen. Solange es Vernunft und Willen im Menschen giebt: so lange wird es ein verborgenes, stilles Publicum für Philosophie geben; nur erwarte man dieses nie sichtbar auf einem Markt, oder in einer Schule.

Fassen wir, was gesagt ist, zusammen: (denn vom politischen

Publicum der Griechen wollen wir nicht reden,) so ergiebt sich, daß in Ansehung der Sprache, der Kunst und des Geschmacks gegen die Griechen, wie wir sie jetzt nehmen, wir eigentlich noch gar kein Publicum haben und gehabt haben. Mit Wohlgefallen haben wir uns eine Cultur andichten lassen, von der ganze Stände und Provinzen durchaus nichts wissen; und schlummern auf diesem erträumten Ruhme. Ich fürchte und hoffe, daß uns die Zeit aus diesem Schlummer wecken werde. Unsere Nation kennet sich schwerlich, bald ist es Religions- bald politische Parthei, bald die unübersteigliche Grenze eines Standes und Ständchens, was die Stimme, ja sogar nur den Gedanken an ein theilnehmendes Publicum, selbst in Sachen des Geschmacks und der Bildung, geschweige des allgemeinen Interesse, theilet und aufhält. Welche Werke der Wissenschaft, des Fleißes, der Vertheidigung Deutschlands oder irgend eines allgemeinen Nutzens sind zu Stande gekommen, zu denen der Beitritt eines ansehnlichern und reicheren Publicums aus mehreren oder allen Provinzen nöthig war? Die reichern Stände sind dabei jederzeit am untheilnehmendsten geblieben; und jene alten Einrichtungen, die eigentlich doch für Wissenschaften und Cultur der Nation bestimmt sind, Domkapitel und Stifte, waren sammt dem ganzen Theile der Nation, der die französische Cultur liebte, für Deutsche Wissenschaften gewöhnlich ganz todt; daher wir denn, Trotz alles Privatfleißes, Trotz mancher kühner Unternehmungen voll guten Zutrauens, das dafür büßen mußte, an Dingen dieser Art unsern Nachbarn, Britten und Franzosen, ja selbst Dänen und Schweden weit nachstehn. Die Deutsche Litteratur, eine rüstige Arbeiterin und Dienerin des Wissens, erscheint in einem Bettlermantel von Maculatur; sie richtete selten etwas mehr aus, als wohin Privatfleiß, einzelnes Genie reichet. Die unschätzbaren Sammlungen der Kunst, die in vorigen Jahrhunderten ein vorübergegangner Hofgeschmack zusammengebracht hat, stehen oft unter harten Gesetzen der Clausur, als Heiligenbilder da, anschaubar, nicht immer brauchbar, noch weniger weckend, am wenigsten begeisternd. Ueber den Werth unsrer besten Productionen haben sich die Stimmen unsres Publicums nach Jahren und Jahrhunderten noch so wenig vereiniget, daß wenn nicht Ausländer den Ton angegeben und mit Gewalt festgesetzt hätten, selbst über Leibnitz Verdienst Deutschland noch in der größesten Unsicherheit wäre. Indessen geht der Weg der stillen Bildung fort. Was

uns nicht genommen werden konnte, ist Deutsche Sprache, Deutscher Verstand und guter Wille; diese werden, wenn und sobald sie es vermögen, einmal ein deutsches Publicum bilden. Die Vernunft geht auch ihres Weges fort und ist in allen Zeiten und Erdräumen nur Eine. Der Geschmack endlich ist eine Nationalpflanze; wo sie nicht gepflegt wird, oder des Bodens und Klima wegen nicht anders als in schlechten Treibhäusern aufkommen kann, da gehet sie durch Unfreundlichkeit des Himmels unter. Have!

3. Publicum der Römer.

Von diesem werde ich nur wenig sagen dürfen. Was in ihm Kunst und Geschmack war, stammte von den Griechen her, die meistens auch seine Mithelfer blieben. Als Ueberwinderin sammlete Rom; sie erfand aber nichts Neues. Auch die Sprache der Römer bildete sich nur durch die Griechen zu einer reinen und ewigen Sprache.

Das Publicum also, das für die classische Denkart in Rom blühete, war ein erbeutetes, künstliches Publicum; die Einrichtung der Stadt selbst war von einer Art, daß vielleicht keine Reichsstadt sie sich auf daurende Zeiten wünschen möchte. Weder das Volk, noch der Senat verdienen, ausser der Rücksicht, daß sie Herren der Welt werden wollten, und waren, absolute Hochachtung; einen Populus Romanus, der mit römischer Anmaassung für seine Stimme Brod und Circensische Spiele begehret, wünschten wir uns auch nicht. Eben so wenig Clienten und Candidaten nach Römischer Weise. Also das Forum und den Senat an seine Orte gestellt, blieb denen Römern, die ein daurendes Publicum suchten, nichts als was auch Wir haben, der Beifall und die Stimme der erlesensten edlen Römer. Diese hörten ihren Vortrag oder kauften ihre Rolle; sie billigten und mißbilligten, wie es ihnen gutdünkte. Daß aber in den bessern Stellen ihrer Gedichte Lucrez und Catull, Horaz und Virgil, Ovid, Tibull, Properz u. a. so classisch ausgearbeitet, vollendet und schön schrieben, zeigt, daß sie sich feinere Vorbilder, schärfere Leser und ein höheres Publicum dachten, als viele unsrer Dichter und Schriftsteller zu denken gewohnt sind. Ihre eigne Bildung, und die Höhe, auf welcher Rom stand, trug dazu bei. Der Geschichtschreiber Roms schrieb die Geschichte der Weltmonarchin; ihre Dichter sangen in der Römischen Sprache; in dieser stellten ihre Rechtsverständigen

Urtheile aus, als die Stimme ihrer großen Redner dahin war; — mit dem Allen können wir uns nicht gleichen Wenn aber unsre Sprache eine Schwester der Griechischen ist, da die Römische nur die angenommene Tochter derselben war: so hätten wir, sobald wir uns zur Römischen Denkart erheben könnten, eine weitere Laufbahn vor uns als Jene. Ueberwinder der Welt wollen wir nicht werden; was aber in uns Römischen oder (wenn dieser einst größere Name noch einen Werth hat,) Deutschen Charakter enthält, warum sollten wir das einer Sprache nicht geben können, die einst in viel roherem Zustande auch eine Herrinn der Welt war? Dichter und Geschichtschreiber, Rechtslehrer und Gesetzgeber, warum wurdet ihr zu solcher Zeit nicht auch wie Jene für ein fortdaurendes Publicum Herren der Erde?

4. Publicum des Christenthums.

Als der Urheber des Christenthums seine Stimme erhob, verbreitete er mit derselben ein Publicum über die Völker. Er kündigte ein ankommendes Reich an, zu dem alle Nationen gehören, und das nicht in äusserlichen Cerimonien, sondern in Uebungen des Geistes, in Vollkommenheiten des Gemüths, in Reinheit des Herzens, in Beobachtung der strengsten Billigkeit und einer verzeihenden Liebe unter den Menschen blühe. Dahin zielen seine Reden, dazu rüstete er andre aus, und das Gebet, das er seine Schüler lehrte, ist darüber ein bittendes Bekenntniß. „Es soll ein Reich zu uns kommen, in dem alles Ehrwürdige geehrt, jede heilige Pflicht gethan, und der Wille Gottes auf Erden so willig und vollkommen vollbracht werde, wie ihn die seligen Geister ausüben." Seine Stimme, die Stimme seiner Boten in Lehren und Schriften erklang; es entstand eine Gemeine, ein christliches Publicum unter mehreren Nationen, das sich zu dieser Lehre, Pflicht und Hoffnung bekannte.

Haben wir noch dies Publicum? Allerdings; die kleinste christliche Versammlung ist ein Symbol der Einen allgemeinen Kirche, die unter hundert Völkern der Erde lebet. Diese war und ist hie und da mit Misbräuchen bedeckt, mit Mißverständnissen umnebelt; der reine klare Sinn der Stiftung dieser Geistesversammlung, ihr auf alle Zeiten und zum Gebäude der gesammten Menschheit wirkender Zweck bleibt aber unverkennbar. Nicht in der Prachtgestalt eines drückenden stolzen Gesetzes; in

der aufmunternden, sanften Gestalt einer tröstenden Friedensbotschaft wirkt dies moralische Institut auch zu den strengsten Pflichten. Wo zwei oder drei versammlet sind, lebt der Stifter dieser Versammlung; im Inhalt seiner Lehre selbst liegt ihr Zweck, die Auferbauung eines moralischen Gebäudes, bis zum Ende der Zeiten.

Es ist traurig, wenn dieser Zweck, auf ein seiner Natur nach fortgehendes ewiges Publicum zu wirken, hie und da verkannt wird, indem man entweder Particular-Meinungen, sogar Speculationen ins Christenthum mischte, die dazu durchaus nicht gehören, oder den todten Buchstaben todtbuchstäblich behandelt. Jedem Denkenden bleibe seine Privatmeinung über Dies und Jenes; jeder speculative Kopf schmücke sein Lehrgebäude mit seiner besten Speculation aus; nur die Christenheit, als Publicum betrachtet, bleibe damit verschonet. Die Lehre und der Zweck des Stifters sei oder werde ein reiner Strom, der, was ihm von National- und Particularmeinungen, wie ein trüber Bodensatz anhing, mehr und mehr niederschlägt und absetzt. So thaten es schon die ersten Boten des Christenthums mit ihren Jüdischen Vorurtheilen, je mehr sie in die Idee eines christlichen Publicums, eines Evangeliums für alle Völker eintraten; und es kann nicht fehlen, daß diese Läuterung des Christenthums durch sanfte oder rauhe Mittel nicht mit den Jahrhunderten fortgehen sollte. Es ist sehr lehrreich, die Folge zu bemerken, mit der sich in der sogenannten Kirchengeschichte die harte Hülse des Christenthums gebildet, hie und da aufgelöset und jedesmal einen reicheren Kern, einen feineren Samen der Fortpflanzung gewährt hat; so wird das Werk, mit oder ohne Namen des Urhebers, fortgehen bis ans Ende der Zeiten. Manche Formen sind zerbrochen, andre werden sich auflösen; nicht durch äussere Gewalt, sondern durch den innern treibenden Keim selbst, den die Sonne ruft, dem die ganze Natur ihre Stärke zuhauchet. Glücklich, wenn man in ein Publicum tritt, an welches diese Stimme in reinem Klange tönet. Sie umfaßt alle Stände, dringt durch alle Gewölbe und trift den wesentlichen Punct der Menschheit. Ueber augenblickliche, enge Verhältnisse, selbst über die Schranken der Fassungskraft dieser einzelnen Versammlung hinweggerückt, ahnet man ein fortgehendes erlesenes Publicum und athmet die Aura einer reinmoralischen Zukunft.

5. Publicum der Literatur.

Das Christenthum hatte ein Band unter Völkern geknüpft, wie es durch die Eroberungen Alexanders, der Römer und Hunnen nie geknüpft worden; seinem Zweck nach ein Friedenstiftendes Band, so oft es auch zu Streit und Händeln Gelegenheit gab oder gemißbraucht wurde. In den Händen der Vorsehung ward es zugleich ein Band der Cultur, einer gemeinschaftlichen Cultur der Völker. Wechselseitige Rechte und Pflichten kamen dadurch zwar nicht in bleibenden Gebrauch, doch aber in ein anerkanntes Licht, in eine immer neu angefangene Uebung. Die Völker Europens wurden sich nicht nur bekannter, sondern auch durch gegenseitige Bedürfnisse, bei gemeinsamen Zwecken und Bestrebungen einander unentbehrlich; ihre Tendenz ward immer mehr und mehr auf einen Punkt gerichtet. Erfindungen kamen hiezu, die bei diesen gemeinschaftlichen Bedürfnissen Ein Volk vom andern borgte, worinn eins dem andern vorzueilen suchte; es entstand in ihrer Vervollkommnung ein Wetteifer unter den Nationen. Nun konnten nicht so leicht mehr Gedanken, Versuche, Entdeckungen, Uebungen untergehen, wie in Zeiträumen der einst von einander getrennten Völker; das Samenkorn, das hier und jetzt keine Wurzel fand, trug ein günstiger Zephyr auf einen mildern Boden, wo es vielleicht unter neuem Namen gedeihete. Im Druck der Zeiten und des Klima schlossen sich Zünfte zusammen, die mit gemeinsamer, oft etwas roher Hand, dem Fleiß, der Thätigkeit, allmälich auch der Erfindung und dem Geist der Menschen Schutz und Dauer verschafften, die also, wiewohl sie durch Privatleidenschaften und drückende Verhältnisse das Werk der Vorsehung oft zu hindern schienen, zuletzt dasselbe doch fördern mußten. Durch alles Reiben der Völker, der Gesellschaften, Zünfte und Glieder unter einander erwuchs immer ein grösseres oder feineres Publicum, das in Streit und Friede, in Liebe und Leid aneinander Theil nahm. Auf diesem Wege bekam die rohe Kunst, der vom Bedürfniß erpressete Fleiß der Einwohner Europens nicht nur diesen ganzen Welttheil, sondern durch ihn auch alle Welttheile zum gemeinschaftlichen Boden. Was für den Krieg und Handel, für die Seefahrt und den Luxus erfunden und ausgeübt ward, verbreitete seine guten und schädlichen Wirkungen auf alle Welttheile unsrer bewohnten Menschenerde; alle Völker Europa's greifen hiebei in

einander und halten unsern Erdball für das Publicum, worauf sie zu wirken haben.

Von frühen Zeiten her sind Schulen und Universitäten ein Mittel gewesen, für Kenntnisse und Wissenschaften ein Publicum zu verbreiten; ja sie sind es noch. Selbst die Scharfsinnigen in mehreren geistlichen Orden flüchteten sich hinter ihre Schutzmauern, und breiteten von da aus ihre Meinungen weit umher. Was man nicht lehren durfte, darüber disputirte man nach akademischen Gesetzen, und übte die Denkkraft der Menschen. Wiclef und Luther schützte die Universität; und auch Huß hätte sie geschützt, wenn er sich nicht auf das treulose Wort eines Kaisers verlassen hätte. Mehr noch aber als Schutz gab die Universität den Meinungen ihrer Lehrer; auch Gewicht, Stärke, Ausbreitung. Tausende junger Leute aus verschiedenen Ländern, in Jahren, da die Seele alles mit Liebe erfaßt, da Jünglinge den Lehrer nicht ohne Begeisterung ansehen, hörten ihre Stimme, und trugen ihr Wort, jeder in sein Vaterland, zu seinem Geschäfte. Jahre nach Jahren wechseln diese Zöglinge die Universitäten; als Schaaren von Zugvögeln kommen sie, rauben das Wort des Lehrers und fliegen damit in ihre Lande. Ein großes Achtungswürdiges Publicum! das bildsamste, Wirkungsreichste, dessen die Menschheit in ihrem jetzigen Zustande fähig ist, und welches noch lange, in immer verbesserter Gestalt, dauren möge. Die Jahre des Jünglinges auf der Akademie sind ihm Zeitlebens die liebsten Jahre; was er da mit Lust zur Wissenschaft, im ersten Feuer der Begeisterung, noch unbekannt mit Lasten und Hinderungen des Lebens, oder mit jugendlichem Muth diese verachtend, als Beute des Wissens, als Regel der Uebung annahm, das bleibt ihm lang' oder immer ein froh erworbener Schatz, eine heilige Regel.

Haben wir noch dies Publicum der Schulen und Universitäten? Wir habens noch, und es hat sich (was man auch sagen möge) nicht verschlimmert, sondern verbessert. Seltner treten jetzt die rohen Heere erwachsener Streiter auf dieses Feld des Wissens und Lernens; zartere Jünglinge sind es, in denen das Wort des Lehrers auch zartere, deßhalb aber nicht unkräftigere Wurzeln schlägt. Wenn sie es nicht mit der Klinge behaupten, so hangen sie ihm desto gewissenhafter an; der Lehrer sprach für sie selbst jugendlicher und weckte ihr eignes Nachdenken, ihre mit ihm wirkenden Kräfte. Einst lernte man und behauptete; Er

cultivirt und bessert. Statt des ehemaligen Sekten- und Raufgeistes nehmen mehrere Universitäten eine feinere Tendenz an, Gesellschaften der Wissenschaft, pythagorische Schulen zu werden, in denen sich die erlesensten Jünglinge nicht zum Wissen der Dictaten, sondern zur Wissenschaft, zur Uebung und Kunst ihres Lebens oder Geschäfts bilden. Ein schönes Publicum, wenn der Lehrer den Werth seines Geschäfts fühlet. Glaube niemand, daß mit Wiclef, Huß, Luther diese große Wirkung der Universitäten vorüber sei; die Reformation auf ihnen in jeder Wissenschaft, Facultät und Lehre ist noch nicht stillgestanden; ja sie wird und kann nicht stillstehen, so lange Universitäten da sind. Mehrere Lehrer Einer Facultät, mehrere Facultäten, mehrere Universitäten gegen einander sind gemeiniglich in Wettstreit; dieser Wettstreit muß mit den Jahren nicht abnehmen, sondern wachsen. Je mehr die Handwerkshindernisse geschwächt werden (dies müssen sie nothwendig) je mehr das Werk der Akademien ein Werk des Geistes und einer freien Uebung wird, desto mehr entzündet sich der Wetteifer mit reinerer Flamme. Universitäten sind Wacht- und Leuchtthürme der Wissenschaft; sie spähen aus, was in der Ferne und Fremde vorgeht, fördern es weiter und leuchten andern selbst vor. Universitäten sind Sammlungs- und Vereinigungsplätze der Wissenschaft; aus ihrer Zusammenstellung und gegenseitigen Befehdung oder Befreundung entspringen dort und dann neue Resultate. Universitäten endlich sollten die letzten Freistäten und eine Schutzwehr der Wissenschaften seyn, wenn solche nirgend eine Freistatt fänden. Was allenthalben verkannt würde, was im Geschäft hie und da seine Stimme wehrlos erhübe, sollte hier einer unpartheiischen Aufmerksamkeit und eines Beistandes geniessen, der von keinem Einfluß gestört würde. Irre ich nicht, so ist dies mehrmals geschehen; die Rathschläge der Lehrer haben Verfolgungen aufgehalten, die die Rathschläge der Staatsweisen nicht unterdrücken mochten; und so sehe ich auch für die Zukunft Rathschläge der Lehrer auf Universitäten hervorgehen, denen die Rathschläge blöder Weisen kaum bestehen mögen. Bis also die Universitäten sich selbst unnoth machen, unterstütze man ihren Werth; ihr Publicum wird noch lange durch ein Besseres nicht ersetzt werden. Zunächst gilt dieses von den Universitäten Deutschlands; fast sind sie die einzige Gattung Deutscher Institute, die jedes Ausland mit Recht ehret.

Ein noch größeres Publicum hat uns die Buchdruckerei verschaffet; es ist sehr gemischt und fast unübersehlich. Welche Mühe kostete es in ältern Zeiten, Bücher zu haben, mehrere zu vergleichen und über einen Inbegriff von Wissenschaft zu urtheilen! Jetzt überschwemmen sie uns; eine Fluth Bücher und Schriften, aus allen für alle Nationen geschrieben. Ihre Blätter rauschen so stark und leise um unser Ohr, daß manches zarte Gehör schon jugendlich übertäubt wurde. In Büchern spricht Alles zu Allem; niemand weiß zu Wem? Oft wissen wir auch nicht, Wer spreche? denn die Anonymie ist die große Göttinn des Marktes. Von einem solchen Publicum wußte weder Rom, noch Griechenland; Guttenberg und seine Gehülfen haben es für die ganze Welt gestiftet.

Was ist darüber zu sagen? Dies, daß es, ohngeachtet aller und der schnödesten Misbräuche, ein großes Geschenk, ein unwiderrufliches Privilegium für die menschliche Gesellschaft, und ein ungeheures Mittel der Vorsehung sei, dessen Wirkungen und Folgen noch nicht vor unserm Auge liegen. Was geschehen ist, können wir nicht zurücknehmen; die Buchdruckerei ist da; nicht nur als Nahrungszweig für Handel und Arbeit, sondern als eine Tuba der Sprache, so weit dies oder jenes Product reichet. Alle Monarchen der Welt, wenn sie mit vereinten Kräften für jede Druckerstube träten, könnten die arme Familie dieses Letternkastens, das Asyl und den Telegraph menschlicher Gedanken nicht zerstören. Ja wer wollte es zerstören, da es, nebst einigem Bösem, so unsäglich viel Gutes gestiftet hat, und seiner unschuldigen aber kräftigen Natur nach notwendig noch stiften wird. Der Redner übertäubt mich; der Schriftsteller spricht leise und sanft; ich kann ihn bedächtig lesen. Der Redner blendet mich mit seiner Gestalt, mit seinem Gefolg und Ansehn; der Schriftsteller spricht unsichtbar, und es ist meine Schuld, wenn ich mich von seinem Wortprunk hintergehen, oder mir von seinem Geschwätz die Zeit rauben lasse; ich soll ihn prüfen, ich darf ihn wegwerfen. Gegenseits ist auch freilich das Irrsal und die Verführung des Redners vorübergehend und in einem Kreise beschlossen; das Gift und Irrsal des Schriftstellers, seine Ehre und Schande dauret. Er selbst kann sie nicht, als etwa durch Besserung, durch Widerruf zurückrufen; und auch dadurch wird, was geschehen ist, nicht ungeschehen. Wer weiß, ob dies Blatt des Widerrufs oder der Widerlegung in die vorige

Hand kommt, oder ob es dem Irrthum gleich wirket? Das Publicum der Schriftsteller ist also von eigner Art; unsichtbar und allgegenwärtig, oft taub, oft stumm, und nach Jahren, nach Jahrhunderten vielleicht sehr laut und regsam. Verloren und doch unverloren, ja unverlierbar ist, was man in seinen Schoos schüttet. Man kann nie mit ihm abrechnen; sein Buch ist nie geschlossen, der Proceß vor und mit ihm wird nie beendet; es lernt immer, und kommt nie zum letzten Resultat.

Man hat diesem Ewig-Unmündigen Vormünder setzen wollen, die Censoren; aber, wie die Erfahrung gezeigt hat, mit fruchtloser Mühe und meistens mit dem widrigsten Erfolg. Der Unmündige kostet am liebsten, was man ihm versagte; er suchet auf, was man ihm hinterhalten wollte; das Verbot eines Vortrages an dies Publicum ist gerade das Mittel, selbst einem unnützen Wort Ansehen, Gewicht und Aufmerksamkeit zu geben. Und welcher bescheidne Mann wird ein Vormund des gesammten Menschenverstandes, des Publicums aller Zeiten und Länder zu seyn wagen? Laß jeden Weisen und Thoren schreiben nach seiner Weise, wenn er in zweifelhaften Fällen nur sich nennet, und niemand persönlich beleidiget.

Es sei mir erlaubt, mich hierüber zu erklären. Der weiseste Censor, wenn er auch die Stimme eines ganzen, ja des aufgeklärtesten Staates vorstellt, kann in Dem, was Lehre und Meinung betrifft, schwerlich die Stimme des Publicums, der sich ein Schriftsteller freiwillig unterwirft, auf- oder überwiegen wollen. Wenn sein Urtheil auch die Weisheit Salomo's wäre, wenn es die Klugheit aller vergangenen Jahrhunderte enthielte, und dem geprüften Verstande einer großen Zukunft voreilte: so fehlt ihm doch Eins, die Legitimation hiezu: denn weder die Vor- noch Nachwelt hat ihn darüber beurkundet. Der Schriftsteller wird also gegen ihn immer die Einrede haben, daß er dem Urtheil der Welt vorgreife, daß er sich unbefugt eine Entscheidung anmaasse, die nur dem Publicum im weitesten Sinne des Worts gebühret; er wird von diesem Papst eines kleinen Staates an das allgemeine Concilium appelliren, das allein und zwar nur in immer fortgehenden Stimmen ein Richter des Wahren und Falschen seyn könne. Wahrscheinlich werden ihm viele Stimmen beitreten; und bei dem größesten Recht wird der Censor, der Form nach und um der Folgen willen, Unrecht behalten. Ich darf nicht

wiederholen, was man, wo es Wahrheit gilt, über Freiheit der Meinungen, die nur widerlegt, nicht aber unterdrückt werden dürfen, so oft und viel gesagt hat.

Wenn man also dem Publicum keine, auch nicht die tollesten Meinungen rauben darf, indem der Staat, wo sie ihm falsch oder gefährlich scheinen, lieber ihre offne Widerlegung veranlassen mag, damit zum Vortheil der Welt die Finsterniß vom Lichte besiegt werde: so darf bei dieser ungebundnen Freiheit, bei der Achtung, die der Staat selbst dem Publicum erweiset, da er ihm nichts vorenthält, was irgend ein Schriftsteller ihm darbringt, der Staat wohl auch fodern, daß jeder Schriftsteller sich nenne, der dem Publicum etwas darzubringen gutfindet. Und zwar dies in allen Schriften, über jeden Gegenstand: Recensionen fremder Bücher nicht ausgenommen. Denn wie hätte ich ein Recht, Anonymie zu verlangen, wo ich mich vors Publicum dränge, und zu ihm meine Stimme erhebe? Einen freiwilligen Lehrer der Welt und Nachwelt muß man kennen; er muß sich, wenn ihm Pflicht, Recht und Wahrheit lieb ist, nicht verbergen. Ein Mann, der öffentlich spricht, stehet für sein Wort; sonst nennet man ihn einen Feigen oder Lügner. Mit diesem einzigen leichten, wie mich dünkt nicht ungerechten Mittel, wie mancher Keckheit, wie mancher Verläumdung würde vorgebeugt, die jetzt blos hinter der Anonymie Schutz sucht. Wie vorsichtiger, überdachter und gehöriger würde man zum Publicum sprechen, wenn man wüßte, daß man nicht ohne eigne Ehre oder Schande zu ihm sprechen könnte! Und verdient das Publicum, der ehrwürdigste Name, der genannt werden kann, die Gesellschaft aller Guten und Edlen, nicht diese Achtung? Jeder Schriftsteller würde veranlaßt, in der würdigsten Gestalt vor ihm zu erscheinen, seine Stimme vor diesem großen Tribunal bescheiden hören zu lassen, dagegen aber auch, was er weise behauptet, standhaft zu vertheidigen, ein ehrlicher Bekenner zu seyn der von ihm dem Publicum gemeldeten Wahrheit. Jene Winkelträgereien, aufgefangene Gerüchte, erstohlne Personalitäten verlören sich von selbst; kein Ehrliebender wollte mit solcher Waare öffentlich am Markt stehn, die schändlich ist und fürs Publicum nicht gehöret. In Griechenland und Rom schämte sich kein Schriftsteller seiner Werke; auch unter uns darf sich kein Stand einer Schrift, wenn sie gut ist, schämen; dem höchsten, wie dem niedrigsten Stande sollte Anonymie nicht erlaubt

seyn, und überhaupt dieselbe für das was sie ist, für Hinterlist, Schimpf, niedriges Gewerbe und Feigheit gelten. Wer zum Publicum spricht, spreche als ein Theil des Publicums, also öffentlich, mit seinem Namen.

Noch ein viel Mehrers wäre über das Verhältniß des Schriftstellers zum Publicum zu reden. Jede Gattung der Scribenten schreibt für ihre Gattung Leser, die sie ihr Publicum, ihre Welt nennen. Aus frölichen oder traurigen Erfahrungen, welche Schriften am meisten gelesen werden, kann man also auf den Geschmack, auf das Maas der Bildung des Publicums schließen, dem diese Schriften vor andern oder ausschließend wohlthun. Die mittelmäßigen, die leichten, üppigen, lüsternen finden natürlich die meisten Leser; viele gerühmte Schriftsteller haben nur durch Zeugnisse anderer ihren Ruhm erlangt, und stehn auf guten Glauben, ungelesen, in den Bibliotheken. Das Publicum hallet nur ihre Namen wieder. Deßhalb aber wird kein guter Kopf, wenn er es nicht des Bauchs wegen thun muß, sich unwürdig, (wie man sagt,) zum Publicum herabstimmen, oder seinem lüsternen, falschen Geschmack fröhnen. Der Schriftsteller soll das Publicum, nicht dies den Schriftsteller bilden. Delila schnitt Simson das Haar ab, und übergab ihn Kraftlos den Philistern; sie verspotteten ihn und er mußte vor ihnen spielen.

Nicht die Blätter des Baums; die Keime, Blüthen und Früchte sind sein edelstes Erzeugniß. Nicht das zahlreichste, sondern das verständigste Publicum ist mit seinem Beifall die Ehre des Schriftstellers, sein Zweck und Lohn. Das Urtheil dieser vielleicht wenigen Leser dauert fort und wirkt weiter. Oft findet ein Schriftsteller diese Leser nur nach seinem Tode; Minos und Aeakus sinds, die unpartheiisch über ihn richten. Dem Homer schaffte Lykurg und die Pisistratiden ein größeres, ein Attisches Publicum; dem Milton Addison, Garrik dem Shakespear u. s. Nichts ist angenehmer, als einem verdienten Todten Gerechtigkeit zu erweisen, und über seinem Grabe die Stimme eines besseren, dankbaren Publicums zu werden. So hat Rousseau nach seinem Tode die

29. Über Lykurgs Verdienste um Homer s. „Homer ein Günstling der Zeit" S. W. S. XVIII, S. 441 ff. (Vermutlich ließ er zu öffentlichen Homerrezitationen Rhapsoden zunächst vom befreundeten Samos kommen. Christ, Griechische Literaturgeschichte. 1889. S. 44.) — 31. Addison wies im Spectator häufig auf Miltons „Verlorenes Paradies". — Der Schauspieler David Garrick (1716—1779) gab die Anregung zur Wiedererweckung Shakespeares. Er veranlaßte ein Shakespearejubiläum zu Stratford 5.—7. Sept. 1769

Ehre mit Wucher genossen, die Voltaire bei seinen Lebzeiten sich zuzueignen wußte; und so giebts bei allen Nationen andre Autoren, die berühmt sind, andre die es zu seyn verdienen.

An Liebe und Achtung gegen seine besten Schriftsteller, (wenige ausgenommen) stehet Deutschland seinen cultivirten Nachbarn, Franzosen, Engländern, Italienern nicht vor, sondern nach; der größere Theil des Publicums kennet sie nicht und trägt wenigstens sie nicht eben in Herz und Seele.

Haben wir also hierin (ich will nicht sagen, das Publicum der Alten, sondern nur) das Publicum der Franzosen, Engländer, Italiener? Wer diese Länder kennet, und Deutschland kennet, antworte. An den Schriftstellern liegt es schwerlich; sie thaten was sie konnten; manche vielleicht zu viel. An Charakter und an der Verfassung der Nation liegt es; an der Uncultur und Uncultivirbarkeit (wenn mir zu Bezeichniß eines Barbarismus ein barbarisches Wort erlaubt ist) am falschen Geschmack und der genetischen Rohheit mancher Stände und Lebensarten. Bei weitem ist unsre Sprache noch nicht so gebildet, jedem Vortrage, jeder Art des Wissenswürdigen so zugebildet, als die Sprachen unsrer Nachbarn; vielmehr haben wir mit einer benachbarten Nation zu kämpfen, daß ihre Sprache die unsere nicht ganz vertilge. Erwache also, du schlafender Gott, wenn du nicht etwa dichtest oder über Feld gegangen bist; erwache, Deutsches Publicum, und laß Dir dein Palladium nicht rauben. Aus dem trägen Schlummer, aus dem niedrigen Stolz, der das Beste wegwerfend verachtet, aus der Anmaassung, die dem Schlechtesten das Privilegium des Besten ertheilen zu können glaubt, aus der nie Theilnehmenden Kälte, aus der völligen Seelenentfremdung, glaube mir, wird nichts, und kann nichts werden. Die Zeit, da das Alles galt, ist vorüber. Unsanft aus dem Schlafe gerüttelt, erwache und zeige, daß du kein Barbar bist, damit man dir nicht als einem Barbaren begegne. Deine Sprache, die Schwester der Griechischen, die Königinn und Mutter vieler Völker, für ganz Europa hast du zu sichern, auszubilden, zu bewahren.

Sollten wir aber blos in Reden und Schriften, in Lehren und Hören ein Publicum haben? keins für unsre Handlungen? keins für unser ganzes Daseyn? Kein Publicum, das auf uns wirkte, worauf wir durch unser Beispiel, durch unser Vorbild schweigend wirken? Zweifle daran niemand, ja auch daran nie-

mand: daß diese stille Wirkung in einem kleinen Kreise von mächtiger Wirkung sei. Sie ist reell; in ihr ist nichts Schein und Schminke. Der Kreis, in dem du lebest und dein Geschäft treibest, ist dein Publicum; sei dies klein oder groß, du prägst in dasselbe das Bild deiner Existenz, deiner Denk- und Handlungsweise. Hiemit wirkst du unvermerkt oder bemerket auf die Deinen, die nach deinem Muster oder mit Einflüssen von dir fortwirken, auf deine Mitarbeiter, Untergebene oder Vorgesetzte. Leise oder stürmisch verbreiten sich also Wellen und Wogen mit und ohne deinen Namen auf deine Zeitgenossen und die Nachwelt fort. So haben zu allen Zeiten die würdigsten Männer auf ihr Publicum gewirket; sie sprachen mit der starken Stimme ihres thätigen Beispiels, und dachten nicht daran, daß im größeren Publicum ihr Name genannt würde. Das schärfste und edelste Publicum waren sie sich selbst, der Aufmunterer, Zeuge und Richter ihrer Handlungen, ein Gesetz, das in ihnen lebte. Wohl uns, wenn wir uns dies Publicum sind; wir haben sodann die laute, oft sehr unsichre und unreine Stimme der größeren Welt nicht nöthig.

II.

Haben wir noch das Vaterland der Alten?

Griechen und Römern war das Wort Vaterland ein Ehrwürdig-süßer Name. Wem sind nicht Stellen aus ihren Dichtern und Rednern bekannt, in denen Söhne des Vaterlandes ihm als einer Mutter kindliche Liebe und Dankbarkeit, Lobpreisungen, Wünsche und Seufzer weihen? Der Entfernete sehnet sich darnach zurück, hoffnungsvoll oder klagend schauet er zur Gegend desselben hin, empfängt die Lüfte, die daher wehen, als Boten seiner Geliebten. Wiedergegeben dem Vaterlande, umfängt er es, und küsset seinen Boden mit Thränen. Der in der Entfernung Sterbende vermacht ihm noch seine Asche; auch nur ein leeres Grabmahl des Andenkens wünschet er sich bei den Seinen. Fürs Vaterland zu leben hieß ihnen der höchste Ruhm; fürs Vaterland zu sterben der süßeste Tod. Wer mit Rath und That dem Vaterlande aufhalf, wer es rettete und mit Kränzen des Ruhms schmückte, erwarb sich einen Sitz unter den Göttern; Himmels- und Erden-Unsterblichkeit war ihm gewiß. Dagegen wer das Vaterland be-

leidigte, es durch seine Thaten entehrte, wer es verrieth oder bekriegte; in den Busen seiner Mutter hatte der das Schwert gestoßen, er war ein Vater- ein Kinder- ein Freundes- und Brudermörder. Cariorem decet esse patriam nobis quam nosmet ipsos. Dulce et decorum est, pro patria mori. u. s. Haben auch wir dies Vaterland der Alten? Und welches sind die geliebten Bande, die uns daran fesseln?

Der Boden des Landes, auf dem wir gebohren sind, kann für sich allein dies Zauberband schwerlich knüpfen; vielmehr wäre es die härteste aller Lasten, wenn der Mensch, als Baum, als Pflanze, als Vieh betrachtet, eigen und ewig, mit Seele, Leib und allen Kräften dem Boden zugehören müßte, auf welchem er die Welt sah. Harte Gesetze gnug hat es über dergleichen Erbeigenthümlichkeit, Eigengehörigkeit u. s. gegeben, und giebt es noch; der ganze Gang der Vernunft, der Cultur, ja selbst der Industrie, und der Nutzberechnung gehet dahin, diese gebohrne Sklaven eines Mutterleibes oder der Mutter-Erde mit sanftern Banden an ein Vaterland zu knüpfen, und sie von der harten Scholle, die sie im Leben mit ihrem Schweiß, im Tode mit ihrer Asche düngen sollen, allmälich zu entfesseln.

Als noch Nomadenvölker in der Welt umherzogen, wüste Plätze Zeitenlang innehatten, und in diesen ihre Väter begruben: da gab der Boden des Landes, den diese Völker besaßen oder besessen hatten, Anlaß zum Namen eines Landes der Väter. „An unsrer Väter Gräbern erwarten wir euch“ rief man den Feinden zu: „auch ihre Asche wollen wir schützen, und unser Land sichern.“ So ist der heilige Name entstanden, nicht als ob Menschen aus dem Boden entsprossen wären. Nur Kinder können das Vaterland lieben, nicht Erdegebohrne Knechte oder wie Wild gefangene Sklaven.

Was uns im Vaterlande zuerst erquickt, ist nicht die Erde, auf die wir sinken, sondern die Luft die wir athmen, die väterlichen Hände, die uns aufnehmen, die Mutterbrust, die uns säuget, die Sonne, die wir sehen, die Geschwister, mit denen wir spielen, die freundlichen Gemüther, die uns wohlthun. Unser erstes Vaterland ist also das Vaterhaus, eine Vaterflur, Familie. In dieser kleinen Gesellschaft leben die eigentlichen und ersten Freuden

4 f. Cariorem ... ipsos, Cicero, De finibus bonorum et malorum ed. Madwig. 2. Ausg. 1859. c. XIX, 64. S. 456. — Dulce ... mori, Horatii Carm. III, 2, 13.

des Vaterlandes, wie in einem Idyllenkreise; in Idyllen leibt und lebt das Land unsrer ersten Jugend. Sei der Boden, sei das Klima, wie es wolle; die Seele sehnt sich dahin zurück, und je weniger die kleine Gesellschaft, in der wir erzogen wurden, ein Staat war, je weniger sich Stände und Menschenclassen darinn trennten, um so weniger Hindernisse findet die Einbildungskraft, sich in den Schoos dieses Vaterlandes zurückzusehnen. Da hörten und lernten wir ja die ersten Töne der Liebe; da schlossen wir zuerst den Bund der Freundschaft, und empfanden die Keime zarter Neigung in beiden Geschlechtern; wir sahen die Sonne, den Mond, den Himmel, den Frühling mit seinen Bäumen, Blüthen und damals uns so süßeren Früchten. Der Weltlauf spielte vor uns; wir sahn die Jahreszeiten sich wälzen, kämpften mit Gefahren, mit Leid und Freude — wir sommerten und winterten uns gleichsam in die Welt ein. Diese Eindrücke, moralisch und physisch, bleiben der Einbildungskraft eingegraben; die zarte Rinde des Baums empfing sie, und ohne gewaltsame Vertilgung werden sie nur mit ihm sterben. Wer hat nicht die Seufzer und Klagen gelesen, mit denen selbst Grönländer sich von ihrem Jugendlande entfernten, mit denen sie aus der Cultur Europa's durch alle Gefahren dahin zurückstrebten? Wem tönen nicht noch die Seufzer der Afrikaner ins Ohr, die aus ihrem Vaterlande geraubt wurden? In einfachen kleinen Gesellschaften lebten sie da, in einem Idyllenlande der Jugend.

Die Staaten, oder vielmehr Städte der Griechen, denen der Name des Vaterlandes so theuer und lieb war, schlossen sich unmittelbar an diese kleinen Gesellschaften an; die Gesetzgebung begünstigte diese, und leitete von ihnen ursprünglich ihre ganze Energie her. Es war das Land der Väter, das man beschützte, es waren Jugendgenossen, Geschwister und Freunde, nach denen man sich sehnte; den Bund der Liebe, den Jünglinge schlossen, billigte und nützte das Vaterland. Mit seinen Freunden wollte man begraben seyn, mit ihnen genießen, leben und sterben. Und da die edlen Vorfahren dieser Stämme das Gemeinwesen, zu dem sie gehörten, unter dem Schutz der Götter errichtet, mit ihrer Mühe und Arbeit bezeichnet, mit ihrem Blute besiegelt hatten: so ward den Nachkommen der Bund solcher Gesetze, als ein moralisches Vaterland heilig: denn höher schätzten die Griechen nichts, als das Verdienst der bürgerlichen Einrichtung, dadurch sie Griechen

geworden, und über alle Barbaren der Welt erhöhet waren. Die Götter ihres Landes waren die schönsten Götter; seine Helden, Gesetzgeber, Dichter und Weise waren in Einrichtungen, Liedern, Denkmalen und Festen unsterblich; hiemit prangten ihre öffentliche Plätze und Tempel; der Sieg der Griechen über die Perser allein machte ihnen ihr Land, ihre Verfassung, ihre Cultur und Sprache zur Krone des Weltalls. Im Aether solcher Ideen schwammen die Griechen, wenn sie den Namen des Vaterlandes oft edel gebrauchten, oft auch mißbrauchten. Mehrere Städte theilten diesen Ruhm, jede auf ihre Weise. Und was Rom sich an seiner Weltbeherrscherin, dem Sammelplatz alles Sieges und Ruhms dachte, davon zeigt die Römische Geschichte.

In die Zeiten Griechenlands oder Roms sich zurückwünschen, wäre thöricht; diese Jugend der Welt, so wie auch das eiserne Alter der Zeiten unter Roms Herrschaft ist vorüber; schwerlich dürften wir, wenn auch ein Tausch möglich wäre, in dem was wir eigentlich begehren, bei dem Tausche gewinnen. Spartas Vaterlandseifer drückte nicht nur die Heloten, sondern die Bürger selbst und mit der Zeit andre Griechen. Athen fiel seinen Bürgern und Colonien oft hart; es wollte mit süßen Phantomen getäuscht seyn. Die Römische Vaterlandsliebe endlich ward nicht für Italien allein, sondern für Rom selbst und die gesammte Römerwelt verderblich. Wir wollen also aufsuchen, was Wir am Vaterlande achten und lieben müssen, damit wir es würdig und rein lieben.

1. Ists, daß einst Götter vom Himmel niederstiegen, und unsern Vätern dies Land anwiesen? Ists, daß sie uns eine Religion gegeben und unsre Verfassung selbst eingerichtet haben? Ueberkam durch einen Wettkampf Minerva diese Stadt? Begeisterte Egeria unsern Numa mit Träumen? — Eitler Ruhm: denn wir sind nicht unsre Väter. Sind auf Minerva's heiligem Boden der großen Göttinn wir unwerth, reimen sich Numas Träume nicht mehr mit unsern Zeiten: so steige Egeria wieder aus der Quelle, so lasse Minerva zu neuen Begeisterungen sich vom Himmel hernieder.

Ohne Bilder zu reden, es ist für ein Volk gut und rühmlich, große Vorfahren, ein hohes Alter, berühmte Götter des Vaterlandes zu haben, so lange diese es zu edeln Thaten aufwecken, zu würdigen Gesinnungen begeistern, so lange die alte Zucht und Lehre dem Volke gerecht ist. Wird sie von diesem selbst verspottet,

hat sie sich überlebet, oder wird gemißbraucht; „was hilft dir, (ruft Horaz seinem Vaterlande zu,) stolzer Pontischer Mast, was hilft dir deine vornehme Abkunft? was helfen dir die gemahlten Götter an deinen Wänden?“ Ein müssig-besessener, von unsern Vorfahren träge-ererbter Ruhm macht uns bald eitel und unsrer Vorfahren unwerth. Wer sich einbildet, von Hause aus tapfer, edel, bieder zu seyn, kann leicht vergessen, sich als einen solchen zu zeigen. Er versäumt nach einem Kranze zu ringen, den er von seinen Urahnen an schon zu besitzen glaubet In solchem Wahn von Vaterlands- Religions- Geschlechts- Ahnenstolze ging Judäa, Griechenland, Rom, ja beinah jede alte mächtige oder heilige Staatsverfassung unter. Nicht was das Vaterland einst war, sondern was es jetzt ist, können wir an ihm achten und lieben.

2. Dies also kann, ausser unsern Kindern, Verwandten und Frennden, nur seine Einrichtung, die gute Verfassung seyn, in welcher wir mit dem, was uns das Liebste ist, gern und am liebsten leben mögen. Physisch preisen wir die Lage eines Orts, der bei einer gesunden Luft unserm Körper und Gemüth wohlthut; moralisch schätzen wir uns in einem Staat glücklich, in dem wir bei einer Gesetzmäßigen Freiheit und Sicherheit vor uns selbst nicht erröthen, unsre Mühe nicht verschwenden, uns und die Unsrigen nicht verlassen sehen, sondern als würdige, thätige Söhne des Vaterlandes jede unsrer Pflichten ausüben und solche vom Blicke der Mutter belohnt sehen dürfen. Griechen und Römer hatten Recht, daß über das Verdienst, einen solchen Bund gestiftet zu haben, oder ihn zu bevestigen, zu erneuen, zu läutern, zu erhalten, kein andres menschliches Verdienst gehe. Für die gemeinschaftliche Sache nicht der Unsern allein, sondern der Nachkommenschaft und des gesammten, ewigen Vaterlandes der Menschheit zu denken, zu arbeiten und (großes Loos!) glücklich zu wirken: was ist hiegegen ein einzelnes Leben, ein Tagewerk weniger Minuten und Stunden?

Jeder, der auf dem Schiff in den fluthenden Wellen des Meeres ist, fühlet sich zum Beistande, zur Erhaltung und Rettung des Schiffs verbunden. Das Wort Vaterland hat das Schiff am Ufer flott gemacht; er kann, er darf nicht mehr, (es sei denn, daß er sich hinausstürze und den wilden Wellen des Meers überlasse) im Schiff, als wär' er am Ufer, müssig dastehn und die Wellen

1ff. was hilft ... Wänden, Horat. Carm. I, 14 (11ff.).

zählen. Seine Pflicht ruft ihn, (denn alle seine Gefährten und Geliebten sind mit ihm im Schiffe) daß, wenn ein Sturm sich empört, eine Gefahr droht, der Wind sich ändert, oder ein Schiff hinanschleudert, sein Fahrzeug zu übersegeln, seine Pflicht ruft ihn, daß Er helfe und rufe Leise oder laut, nachdem sein Stand ist, dem Bootsknecht, Steuermann oder dem Schiffer; seine Pflicht, die gesammte Wohlfahrt des Schiffes ruft ihn. Er sichert sich nicht einzeln; er darf sich nicht in den Kahn einer erlesenen Ufergesellschaft, der ihm hier nicht zu Gebot stehet, träumen; er legt Hand an das Werk, und wird wo nicht des Schiffes Retter, so doch sein treuer Fahrgenoß und Wächter.

Woher kam es, daß manche einst hoch verehrte Stände allmälich in Verachtung, in Schmach versanken und noch versinken? Weil keiner derselben sich der gemeinen Sache annahm, weil jeder als ein begünstigter Eigenthums- oder Ehrenstand lebte; sie schliefen im Ungewitter ruhig wie Jonas, und das Loos traf sie wie Jonas. O daß die Menschen bei sehenden Augen an keine Nemesis glauben! An jeder verletzten oder vernachläßigten Pflicht hangt nicht eben eine willkührliche, sondern die nothwendige Strafe, die sich von Geschlecht zu Geschlecht häufet. Ist die Sache des Vaterlandes heilig und ewig; so büßet sich seiner Natur nach jedes Versäumniß derselben, und häuft die Rache mit jedem verdorbneren Geschäft oder Geschlechte. Nicht zu grübeln hast du über dein Vaterland: denn du warest nicht sein Schöpfer; aber mithelfen mußt du ihm, wo und wie du kannst, ermuntern, retten, bessern, und wenn du die Gans des Kapitoliums wärest.

3. Sollte uns also nicht, eben im Sinne der Alten, die Stimme jedes Bürgers, gesetzt daß sie auch gedruckt erschiene, als eine Vaterlandsfreiheit, als ein heiliges Scherbengericht gelten? Der Arme konnte vielleicht nichts thun, als schreiben, sonst hätte er wahrscheinlich etwas Besseres gethan; wollet ihr dem Seufzenden seinen Athem, der ins wüste Leere hinausgeht, rauben? Noch werther aber sind dem Verständigen die Winke und Blicke Derer, die weiter sehen. Sie muntern auf, wenn alles schläft: sie seufzen vielleicht, wenn Alles tanzet. Aber sie seufzen nicht nur; in einfachern Gleichungen zeigen sie, vermöge einer unzweifelhaften Kunst, höhere Resultate. Wollet ihr sie zum Schweigen bringen, weil ihr blos nach der gemeinen Arithmetik rechnet? Sie schweigen leicht, und rechnen weiter; das Vaterland aber zählte auf diese stille

Rechner. Ein Vorschritt, den sie glücklich angaben, ist mehr als zehentausend Cerimonien und Lobsprüche werth.

Sollte unser Vaterland dieser Rechenkunst nicht bedürfen? Sey Deutschland tapfer und ehrlich; tapfer und ehrlich ließ es sich einst nach Spanien und Afrika, nach Gallien und England, nach Italien, Sicilien, Creta, Griechenland, Palästina führen; unsre tapfren und ehrlichen Vorfahren bluteten da, — und sind begraben. Tapfer und ehrlich liessen die Deutschen innerhalb und ausserhalb ihrem Vaterlande sich, wie die Geschichte zeigt, dingen gegen einander; der Freund stritt gegen den Freund, der Bruder gegen den Bruder; das Vaterland ward zerrüttet und blieb verwaiset. Sollte also ausser der Tapfer- und Ehrlichkeit unserm Vaterlande nicht noch etwas anders noth seyn? Licht, Aufklärung, Gemeinsinn; edler Stolz, sich nicht von andern einrichten zu lassen, sondern sich selbst einzurichten, wie andre Nationen es von jeher thaten; Deutsche zu seyn auf eignem wohlbeschützten Grund' und Boden.

4. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unsrer Zeit schwerlich mehr jener wilde Eroberungsgeist seyn, der die Geschichte Roms und der Barbaren, ja mancher stolzen Monarchieen wie ein böser Dämon durchstürmte. Was wäre es für eine Mutter, die (eine zweite, ärgere Medea) ihre Kinder aufopferte, um fremde Kinder als Sklaven zu erbeuten, die ihren eignen Kindern über kurz oder lang zur Last werden? Unglücklich wäre das Kind des Vaterlandes, das, dahingegeben oder verkauft, ins Schwert laufen, verwüsten, morden müßte, um eine Eitelkeit zu befriedigen, die Niemanden Vortheil gebieret. Der Ruhm eines Vaterlandes kann zu unsrer Zeit und für die noch schärfer richtende Nachwelt kein andrer seyn, als daß diese edle Mutter ihren Kindern Sicherheit, Thätigkeit, Anlaß zu jeder freien, wohlthätigen Uebung, kurz die Erziehung verschaffe, die ihr selbst Schutz und Nutz, Würde und Ruhm ist. Alle Völker Europa's, (andre Welttheile nicht ausgeschlossen,) sind jetzt im Wettstreit, nicht der körperlichen, sondern der Geistes- und Kunstkräfte mit einander. Wenn Eine oder zwei Nationen in weniger Zeit Vorschritte thun, zu denen sonst Jahrhunderte gehörten: so können, so dürfen andre Nationen sich nicht Jahrhunderte zurücksetzen wollen, ohne sich selbst dadurch empfindlich zu schaden. Sie müssen mit jenen fort: in unsern Zeiten läßt sichs nicht mehr Barbar seyn; man wird als Barbar hintergangen, untertreten, verachtet, mißhandelt. Die Weltepochen

bilden eine ziehende Kette, der zuletzt kein einzelner Ring sich widersetzen mag, wenn er auch wollte.

Vaterländische Cultur gehört hiezu, und in dieser auch Cultur der Sprache. Was ermunterte die Griechen zu ihren rühmlichen und schwersten Arbeiten? Die Stimme der Pflicht und des Ruhmes. Wodurch dünkten sie sich vorzüglicher, als alle Nationen der Erde? Durch ihre cultivirte Sprache und was mittelst derselben unter ihnen gepflanzt war. Die imperatorische Sprache der Römer gebot der Welt; eine Sprache des Gesetzes und der Thaten. Wodurch hat eine nachbarliche Nation seit mehr als einem Jahrhunderte so viel Einfluß auf alle Völker Europas gewonnen? Nebst andern Ursachen vorzüglich auch durch ihre im höchsten Sinne des Worts gebildete Nationalsprache. Jeder, der sich an ihren Schriften ergötzte, trat damit in ihr Reich ein und nahm Theil an ihnen. Sie bildeten und mißbildeten; sie befahlen, sie imponirten. Und die Sprache der Deutschen, die unsre Vorfahren eine Stamm- Kern- und Heldensprache nannten, sollte wie eine Ueberwundene den Siegeswagen Andrer ziehn, und sich dabei noch in ihrem beschwerlichen Reichs- und Hofstyl brüsten? Wirf ihn weg, den drückenden Schmuck, du wider deinen eigenen Willen eingezwängte Matrone, und sei, was du seyn kannst und ehemals warest, eine Sprache der Vernunft, der Kraft und Wahrheit. Ihr Väter des Vaterlandes, ehret sie, ehret die Gaben, die sie, unaufgefordert und unbelohnt, und dennoch nicht unrühmlich darbrachte. Soll jede Kunst und Thätigkeit, durch welche mancher dem Vaterlande gern zu Hülfe kommen möchte, sich erst wie jener verlohrne Sohn ausserhalb Landes vermiethen, und die Frucht seines Fleisses oder Geistes einer fremden Hand anvertrauen, damit ihr solche von da aus zu empfangen die Ehre haben möget? Mich dünkt, ich sehe eine Zeit kommen —

Doch lasset uns nicht prophezeien, sondern hinter Allem nur bemerken, daß jedes Vaterland schon mit seinem süßen Namen eine moralische Tendenz habe. Von Vätern stammet es her; es bringet uns mit dem Namen Vater, die Erinnerung an unsre Jugendzeiten und Jugendspiele in den Sinn; es weckt das Andenken an alle Verdiente vor uns, an alle Würdige nach uns, denen Wir Väter werden; es knüpft das Menschengeschlecht in eine Kette fortgehender Glieder, die gegen einander Brüder, Schwestern, Verlobte, Freunde, Kinder, Eltern sind. Sollten wir uns anders

auf der Erde betrachten? Müßte ein Vaterland nothwendig gegen ein andres, ja gegen jedes andre Vaterland aufstehn, das ja auch mit denselben Banden seine Glieder verknüpfet? hat die Erde nicht für uns alle Raum? liegt ein Land nicht ruhig neben dem andern? Cabinette mögen einander betrügen; politische Maschienen mögen gegen einander gerückt werden, bis Eine die andre zersprengt. Nicht so rücken Vaterländer gegen einander; sie liegen ruhig neben einander, und stehen sich als Familien bei. Vaterländer gegen Vaterländer im Blutkampf ist der ärgste Barbarismus der menschlichen Sprache.

58.

Leibnitz Weißagung ist eine alte, bewährte Wahrheit.*) Eine Gemeinheit ohne Gemeingeist kranket und erstirbt; ein Vaterland, ohne Einwohner die es lieben, wird zur Wüste, und ein Haus, an Meeres Ufer, auf Sand gebauet, als ein Platzregen fiel und ein Gewässer kam, und weheten die Winde und stießen an das Haus, da fiel es und thät einen großen Fall, sagt Christus.

Daß diese Gebrechlichkeit zu Leibnitz Zeiten nicht angefangen, sondern sich nur merklicher gemacht habe, bewährt die Deutsche, ja nach Verschiedenheit der Völker, Verfassungen und Länder, alle Geschichte. Lesen Sie, was Schmidt vom Zustande der Deutschen Nation vorm Anfange des dreißigjährigen Krieges**) sagt, und mit Zeugnissen beleget; nach dem Westphälischen Frieden ward die Sache gewiß nicht besser. In Sitten und Grundsätzen, politisch und moralisch, ging alles mehr und mehr nicht zu einer größeren Consistenz, sondern zu einer Auflösung hin, die auch von Moment zu Moment folgte. Daß aber durch dieses schleichende Fieber eine neue Gesundheit, wenn gleich auf Kosten leidender oder abgestorbener Glieder bereitet werde, dies ist ein des großen Leibnitz würdiger Gedanke. Das menschliche Geschlecht ist ein Phönix; auch in seinen Gliedern, ganzen Nationen, verjünget es sich, und steht aus der Asche wieder auf.

*) Das Ende des 54sten Briefes. A. d. H.
**) Schmidts neuere Geschichte der Deutschen B. 4. C. 9 u. [f.]. A. d. H.

12ff. S. S. 202. — 15ff. ein Haus ... großen Fall, Matth. 7, 26. — 34. Aus den hinterlassenen Papieren von Jos. Milbiller herausgegeben. 17 Bände. Ulm 1785—1808.

Sehr übel ists, daß wir in der Geschichte die Meinungen und Grundsätze der Völker, die dort und dann herrschten, so wenig bemerkt finden. Man sieht Erfolge, oft späte Erfolge, und muß die vielleicht längst im Verborgenen wirkende Triebfeder trüglich errathen Noch seltner werden in ihr dergleichen herrschende Meinungen und Grundsätze in ihrer Abstammung und Fortpflanzung genealogisch verfolgt; man sieht sie hie und da wie Ströme aus der Erde brechen und sich, indeß ihr Lauf unter der Erde fortgeht, dem Auge verlieren Am seltensten sind Geschichtschreiber mit wirklich moralischem Blick über Vorfälle und Personen. So oft man von einem Ägyptischen Todtengericht über vergangene Zeiten spricht, so selten übt man es aus; weil vielen Beschreibern die Biegsamkeit des Geistes, sich in vergangene Zeiten zu setzen, andern die Waage des Urtheils, der moralische Sinn fehlet. Und fehlet dieser, oder ist er schief und verdorben: so wird die Geschichte selbst verderblich. Ihr Urheber siehet mit falschem Blick, er wägt mit betrügerischen Gewichten.

Beispiele davon anzuführen, erlassen Sie mir: über Juden, Griechen und Römer, über Christen und Barbaren, über unsre und fremde Nationen sind dergleichen in Menge vorhanden. Je täuschender geschrieben, desto verderblicher; und o wer mag den unmoralischen und unmenschlichen Stumpfsinn nennen, mit dem man Helden, Thaten, Begebenheiten und Revolutionen unter Alten und Neuen so oft knechtisch anstaunte, Lob und Tadel wie ein gedungener Elender austheilte, und die unschuldig-Verfolgten zuweilen noch im Grabe verfolget. Eine Geschichte der Meinungen, der praktischen Grundsätze der Völker, wie sie hie und da herrschten, sich vererbten und im Stillen die größesten Folgen erzeugten, diese Geschichte mit hellem, moralischen Sinn, in gewissenhafter Prüfung der Thatsachen und Zeugen geschrieben; wäre eigentlich der Schlüssel zur Thatengeschichte. Wegelin, ein denkender Geschichtforscher, hat diesen Gesichtspunkt oft im Blick; weil er aber zu systematisch denket, so verlieret er sich auf der ungeheuren Bahn meistens in dunkeln zu allgemeinen Maximen.*)

*) Wegelin ist seitdem gestorben. Er ruhe sanft. Sein Geist hat viel gedacht, viel combiniret. Ich wünschte nicht, daß seine hinterlassenen Schriften untergingen; jeder seiner Aufsätze ist eine Sammlung unverarbeiteter Gedanken, die wenigstens immer eigne Gedanken veranlassen, oder verbessern und bestärken. Der große König selbst hat seine Schriften gelesen und geehrt. A. d. H. [1721—91. S. Fragmente über die neuere deutsche Literatur. Herders Werke III_1 = D. N.-L. 135, S. 76, 15 Lambel.]

Und doch hängt von diesem scharfgehaltenen Augpunkt aller Nutzen der Geschichte ab; die Figuren des Gemäldes werden untreu, verworren und dunkel, wenn man ihnen dies Licht raubet. Wie viel z. B. ist über Macchiavells Fürsten gesagt worden, und doch zweifle ich, ob mit ausgemachtem Resultate? indem einige dies Buch für eine Satyre, andre für ein verderbliches Lehrbuch, andre für ein wankendes, schwachköpfiges Mittelding zwischen beiden halten. Und ein Schwachkopf war wahrlich Macchiavell nicht; er war ein Geschicht- und Welterfahrner, dabei ein redlicher Mann, ein feiner Beobachter, und ein warmer Freund seines Vaterlandes. Daß er den Werth und die Form von mancherlei Staaten gekannt habe, davon zeugen seine Dekaden über den Livius, und daß er kein Verräther der Menschheit werden wollte, beweiset jede Zeile seiner andern Schriften, so wie bis zum Alter hinan sein geführtes Leben. Woher nun das Mißverständniß dieser Schrift eines Schriftstellers, der so bestimmt, rein und schön zu schreiben wußte? Woher, daß dies Mißverständniß sich zwei Jahrhunderte erhalten, und den feinsten Köpfen mitgetheilt hat, so daß ihm selbst der große Verfasser des Anti-Macchiavells nicht entkommen mochte? Und doch ging das Buch zwei und siebenzig Jahre umher, gebilligt und gelesen; niemand fand darinn Arges. Macchiavell hatte es einem Fürsten aus einem von ihm geliebten Hause, dem Neffen eines Papstes zugeschrieben, der ihn hochhielt, dem er damit gewiß keine Schande machen wollte. Mich dünkt, das ganze Mißverständniß rühre daher, daß man den Punkt nicht bemerkt, auf welchem damals das Verhältniß der Politik und Moral stand.

Beide hatten sich sichtbar und völlig getrennet. Die Zeiten Alexanders 6 und Cäsar Borgia waren zwar vorüber; aber auch Julius und Leo, Frankreich und Spanien, Florenz und die kleinen Tyrannen von Italien, ja jenseit der Alpen wollte Niemand als Regent und Politiker Moralist seyn. Man lachte die Tramontaner aus, die ins Regierungswesen so enge Begriffe brachten: denn von Erlangung oder Erhaltung der Macht und von Mitteln dazu, insonderheit von Verschmitztheit und Klugheit sei, glaubte man, hier die Rede; nicht aber von Güte und Weisheit. Die Religion, von der Moral ganz abgesondert, war selbst Politik, deren Hauptgesetz überhaupt die Staatsraison, (la ragione del stato) deren Hauptmaxime es war:

Die Dinge, jedes zu seiner Zeit, im Punkt seiner Reife nutzen zu können; (conocer las cosas en sa piato, en sa sazon, y saber las lograr.) Eine solche Politik brachte Karl 5 nach Deutschland; daher er auch die Reformation nie anders anzusehen vermochte; eine solche übten Könige, Fürsten, Staatsminister. In allen politischen Schriften war sie anerkannt; fast jede Stadt Italiens war Jahrhunderte lang ihr Schauplatz gewesen, und war es noch. Hier schrieb Macchiavell seinen Principe, ganz in den Begriffen seiner Zeit, ganz nach Vorfällen, die damals jedermann in Andenken waren. Aus diesen hatte er eben seine politischen Sätze abgezogen; und belegte jeden derselben mit Beispielen begangener Fehler. „Wenn dies Euer Handwerk ist, sagt er gleichsam, so lernt es recht, damit Ihr nicht so unselige Pfuscher bleibet, als ich Euch zeige, daß Ihr seyd und waret. Ihr habt keinen Begrif, als von Macht und Ansehn; wohl, so braucht wenigstens die Klugheit, die Euch zur sichern Macht, und Italien endlich einmal zur Ruhe leitet. Ich habe Euch Euer Werk nicht angewiesen; treibt Ihrs aber, so treibet es recht." Daß dies die Haltung der Gedanken in Macchiavells ganzem Buche sey, wird jeder Unpartheiische fühlen.

Damit wird es nun weder Satyre, noch ein moralisches Lehrbuch, noch ein Mittelding beider; es ist ein rein politisches Meisterwerk für Italienische Fürsten damaliger Zeit, in ihrem Geschmack, nach ihren Grundsätzen, zu dem Zwecke geschrieben, den Macchiavell im letzten Capitel angiebt, Italien von den Barbaren, (gewiß auch von den ungeschickten Lehrlingen der Fürstenkunst, den unruhigen Plagegeistern Italiens) zu befreien. Dies thut er ohne Liebe und Haß, ohne Anpreisung und Tadel. Wie er die ganze Geschichte als eine Erzählung von Naturbegebenheiten der Menschheit ansah: so schildert er hier auch den Fürsten als ein Geschöpf seiner Gattung, nach den Neigungen, Trieben, und dem gesammten Habitus der ihm beiwohnet. Nicht anders hatte er in seinen Dekaden jede andre Regierungsform beäuget; nicht anders hatte er seine sechs Bücher von der Kriegskunst, seinen goldnen Esel, den Belphagor aus der Hölle, der auf Erden ein Weib nahm, seine Clitia und und Mandragola geschrieben; er ließ jedes Ding in seiner Art seyn, was es war oder seyn wollte. Wären Sie hiemit noch nicht befriedigt, so soll meinen redlichen Staatssecretair ein Heiliger

rechtfertigen, der das, was Jener mit einer feinen Reisfeder entwirft, mit einem Kirchenpinsel ausmalet. Also spricht der H. Thomas von Aquino! — Doch ich mag meinen Text mit den barbarischkräftigen Worten des Kirchenvaters nicht entweihen. Lesen Sie solche in Naudé Considerations politiques sur les coups d'état, gleich im ersten Kapitel. Ich wollte, daß diese kleine Schrift des Naudé, die nach seiner Gewohnheit voll Gelehrsamkeit ist, übersetzt und mit dem zu ihr gehörigen historischen Commentar, den eine spätere Ausgabe schon besitzt, begleitet erschiene. Ohne sarkastische Anmerkungen, mit dem ruhigen Blick, mit welchem Macchiavell den Livius oder Barbeirac die Moral der Kirchenväter ansah, müßten auch Naudés Betrachtungen über die Staatsstreiche beäugt werden. Man blickte damit in welchen dunkeln Abgrund der Zeiten!

59.

Nun änderten sich aber viele Dinge jenseit und diesseit der Alpen. Die Reformation entstand; sie entlarvte den Unfug der kirchlichen Politik so schrecklich, daß immer auch einige, obgleich wenige Stralen auf die Staatspolitik fallen mußten. Jesuiten entstanden, die ein feineres Gewebe zu spinnen, und die Cabinette schlauer zu regieren wußten. Karl 5. machte in Italien Ordnung; es krystallisirten sich die kleineren Staaten, und nur den größeren, einer Katharina von Medicis, Heinrich 8., Karl 5., Philipp 2. stand es frei, in der alten großen Machiavellischen Manier zu verfahren. Da endlich stand ein Jesuit auf, klagte das Buch an, und es wurde verdammt, 72 Jahr nach seiner Erscheinung. Macchiavells System ward verdammt, weil es von den Staaten zu grob, von den Jesuiten jetzt feiner ausgeübt ward: man wollte den alten Meister nicht mehr anerkennen, der diese Grundsätze zu klar exponirt hatte und war überzeugt, der Jünger sei jetzt über den Meister. Nicht ohne; diese Politik aber stürzte sowohl den Jünger, als den Meister, und o wäre sie für unser Menschengeschlecht endlich begraben! — Was ist ein Principe Machiavells seiner Natur und Gattung nach? Der königliche Jüngling, der einen Anti-Macchiavell schrieb, hätte einen Anti-Principe schreiben sollen, wie er ihn auch nachher, (außer vielleicht in Fällen

der dringenden Noth oder der Convention) für Welt und Nachwelt rühmlich gezeigt hat. Vivre et mourir en Roi, war sein großes Wort der Pflicht und Ehre.

Zu deinem Grabe wallfahrtete ich einst, mein Anti-Macchiavell, Hugo Grotius. Du schriebst kein Recht des Krieges und Friedens: denn du warest kein Prinz; du schriebst „vom Rechte des Krieges und Friedens“. Und zwar sammletest du dazu nur Collectaneen; nicht aus Italien und deiner Zeit allein, sondern vorzüglich aus den guten Alten, aus den Gesetzen der Vernunft und Billigkeit, aus der Religion selbst; woraus denn allmälig ein Recht der Völker erwuchs, wie man in den barbarischen Zeiten es nicht hatte erkennen mögen. Laß dich das Ungemach nicht gereuen, heilige Seele, das du deiner guten Grundsätze und Bemühungen wegen hier erduldetest. Religionen hast du nicht vereinigen können, wie du es wolltest; aber Grundsätze der Menschen hast du vereiniget, und auch Völker werden sich einst zu ihnen verbinden.

Bei Gustav Adolph fand man, als er in einem Ausritt meuchelmörderisch gefallen war, Grotius Buch im Zelte auf seinem Tisch aufgeschlagen; die edelsten Männer in Schweden, Frankreich, Holland, Deutschland liebten und ehreten ihn; die ganze Europäische Nachwelt ist seine Verbündete und Verbunden worden. Was seitdem über Recht der Völker, über Natur- und Vernunftrecht geschrieben worden, gehet auf Grotius Bahn.

Nach so ungeheuren Fortschritten der Zeit konnte man freilich auch mit Institution der Prinzen nicht auf Macchiavells Wege bleiben. Er selbst wäre bei veränderten Zeitumständen nicht darauf geblieben; und o hätten wir von Macchiavell das Bild eines Fürsten für unsre Tage! Außer den Jesuiten, die eine Politica de Dios noch lange trieben, standen andere Prinzenlehrer, La Motte le Vayer, Nicole, Boßuet, Fenelon auf; wie ihre Grundsätze befolgt sind, zeigt die Geschichte. Nach den stürmischen Zeiten, in denen Languet, Milton, Hobbes schrieben, gaben Algernon Sidnei, Locke, Shaftesburi, Leibnitz mildere Grundsätze an, bis in unsern Tagen Roußeau's Contrat social Wirkungen erregt hat, an die sein Verfasser schwerlich dachte. Wie gern kehrt man aus dem Tumult dieser

2. Vivre et mourir en Roi, s. S. 40. — 6 f. De iure belli et pacis. Paris 1625.

Zeiten zu den friedlichen Geistern Grotius, Locke, Leibnitz zurück!

„Heil den Predigern der Menschenrechte, sagt ein neuerer Lehrer des Staatsrechts; aber versäumen sie ja nicht, vorher Menschenpflichten zu lehren. Um jene in ihrem ganzen heiligen Umfange einzuführen, müssen wir erst eine Majorität von Menschen haben, die fähig sind, diese in ihrem ganzen Umfange auszuüben." — Ich lege Ihnen das kleine Buch bei,*) aus dem diese Stelle genommen ist; Sie werden in ihm noch weit mehrere dieser Art finden. Sein Verfasser verspricht uns noch drei Bändchen dieser Art; wir wollen ihn bei seinem Wort halten.

60.

Auch Leibnitz unter den Phropheten?**) Was es mit den gewöhnlichen politischen Prophezeiungen für eine Bewandtschaft habe, wußte der scharfsinnige Mann besser als jemand. „Auf Ausrechnungen für die Zukunft, sagte er in einem Briefe,***) gebe ich nichts. Jene Prophezeiungen, die man in alten Büchern gefunden haben will, sind von denen geschrieben, die die alten Kriege zwischen Frankreich und England im Sinne hatten; die Erfahrung aber lehrt, daß alle, die sich an so Etwas gewagt haben, getäuscht wurden. Zuweilen können dergleichen Prophezeiungen nützlich seyn, dem Pöbel, wie man es nennt, durch einen frommen Betrug, Muth zu machen; bei Verständigen aber haben sie so wenigen Werth, daß sie vielmehr dem Ansehen und dem guten Ruf des Propheten Nachtheil bringen, indem sie keinen gründlichen Beweis zulassen, ohne welchen doch ein redlicher Mann, der seine Pflicht verstehet, nicht so leicht etwas behauptet. Gewisser möchte

*) Schlözers allgemeines Staatsrecht. Göttingen 1793. A. d. H.
**) Bezieht sich auf das Ende des 54sten Briefes. A. d. H.
***) Felleri Otium Hannov. p. 108. A. d. H. [Otium Hanoveranum sive Miscellanea, ex ore et schedis Illustris Viri, piae memoriae, Godofr. Guilelmi Leibnitii, ... quondam notata et descripta, ... Joachimus Fridericus Fellerus. Leipzig 1718.]

8. das kleine Buch, Allgemeines StatsRecht und StatsVerfassungsLere. Voran: Einleitung in alle StatsWissenschaften. Encyklopädie derselben. Metapolitik. Anhang: Prüfung der v. Moserschen Grundsätze des Allgem. StatsRechts. Von August Ludwig Schlözer D. Göttingen 1793. Die zitierte Stelle Z. 3—7 steht S. 161, 162. StaatsVerfassungsLere. Aphorismen VII. — 13 ff. S. S. 248 u. 202. — 16. sagte er in einem Briefe, Nr. 59 ad fratrem.

ich, fährt er fort, das voraussagen, daß, wenn in Deutschland die Dinge nicht besser gemacht werden, ** einen längern Widerstand leisten werde, als wir uns einbilden. Wir Deutschen brauchen unsre Kräfte nicht gnug. — — Statt also uns mit schmeichelnden Prophezeiungen einzuschläfern, ist guter Rath nöthig, daß wir unsre Nerven anspannen, und mit Beiseitsetzung jeder Privatbehaglichkeit fürs gemeine Beste sorgen."

An andern Orten indeß spricht er von den Voraussagungen kluger Männer anders. „In meiner Jugend, sagt er*), wollte ich eine Abhandlung davon schreiben," wobei er Seneka, Tacitus, Macchiavell, Conring, Lotichius, Dach, zum Beispiel anführet. Wir thun ihm also nicht Unrecht, wenn wir noch einige Blicke seiner Uebersicht über die Dinge um ihn auszeichnen. Er blickte weithin, er sahe scharf und ohne Galle: er war frohmüthig und redlich.

„So oft ich, sagt er**) zu seinem Freunde Ludolf, den gefährlichen Zustand der Dinge um uns her, und dabei unsre Trägheit, unsre verkehrten Rathschläge betrachte, so oft schäme ich mich unser vor den Augen der Nachwelt. Offenbar geht es dahin aus, daß in Europa sich alles drüber und drunter kehre, und doch beträgt man sich: als ob alles in höchster Sicherheit sei, und als ob wir Gott selbst zum Gewährsmann unsrer Ruhe hätten. Ueber Kleinigkeiten streitet man; ums Große bekümmert sich niemand, so daß es Eckel und Ueberdruß macht, an die Geschichte der gegenwärtigen Zeit nur zu denken. So gar sehr bestätigen wir Deutschen die ungünstigen Urtheile der Ausländer von uns durch unser Betragen." —

— „Im Felde der Wissenschaften stecken wir noch in den ersten Wegen. Ein Schicksal verhindert uns, daß wir die Schätze der Natur nicht sorgfältiger ausspähen und größern Nutzen daraus ziehen. Ich bin der Meinung, daß die Menschen fast

*) Epist. Leibnit. edit. Korthold. P. 1 p. 366. Feller. ot. Hannov. p. 217. A. d. H.
**) Feller. ot. Hannov. p. 121. A. d. H.

2. **, Gallos diutius restituros. — 9f. In meiner ... schreiben, I, 366, 367. Epist. 208, III. Feller. Pars Altera 160. Die Weissagungen des Seneca und Tacitus. — 11. Hermann Conring, Mediziner, Theolog, Politiker, Publizist, Begründer der deutschen Rechtsgeschichte. † 1681. — 16 ff. Nr. 66. An Hiob Ludolf, 12. Dez. 1698. — 28 ff. In der Mantissa Miscellaneorum Leibnitianorum. Nr. VI, 29. — 32. Viri Illustris Godefridi Guil. Leibnitii Epistolae ad diversos, Theologici, Juridici, Medici, Philosophici, Mathematici, Historici et Philologici Argumenti, e Msc. Auctoris cum annotationibus suis primum divulgavit Christian. Kortholtus. Lipsiae 1734.

unglaubliche Dinge zu Stande bringen könnten, wenn sie mehreren Fleiß anwendeten. Um ihre Augen aber ist eine Binde gezogen, und man muß die Zeit erwarten, da alles reif sei."*)

„Wie die Englische Societät Naturversuche zusammenträgt: so sollte eine andre seyn, die Regeln des Lebens, nützliche Bemerkungen und versteckte Vorschläge, wie der Zustand der Menschen zu verbessern sei, zusammentrüge.**)

„Aus den Schriftstellern sollte man ausziehen, nicht nur was irgend nur Einmal, sondern von wem es zuerst gesagt sei. Hier muß man von den ältesten Zeiten anfangen, doch aber nicht Alles erzählen, sondern was zum Unterricht des menschlichen Geschlechts dienet, auswählen. Wenn die Welt noch tausend Jahre steht, und so viel Bücher wie heut zu Tage fortgeschrieben werden; so fürchte ich, aus Bibliotheken werden ganze Städte werden, deren viele dann durch mancherlei Zufälle und schwere Zeitumstände ihr Ende finden werden. Daher wäre es nöthig, aus einzelnen und zwar den Original-Schriftstellern, die andre nicht ausschrieben, Eklogen wie Photius zu machen, und ihr Merkwürdiges mit den Worten des Schriftstellers selbst zu sammeln. Was aber merkwürdig sei, kann, bei der großen Verschiedenheit der Köpfe und der Wissenschaften freilich nicht Jeder beurtheilen."

„Ich glaube, daß es bei euch viele geschickte Männer giebt.***) Indessen mache ich einen großen Unterschied zwischen gründlichen Känntnissen, die den Schatz des menschlichen Geschlechts vermehren, und zwischen der Notiz von Thatsachen, die man gemeiniglich Gelehrsamkeit nennet. Ich verachte diese Gelehrsamkeit nicht, deren Werth und Nutzen ich einsehe; dennoch aber wünschte ich, daß man sich mehr an das Gründliche hielte: denn es giebt allenthalben zu wenig Personen, die sich mit dem Wichtigsten beschäftigen Nichts ist so schön und so befriedigend, als eine wahre Känntniß vom System der Natur zu haben. Würden viele dies Studium liebgewinnen, so würde man weit gelangen, nicht nur in Rücksicht auf Bequemlichkeiten des Lebens

*) Feller. p. 412. A. d. H.
**) Feller. p. 147. A. d. H.
***) Feller. p. 27, an einen Engländer. A. d. H. [VIII à Mr. B.]

4ff. Nr. XVII. — 18. Photios, Patriarch von Konstantinopel (857—879), gab in dem großen Exzerptenwerk Βιβλιοθήκη ἢ μυριόβιβλος ein Verzeichnis von 280 jetzt zum großen Teil verlorenen Werken mit Inhaltsangaben und Auszügen.

und der Gesundheit, sondern in Rücksicht auf Weisheit, Tugend und Glück; statt dessen, daß man sich jetzt mit Kleinigkeiten abgiebt, die uns ergötzen, nicht aber vervollkommnen und veredeln. Unter Vollkommenheiten rechne ich nichts, als was uns auch nach diesem Leben bleiben kann; die Känntniß von factis ist wie die Känntniß der Straßen in London. Sie ist gut, so lange man dort ist."

„Das göttliche Naturlicht in uns zu vermehren, hat man dreierlei zu thun nöthig.*) Zuerst sammle man eine Känntniß der vortreflichen Erfindungen, die schon gemacht sind; sodann erforsche man, was noch zu entdecken ist; endlich bringe man Beides, das Erfundne und noch zu Erfindende in Lobgesänge an den Urheber der Natur, zu Erweckung der Liebe zu ihm und zu den Menschen. Wären die Sterblichen so glücklich, daß ein großer Monarch diese drei Dinge einmal für sein Werk ansähe; in zehn Jahren würde zur Ehre Gottes und zum Wohl des Menschengeschlechts mehr bewirkt werden, als wir sonst in vielen Jahrhunderten ausrichten möchten."

„Ich hatte im Sinn, mancherlei Gedanken, die das Wohl des Kaisers und des Reichs betreffen, unter dem Namen: „Deutsche Rathschläge" ans Licht zu stellen; es ist aber verdrießlich, Worte in den Wind zu verhauchen, und nach Art der Declamatoren, die in Schulen über die beste Form der Republik zu Athen oder Karthago reden, Dinge vorzutragen, die niemand anwendet. Die besten Gedanken werden verächtlich, wenn man sie öffentlich hinstellt; unsre Feinde werden dadurch mehr gewarnt, als gebändigt. Indessen besitze ich manches Ueberdachte, das auch großen Männern wichtig geschienen hat, und in unsern Zeiten dem Ganzen sehr nützlich seyn könnte. Vor allem bin ich mir der Treue bewußt und der Liebe zum allgemeinen Besten."**)

Gewiß verzeihen Sie mir, daß ich von Leibnitz Weißagungen sobald auf seine Vorschläge übergegangen bin; eines klugen Mannes Weißagungen sind Vorschläge des Bessern. Nicht auf Visionen, sondern auf Erfahrungen und auf jene dauerhafte Vernunftprinzipien sind sie gebauet, die auch in die fernste Zukunft reichen. Da glücklicher Weise die Akademie der Wissen-

*) Feller. p. 19. A. d. H. [VI. Epistola ad Patrem Claudium Philippum Grinaldum, Soc. Jesu Theologum et praesidem mathematici tribunalis in Imperio Sinensi.]

**) Feller. p. 4. 5. A. d. H. [6. Nr. I. Excerptum ex Epistola Leibnitii ad Amicum, munus Bibliothecarii Caesarei ambientis.]

schaften, deren Ruhmwürdiger Stifter Leibnitz war, in Manchem schon zum ersten Plan desselben zurückgekehrt ist: so wäre es vielleicht gut, daß sie in Allem dahin zurückkehrte, und aus Leibnitz Schriften und Briefen sämmtliche Vorschläge sammlen ließe, die er zur Erweiterung der Wissenschaften und zum Wohl des menschlichen Geschlechts seinen Freunden oder der Welt offenbahrte. Ungeheuer Vieles ist seitdem noch nicht geschehen, was er zu thun sich vornahm oder von außen ausgeführt wünschte; er ist uns in diesem Allen der nähere Baco, der mit genauerer Känntniß der Sache, als der Engländer besaß, die Lücken der Wissenschaften, die Mängel unsrer Erkenntnisse und Bemühungen ansah und seine Entwürfe, mit Gründen unterstützt, zuweilen sehr vollständig detaillirt hat. Jungen Männern würde ich daher seine Briefe und Schriften nicht nur als eine reiche Fundgrube von Gedanken, sondern auch als ein Directorium ihrer Bemühungen anpreisen: wohin sie streben sollen, was allenthalben für die Menschheit noch zu thun sei. Glücklich ist, wer einen solchen Wegweiser frühe gebrauchet.

61.

Oft habe ich zu unsern Zeiten gedacht: „wenn Leibnitz lebte!“ Er lebt indessen in seinen Schriften, und wir können aus seinen muntern Urtheilen, die sich auf alles Merkwürdige seiner Zeit erstreckten, auch für jetzt viel Nutzen ziehen.

Sie wissen, mit welchem Eifer Leibnitz sich um die Vereinigung der Religion bewarb und verwandte. Für die damalige Zeit blieb seine Mühe fruchtlos; indessen selbst das Fruchtlose seiner Vorschläge, die allenthalben voll Verstandes waren, ist für uns lehrreich. Ein damaliger Regent wollte die Sache kürzer angreifen, und eine Vereinigung der Secten, nicht in Lehren, sondern in Gebräuchen, nicht mit gutem Willen beider Theile, sondern durch Befehle, durch Zwang bewirken. Ein untüchtiger Rathgeber schrieb zu Beschönigung dieser Mittel ein Arcanum Regium in pietistischer Form. Lesen Sie, wie sich die großen Friedensbeförderer Leibnitz und Molanus darüber erklären;*) das Gutachten endigt also: „Der neuen Regel, daß ein Evangelischer Fürst

*) Korthold. epist. Leibnit. T. 1. p. 88. A. d. H. [Ep. 59, 60. Die zitierte Stelle S. 90.]

Papst in seinem Gebiet sei, muß man nicht mißbrauchen. Bei den verständigen Katholischen selbst ist ein allgemeines Concilium der Kirche, wo nicht über, doch nicht unter dem Papste."

Hören Sie, was Leibnitz von Spielen urtheilt: „Ich wünschte, daß Jemand alle Arten von Spiel mathematisch behandelte und sowohl die Gründe ihrer Regeln und Gesetze, als ihre vornehmsten Kunststücke angäbe. Unsäglich viel zur Erfindungskunst Brauchbares liegt in den Spielen. Und dieses daher, weil die Menschen im Scherz sinnreicher als im Ernst zu seyn pflegen: denn überhaupt geht uns besser von der Hand, was wir mit Lust verrichten.*)

„Es könnte ein Spiel ausgedacht werden, das man das Spiel der Vorsorge oder der Zufälle nennen könnte: wenn das geschiehet, was könnte sich zutragen? Weil diese Zufälle zum Theil allgemein und auf vieles anzuwenden sind, müßte ein Gesetz seyn, solche bei einer neuen Frage nicht wieder zu gebrauchen, oder man könnte die allgemeinen Zufälle gar ausschließen — und das Gesetz machen, daß man nur Zufälle anführe, die vermieden werden können, ohne daß die Handlung selbst unterbleibe. Den möglichen Zufall könnte der Eine, das Mittel dagegen sein Nachbar sagen u. s."

„Man hatte vormals ein Fragspiel:" wozu ist das Stroh gut? man könnte es das Spiel der Effecte, oder cui bono? nennen. So könnte ein Spiel der Ursachen oder Mittel eingeführt werden, z. B. womit kann dies oder das gethan werden? Solche Spiele schärfen den Verstand und führen zu ernsthaft-Gutem, da andre Possen nur zu ernsthaft-Bösem führen.

„Man hat ein Gedächtnißspiel, da man sich übt, etwas Auswendiggelerntes schwer-Auszusprechendes mit wachsender Rede herzusagen; dergleichen Spiele könnten noch mehr erfunden werden, nicht zu Vermehrung der Seelenkräfte allein, sondern auch zu Uebung der Tugenden. In manchen Spielen ist Bescheidenheit, Mäßigung nöthig, wie im Königsspiel u. s. Ich wollte, daß Commenius daran gedacht hätte, da er sein Buch: die Schule ein Spiel herausgab."**)

*) Feller. Ot. Hannov. p. 165. A. d. H. [Pars altera Nr. LVII.]
**) Korthold. epist. Leibn. Vol. III, p. 278. A. d. H.

33f. die Schule ein Spiel, Schola ludus seu ianuae linguarum praxis scenica. Frankfurt 1679. — 34. Nr. XXXV. Des Herrn von Leibnitz zufällige Gedanken von Erfindung nützlicher Spiele, aus dessen mündlichen Unterredungen vormahls aufgezeichnet von J. F. F. (jedenfalls Joachim Friedrich Feller).

Bei unsern fürchterlich-großen Zeit- und Menschenspielen sind Ihnen diese Leibnitzische Gedanken nicht bisweilen eingefallen? Wenn Das geschieht, was könnte sich zutragen? Wie kann es vermieden werden? und wenn es sich zuträgt, was hilft dagegen? Ferner: wozu ist das Stroh gut? cui bono Dies oder Jenes? Das ganze Leben der Menschen ist ein Spiel; wohl dem, der es froh und mit Verstande spielet.

Von Spielen zur Philosophie. Die Urtheile, die Leibnitz nicht nur über die Alten, sondern auch über die Scholastiker und die Reformatoren der Philosophie, über Jordanus Brunus, Campanella, Baco, Hobbes, über Grotius, Locke, Cartes, Puffendorf, Shaftesburi u. s. fället, sind, obwohl immer in seinem eignen Gesichtskreise, mit einer Unpartheilichkeit, einer Milde und so allgemeinen Theilnehmung entworfen, daß ich dieses großen Gemüths wegen Leibnitz gern zum Schutzgeist der gesammten Philosophie wünschte. Von hundert merkwürdigen Aeußerungen hierüber hören Sie Eine über Cartes:*)

„Ich wünschte, daß trefliche Männer die leere Hoffnung, Oberherren im Reich der Philosophie seyn zu können, (arripiendae tyrannidis in imperio philosophico) aufgäben und den Ehrgeiz, eine Secte stiften zu wollen, fahren ließen: denn eben hieraus entspringen jene ungeschickte Partheilichkeiten, jene leere und eitle Bücherkriege, die der Wissenschaft und dem Gebrauch der kostbaren Zeit so sehr schaden. In der Geometrie kennt man keine Euklidianer, Archimedianer, Apollinianer; alle sind von Einer Sekte, der Wahrheit zu folgen, woher sie sich anbieten möge. Auch wird niemand gebohren werden, der sich das ganze Patrimonium der Gelehrsamkeit zueigne, der das ganze Menschengeschlecht an Geist übertreffe und alle Sterne um sich her auslösche wie die ätherische Sonne. Wir wollen den Des-Cartes loben, ja gar bewundern; deßhalb aber wollen wir Andre nicht vernachläßigen, bei denen sich viele und große Dinge finden, die Jener nicht bemerkt hat. —

„Nichts stehet dem Fortkommen der Wissenschaft so sehr entgegen, als jener Knechtsdienst, in der Philosophie eines Andern Gedanken zu paraphrasiren; und eben diese Paraphrasir-Kunst halte ich für die Ursache, warum von den blos-Cartesianern eben

*) Korthold. epist. Leibn. Vol. III, p. 392. A. d. H. [Nr. 88. Notata quaedam circa vitam et doctrinam Cartesii.]

so wenig Neues und Ausnehmendes geleistet werde, als von den Aristotelikern geleistet worden, nicht aus Mangel des Genies, sondern des Sektengeistes, der Partheisucht halben. Wie nämlich unsre Einbildungskraft, wenn ihr Eine Melodie allein vorschwebt, schwerlich und mit Mühe zu einer andern übergeht, wie Der, der unabläßig einer geschlagenen Straße folgt, keine neuen Wege entdecken wird: so sind auch die, die Einem Autor sich einverleiben, leibhafte Knechte dieses Autors, die er durch Gewohnheit in Dienst und Besitz hat; zu etwas Neuem und Verschiednem können sie ihr Gemüth nicht erheben. Und doch ist bekannt, daß den Wissenschaften nichts so sehr fortgeholfen hat, als die Verschiedenheit der Wege, auf denen man die Wahrheit gesucht hat."

Nichts verehre ich an Leibnitz mehr, als diese große, unpartheiische Jugendseele, die bis ans Ende seiner Tage alles mit Freuden aufnahm, was irgend der Wissenschaft diente. Keine Form wies er verächtlich ab; in Allem suchte er das Beste. Von ausschließenden Leibnitzianern hatte er so wenig Begriff, daß vielmehr seine Schriften und Briefe darauf arbeiten, in Zukunft alle Secten zu vernichten, aus Alten und Neuen die Wahrheit zu lernen, und auch einer sonst schlechten Schrift den Beitrag nicht abzuläugnen, den sie dem Gemeingute der Menschheit liefert. Ich wünschte, daß seine Gedanken, seine Urtheile über die verschiedensten Schriftsteller, in ihrer ganzen großen Unpartheilichkeit für Jünglinge ausgehoben, und als Leibnitz Geist, als die einzige, immer frische und neuströmende Quelle der Wissenschaft dargestellt würde. Vor einigen Jahren erschien, wie mich dünkt, eine Schrift, die der Geist des Herrn von Leibnitz hieß; wahrscheinlich aber ists nicht der rechte Geist gewesen, denn er ist ohne Wirkung bald verschwunden. Doch was sage ich Wirkung? Hat Leibnitz auf die Deutsche Nation gewirkt? Sogar seine Schriften sind von uns noch nicht gesammlet; und nachdem ein Ausländer sie für uns zu sammlen die Mühe nahm, haben wir sie noch nicht einmal ergänzet.

---

27. „Geist des Herrn von Leibnitz. Aus dem Französischen übersetzt. Th. 1. 2. 3. Wittenberg und Zerbst 1775, 1776. — 31 ff. ein Ausländer ... die Mühe nahm, Herder meint die Ausgabe von Dutens (s. S. 265, Z. 11 Anm.) in sechs Quartbänden. Genf 1768. Louis Dutens war ein französischer Protestant, geb. 15. Jan. 1730 zu Tours, gest. als britischer Historiograph und Mitglied der Londoner Royal Society 23. Mai 1812. In seiner Ausgabe fehlen die von Raspe herausgegebenen Stücke, also besonders die Nouveaux essais.

62.

Wollen Sie sich überzeugen, daß Leibnitz auch bei seinen Lebenszeiten in Deutschland eine ziemlich fremde Pflanze gewesen, so lesen Sie das Leben, das sein nächster Bekannter, Eckardt, von ihm geschrieben; seine Bekanntmachung haben wir dem gelehrten Murr*) zu danken. Die blühende Aloe sandte reiche Gerüche um sich her; allenthalben wollte sie Wurzeln schlagen, und neue Absenker pflanzen. Es gelang ihr hie und da, ohngeachtet des sträubigen Erdbodens: und wäre Leibnitz die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften zu Wien und Dresden so geglückt, wie ihm die Akademie zu Berlin glückte, welche unnennbar gute Folgen hätten sich seitdem verbreitet! Sein Geist lebte in einer idealischen Welt, im Reich aller denkenden, fürs Wohl der Menschheit wirkenden Geister. Für diesen großen Staat schrieb er seine Aufsätze, meistens auf Veranlassung fremder Aeußerungen und unterhielt einen so ungeheuren Briefwechsel, daß man ihn einen Mitarbeiter und Präsidenten der Gesammt-Akademie aller Europäischer Wissenschaften nennen könnte. In seinen näheren Verhältnissen aber war er hier Canzlei-Revisions-Rath, dort Geschichtschreiber des Fürstlichen Hauses; hier schrieb er für einen Pfalzgrafen, der König von Pohlen werden, dort für Deutsche Fürsten, die Gesandte beim Friedensschluß haben wollten; u. s. Er unterhielt die Fürsten mit Curiosis, (wenn es auch nur ein wunderbargestalteter Rehbock seyn sollte,) Fürstinnen mit sinnreichen philosophischen Gedanken, Neugierige, mit dem was sich in andern Ländern zutrug; erfand für den Bergbau Werkzeuge, Maschinen, Windmühlen, und — that doch nicht zur Gnüge. Zwei Jahre vor seinem Tode ward dem alten Mann nachdrücklich befohlen, die Historie des Hauses vor allen Dingen fertig zu machen" und als er begraben ward, „war das Einzige zu verwundern, (sagt sein getreuer Amanuensis und College, Eckard) daß da der ganze Hof ihm zu Grabe zu folgen invitirt war, außer Mir

*) Murrs Journal zur Kunstgeschichte, Th. 7. S. 123. A. d. H.

30ff. war das ... erwiesen, s. Murr S. 192. Dazu s. S. 263, Z. 30, bei Murr S. 224. — 31. Johann Georg von Eckhart, geb. 1664, gest. 9. Febr. 1730, von 1694 an Leibnitzens Gehülfe bei historischen Arbeiten. Sein Lebenslauf Leibnitzens, ursprünglich französisch geschrieben und an die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans gesandt, liegt Fontenelles Eloge und Wolfs Nekrolog in den Acta Eruditorum 1717 zu Grunde. — 33. Christoph Gottlieb von Murr, Journal zur Kunstgeschichte und zur allgemeinen Litteratur. Siebenter Theil. Nürnberg 1779. S. 123—231.

kein Mensch erschienen, so daß ich dem großen Mann die letzte Ehre einzig und allein erwiesen.*) Im Jahr 1695 schrieb er an Burnet: „Unbequem ist mirs, daß ich nicht in einer Stadt wie Paris oder London lebe, wo viele gelehrte Männer sind, deren Hülfe man sich bedienen, von denen man lernen kann: denn viele Dinge sind von der Art, daß Ein Mensch allein sie nie zu Stande bringen mag. Hier findet man kaum jemand, mit dem zu sprechen ist, oder vielmehr, es ist hier zu Lande nicht hofmännisch, sich von gelehrten Dingen zu unterhalten. „Noch das Jahr vor seinem Tode hatte er sich vorgenommen, nach Paris zu reisen und da sein Leben zu beschliessen."

„Weil er nicht zum Abendmal ging, sagt Eckardt, schalten die Prediger oft öffentlich auf ihn; er blieb aber bei seiner Weise. Gott weiß, was er vor Motiven dazu gehabt, die gemeinen Leute hiessen ihn daher insgemein auf Plattdeutsch Lövenix, welches qui ne croit rien heißet." Aus seinen Schriften und Bemühungen für die Vereinigung der Kirchen kennen wir seine reinen und aufgeklärten Religions-Grundsätze gnugsam; gewiß kann man ihm nicht den Vorwurf machen, daß er zu wenig geglaubt habe.

„Kurz vor seinem letzten Augenblick wollte er noch etwas aufschreiben. Als ihm Papier, Tinte und Feder gereicht wurden, fing er an zu schreiben, das er aber nicht mehr lesen konnte, als er es bei dem Licht durchsehen wollte. Er zerriß das Papier, warf es weg und legte sich zu Bette. Er versuchte nochmals zu schreiben, verhüllte sich die Augen in seine Schlafmütze, legte sich auf die Seite und entschlief sanft, nachdem er sein Ruhmvolles Alter auf 70 Jahre, 4 Monathe und 24 Tage gebracht hatte." Lesen Sie Eckardt's Lebensbeschreibung; das barbarus hic ego sum, wird Ihnen manche Seite ins Ohr flüstern.

*) Zur Erläuterung dieses Umstandes wird in den schätzbaren Zusätzen zu Eckardts Lebensbeschreibung folgendes angegeben: „Der König war damals nicht mehr in Hannover. Der Monarch stand eben nicht allzuwohl mit dem Wiener Hofe und es mißfiel ihm, daß Leibnitz 1713 ohne Erlaubniß nach Wien gegangen, und über anderthalb Jahre außen blieb, auch die Reichshofraths-Stelle angenommen hatte. Se. Majestät sagten daher einstmals, da ein Hündchen, welches verlohren gegangen, zu Hannover ausgetrommelt wurde, halb im Scherz, halb im Ernst: Ich muß wohl meinen Leibnitz auch austrommeln lassen um zu erfahren, wo er jetzt stecken mag." — Eine merkwürdige Erläuterung. A. d. H.

3ff. Unbequem ist mirs ꝛc., zitiert von Müller „Bekenntnisse" II, 359. (Die Übersetzung abweichend.) — 12ff. S. bei Murr S. 201, 202. — 20ff. Die Zusätze (Vermischte Nachrichten) bei Murr S. 222. — 28f. Ovidii Tristium lib. V 10 v. 37. Barbarus hic ego sum, quia non intellegor ulli.

Fontenelle sagt in seiner Lobschrift gar artig: aus vielen Herkules habe das Alterthum nur Einen Herkules gemacht; Er sehe keinen andern Rath, als den Einen Leibnitz in viele Gelehrte zu decomponiren: denn sonst würde bei dem beständigen Uebergange von Schriften des verschiedensten Inhalts, alle zu Einer und derselben Zeit geschrieben, diese unaufhörliche Mischung von Gegenständen, die in Leibnitz Kopf seine Ideen nicht verwirrte, eine Verwirrung und ein embarras in sein Eloge bringen." Und doch wünschte ich fast, daß Leibnitzens Vaterland diesen embarras, diese passages brusques et frequens d'un sujet a un autre tout opposé, qui ne l'embarrassoient point, in Leibnitzens Arbeiten nicht gebracht hätte; um den Einen Herkules in mehrere Herkules zu decomponiren. Wie anders konnte Newton in England seine Werke vollenden!

Sie wissen, daß Leibnitzens Verlassenschaft in der Landesherrlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrt wird, und es ist zu erwarten, daß die Regierung, die für alle und allerlei Wissenschaften mehr als irgend eine andre in Deutschland thut und gethan hat, einem dazu tüchtigen Manne, unter gegebner bürgerlichen Treue, die Bekanntmachung des Inhalts derselben auftrage. Der Einzige Band, den Raspe mit Kästners Vorrede von daher ans Licht stellte, ist vielleicht mehr werth, als Leibnitzens Theodicee selbst; und wer unternähme es, für den kleinsten Zettel Leibnitzens in Ansehung der Idee verantwortlich zu werden, die er darauf nur hinwarf?

Dankbar erkenne ich jede Blume, die eine würdige Hand nicht auf Leibnitz verscharrte Asche, sondern dem ewigen Ehrenmahl streuet, das er sich selbst errichtet hat. Die Wolfische Schule, so ungleich sie seiner Denkart war, hat ihm gleichsam ein Kenotaphium gebauet; durch sie ist eine Klarheit der Begriffe und eine Präcision des Ausdrucks in unsre Sprache gebracht worden, die ihr vorher unbekannt waren. Sollte, da ihre Periode vorüber ist, Jemand

1ff. Fontenelle, Eloges des Académiciens de l'Académie Royale des Sciences, morts depuis l'an 1699. Paris 1766. 2 Bde. Bd. I, S. 447—506. Die zitierte Stelle S. 448, 449. Die Gedächtnisschrift des Fontenelle ist als Einleitung (deutsch) vor der deutschen Übersetzung der Theodicee (zuerst 1720) abgedruckt, deren vierte Ausgabe mit vielen Verbesserungen Gottsched gab. Hannover und Leipzig 1744. An Stelle der früheren Übersetzung Fontenelles durch Eccard ist hier eine neue von Frau Gottsched getreten. S. Vorrede. — 20f. Der Einzige Band, es sind die „Nouveaux essais sur l'entendement humain", die zuerst erschienen in der von Raspe herausgegebenen Sammlung: Oeuvres philosophiques latines et françaises de feu Mr. Leibniz. Amsterdam und Leipzig 1765.

noch jetzt Bedenken tragen, Leibnitzens Briefwechsel mit Wolf herauszugeben, der, was er auch enthielte, dem Letztern nicht anders als zur Ehre gereichen könnte?

Auch ausser dieser Schule, wie jugendlich-lieb ist mir Alles was Leibnitz ehret und in sein Licht stellt! Jede Zeile, die Kästner, in mancherlei Art und Form, zur Ehre und zum Verständniß seines Landsmannes schrieb; von Cochius jede kleine Abhandlung in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, (wären doch von ihm noch ungedruckte Abhandlungen vorhanden!) sind mir schöne Reste von Philosophen der alten Zeit.

Hören Sie was Leibnitz von seinem Censorgeist saget: „Niemand hat weniger Censorgeist, als ich habe. Sonderbar ists; aber mir gefällt das Meiste, was ich lese. Da ich nämlich weiß, wie verschieden die Sachen genommen werden, so fällt mir während dem Lesen meistens bei, womit man den Schriftsteller vertheidigen oder entschuldigen könnte. Sehr selten ists, daß mir im Lesen etwas ganz misfällt, obgleich freilich dem Einen Dies, dem Andern Das mehr gefallen möchte. — Ich bin einmal so gebauet, daß ich allenthalben am liebsten aufsuche und bemerke, was Lobenswerth ist, nicht was Tadel verdienet.“ Könnte der Geist der Philanthropie selbst billiger und milder denken?

Und doch, warum erfuhren eben die friedliebenden, die billigsten Gemüther, Erasmus, Grotius, Comenius, Leibnitz so manchen übeln Dank ihrer Zeitgenossen? Die Ursache ist leicht zu finden: weil sie Partheilos und jene mit Vorurtheilen befangene streitende Partheien waren. Diesen gaben Unwissenheit, Eigennutz, blindes Herkommen, gekränkter Stolz und zehn andre Furien das Streitgewehr oder den Dolch der Verläumdung in die Hände; jene kämpften friedlich hinter dem Schilde der Wahrheit und Güte. Der goldene Schild der Wahrheit und Güte bleibt; ihre Streiter können persönlich fallen, aber ihr Sieg ist wachsend und unsterblich.

1. Leibnitzens Briefwechsel mit Wolf, dieser Briefwechsel ist erst 1860 erschienen, herausgegeben von C. J. Gerhardt. Halle. — 11ff. Zitiert von Müller „Bekenntnisse“ II, S. 355, 356. S. God. Guil. Leibnitii Opera omnia, ed. Ludov. Dutens. Genf 1768. 6 Bde. 4°. T. VI, S. 64 u. 72 (Briefe an Placcius). S. die Zusätze zu Eckharts Lebensbeschreibung (Vermischte Nachrichten von Herrn von Leibnitz). S. 213, 214.

152. Band: Th. Körners Werke. 2. Bd., 2. Abt.
153. Band: Wolfram von Eschenbach. 1. Bd.
154. Band: Goethes „Naturwissenschaftliche Schriften". Bd. 3. (Der Werke 35. Bd.)
155. Band: Goethes „Dramen". Band 6. (Der Werke 11. Band, 1. Abteilung.)
156. Band: Goethes „Dramen". Band 6. (Der Werke 11. Band, 2. Abteilung.)
157. Band: Das Drama der klassischen Periode. 2. Band, 2. Abteilung.
158. Band: Die Nibelungen. 2. Band.
159. Band: Wilhelm Hauffs Werke. 1. Band.
160. Band: Das Drama der klassischen Periode. 2. Band, 1. Abteilung.
161. Band: Arnim, Klemens und Bettina Brentano, J. Görres. 1. Band.
162. Band: Arnim, Klemens und Bettina Brentano, J. Görres. 2. Band.
163. Band: Thomas Murner und Ulrich von Hutten. 2. Abteilung.
164. Band: Das Drama der klassischen Periode. 1. Band.
165. Band: Wolfram von Eschenbach. 2. Band, 1. Abteilung.
166. Band: Wilhelm Hauffs Werke. 2. Band, 1. Abteilung.
167. Band: Wilhelm Hauffs Werke. 2. Band, 2. Abteilung.

Stimmen der Presse

über Kürschners „Deutsche National-Litteratur".

Nord und Süd, Heft 90, schreibt: Deutsche National-Litteratur, historisch-kritische Ausgabe, herausgegeben von Joseph Kürschner. Berlin und Stuttgart, W. Spemann. Professor Joseph Kürschner hat den großen Plan gefaßt, alles, was die deutsche Litteratur Hervorragendes, Bemerkenswertes oder Charakteristisches seit ihren ersten Anfängen hervorgebracht hat, in einer Sammlung zusammenzustellen, welche für jeden Gebildeten eine Art umfangreiche Chrestomathie zur deutschen Litteraturgeschichte bieten soll.

Bei einem Unternehmen, wie das Kürschnersche, kommt in vorderster Linie der gesamte Plan in Betracht, und dieser verdient sicherlich die vollkommenste Billigung. Wir besitzen Klassiker-Bibliotheken, teuere und billige, in großer Menge. Wir besitzen aber keine einzige Sammlung, welche auf historischer Grundlage einen Gesamtüberblick über das Wertvolle, was uns die Vergangenheit hinterlassen hat, gewährt. In dieser Art ist das Kürschnersche Unternehmen das erste.

Die bisher vorliegenden Bände zeigen schon in hohem Grade, wie vorteilhaft es sich vor den früheren ähnlichen Unternehmungen auszeichnet. Wir bekommen natürlich auch unsere Klassiker wieder; wie dürften Goethe, Schiller, Lessing, Kleist u. s. w. in einer Bibliothek deutscher Dichter fehlen. Aber auch hier wird Neues geboten. So verdient z. B., um nur eines zu erwähnen, was gerade uns besonders neu und belehrend erschien, der 33. Teil von Goethes Werken, welcher den ersten Band der naturwissenschaftlichen Schriften enthält und von Rudolf Steiner herausgegeben ist, besonders hervorgehoben zu werden. Es ist unseres Wissens diese Seite der Thätigkeit Goethes in einer für jeden Gebildeten zugänglichen Weise noch nicht dargestellt worden. Auch der 3. Teil von Schillers Werken, die Räuber und Fiesko in beiden Bearbeitungen enthaltend (herausgegeben von R. Boxberger), verdient besondere Anerkennung. Der Herausgeber fügt hier dem Abdruck der ersten Ausgaben auch die Originaltitelblätter in sehr guter Reproduktion bei, eine Methode der Illustration, die sicherlich von keiner Seite der Vorwurf des Bilderbuchartigen treffen wird. Wir können unmöglich alle bis heut erschienenen Bände prüfend durchgehen. Zur eingehenden Beurteilung der Leistungen jedes einzelnen Bearbeiters bedürfte es eines umfangreicheren Wissens, als der Schreiber dieser Zeilen besitzt; es würden auch kleine Ausstellungen und Meinungsverschiedenheiten, die bei dem Umfang des Unternehmens sich gewiß nicht vermeiden ließen, dem Wert des Ganzen keinen Eintrag thun.

Wir ziehen vor, auf dasjenige die Aufmerksamkeit unserer Leser zu richten, was uns hier Neues und Eigenartiges geboten wird. Denn es ist dessen sehr viel.

Unser Gesamturteil über die Kürschnersche National-Litteratur muß nach dem Gesagten, das ja keineswegs der großen Leistung gerecht werden kann, außerordentlich günstig ausfallen. Kürschner hat es verstanden, einen klaren Plan vorzuzeichnen, einen Verleger zu finden, der den Ausgaben eine in jeglicher Beziehung schön zu nennende Ausstattung giebt, und einen Stab von Mitarbeitern um sich zu sammeln, die in ihren Spezialgebieten als hervorragende Männer zu bezeichnen sind — und die Frucht seiner Bemühungen ist ein Unternehmen von dauerndem Wert, für welches ihm das deutsche Publikum den Dank nicht schuldig bleiben wird.

Die Gegenwart kommt in einem ausführlichen Referat zu dem Schluß: „ein überaus zeitgemäßes, verdienstliches, unterstützungswürdiges Unternehmen .... Unser Publikum in weitesten Kreisen wird sich daran gewöhnen, die Litteratur nicht aus Kompendien ihrer Geschichte, sondern aus frischer unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen. Hier ist ihm das beste Material in geradezu überwältigender Fülle und sorgfältiger Verarbeitung geboten".

Das **Deutsche Litteraturblatt** glaubt das „neue litterarische Riesenwerk", „diese Kürschnersche Deutsche National-Litteratur allen gebildeten deutschen Familien mit Recht auf das wärmste empfehlen zu dürfen".

In gleich anerkennendem Sinne sprechen sich zahlreiche andere Zeitschriften aus.

Herders Werke

Bd.: Teil 5.

[1893]